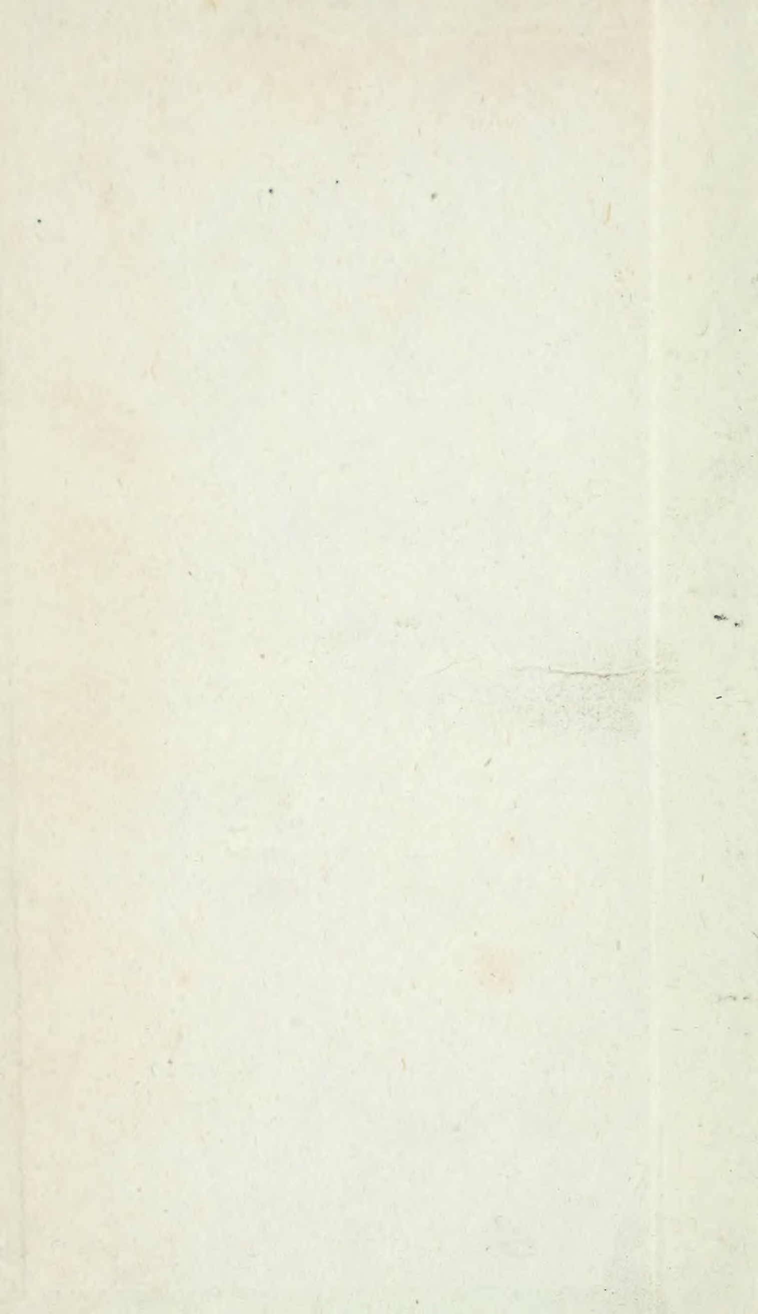
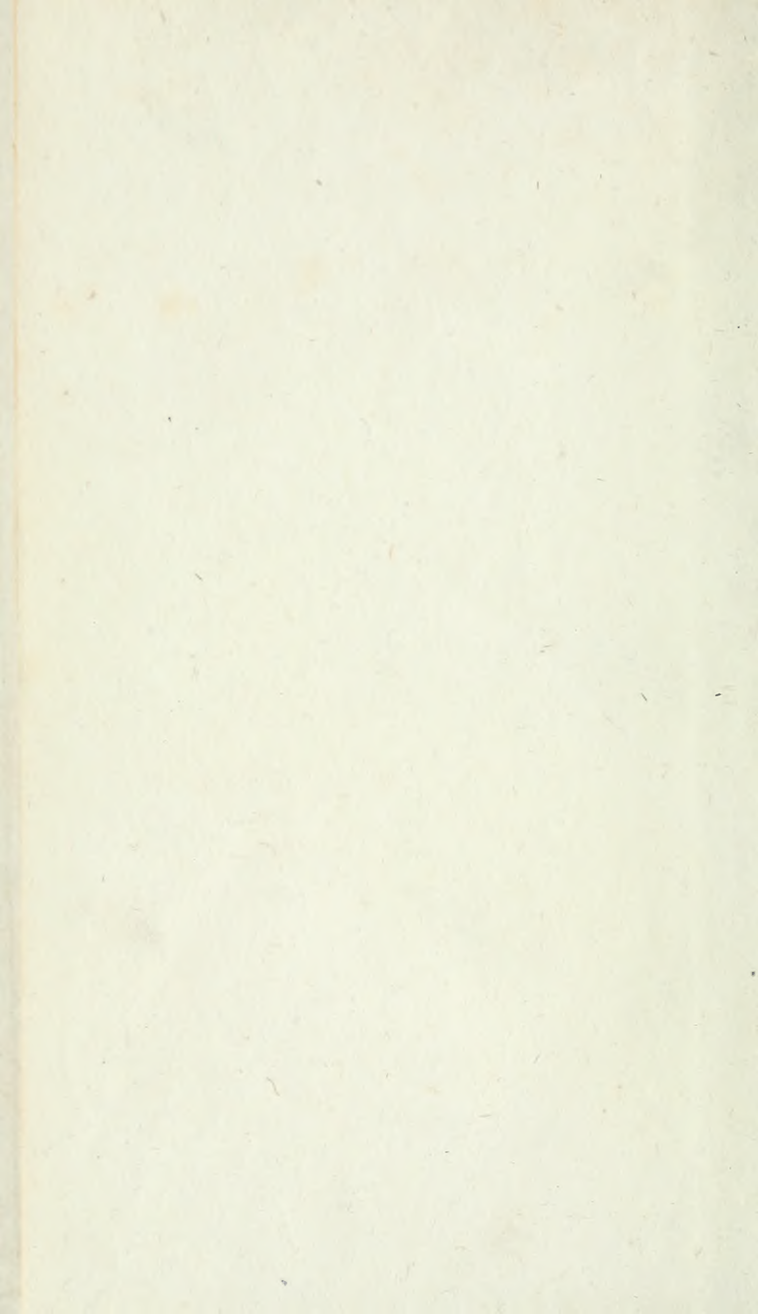






Pestalozzi's sämmtliche Schriften.

Zehnter Band.

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1823.

Figuren

zu

meinem A B C = Buch

oder

zu den Anfangsgründen meines Denkens.

Sui nemo tam similis est, quam omnes sunt omnium. Itaque quaecunque est hominis natura una in omnes valet.

Cicero.

Vorrede.

Was soll ich zu diesen Bögen sagen?

Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkst, Leser! so wirst du ihre Einfalt unerträglich finden.

Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bei dir rege machen werden, mit denjenigen, die mich belebten, da ich sie hinwarf, so wirst du ihre Einfalt lieben.

Du wirst sie aber auch hassen, wenn die Beschränktheit eines Kopfs ohne Grundsätze und ohne ausgedehnte Erfahrungen dich verleiten wird, das, was ich für das Menschengeschlecht wahr fand, für etwas anzusehen, das ich eigens von der Nase deines Herrn Vetters oder deiner Frau Base abkopiert habe.

Die Veranlassung dieses Buchs.

Die Welt ist immer sich selbst gleich, und doch ist der Mensch über alles, was ist, so ungleicher Meinung. — Also sagte der Bauer Waldmann, neben welchem ich am Tische saß.

Seine Frau antwortete ihm: die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen, als in der Mittagsstunde, und beym Nebel anders als beim Sonnenschein.

Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische saß, der Stier siehet sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht, Stoffel! sagte der Großvater im Lehnsessel — die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen — wenn sie ihm auf eine Art darein fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also darein fallen kann.

Ich merkte mir das, und fragte mich seither bey allem, was in der Welt immer einen merklichen Eindruck auf mich machte: war es Tag oder Nacht — Sonnenschein oder Nebel, da ich es sah — oder war es Katze oder Hund, Affe oder Elephant, Fuchs oder Esel — welcher mir die Sache vor die Augen brachte? vorzüglich aber fragte ich mich selbst: fällt mir mein Gegenstand also in die Augen, wie er keinem Vieh auf Erden darein fallen kann?

Früher oder später, aber immer gewiß wird sich die Natur an allem Thun der Menschen rächen, das wider sie selbst ist.

Vorrede
zu der neuen Ausgabe dieser Bögen.

Es war in Tagen der annähernden französischen Revolution und in den ersten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte, daß meine Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe mich unwiderstehlich hinriß, diese Bögen zu schreiben. Sie tragen auch als ein bestimmtes Resultat meiner, durch den Eindruck dieser Epoche belebten Einbildungskraft auf der einen Seite das Gepräge des Einflusses dieses Zeitpunkts auf die Augenblicksdarstellung meiner Ansichten über die wesentlichen Fundamente unserer societätischen Verhältnisse sichtbar an sich, auf der andern Seite aber sind viele derselben hinwieder eben so sehr ein vollgültiges Zeugniß meines tiefen, innern Gefühls von der in diesem Zeitpunkt sichtbar gewordenen, allgemeinen Abschwächung der wesentlichen Fundamente, auf welchen der alte Segenszustand des Schweizerlands ruhete, als auch von meiner damals eben so lebhaften Ueberzeu-

gung von der Gefahr, die in unserm Vaterlande jeder Versuch, diese alten Fundamente unsers bürgerlichen Wohlstands durch die Theilnahme an den sich damals organisirenden Volksbewegungen und den ihnen zum Grunde liegenden Ansprachen auf mehr oder minder direkten Volksgewalt auf unser Vaterland haben mußte.

Der Irrthum und die unpsychologische Taktlosigkeit, die der Gang dieser Weltepoche von Anfang an bezeichnete, stand mir damals schon lebhaft vor Augen; und man kann sich auch nicht wohl stärker und offener darüber aussprechen, als dieses einerseits mit klaren und bestimmten Worten in einigen dieser figürlichen Darstellungen geschieht, und als es anderseits aus dem Geist aller offen heraus fällt. Sie alle erklären den Fundamentalirrthum dieses Zeitpunkts, den selbstsüchtig belebten Anspruch an Volksgewalt, als dem Wohl und Segen des Menschengeschlechts und seiner Bestimmung wesentlich entgegenstehend. Ich habe deßnahen dieses Denkmal meiner, in diesem Zeitpunkte so sehr belebten Ansichten so viel als unverändert stehen lassen, wie es damals aus meiner Feder floß. Indessen konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß meine hie und da durch Zeit und Ort etwas unbestimmte und be-

schränkte Belebung meiner diesfälligen Ansichten, besonders in der bildlichen Gestalt, in der sie dargestellt worden, gegenwärtig einiger Mißdeutungen fähig seyen, und im Zusammenhang mit Gesichtspunkten, die ganz nicht die meinigen sind, und mit Thatsachen ins Aug' gefaßt werden konnten, die in den Jahren zwischen 1780 und 1790, in welchen diese Bögen geschrieben worden, noch gar nicht geschehen sind. Ich habe deßnahen, ohne demjenigen im geringsten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Lesen dieser Schrift gerne selber denkt, dennoch gut gefunden, in dieser neuen Ausgabe hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beschränkung ich meine Figuren selber ins Aug gefaßt habe.

Zu diesem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, wenigstens auf eine, wenn auch einseitige Ansicht dessen, was sich dabei denken läßt, hingeführt werden, habe ich gut gefunden, fast einer jeden dieser Figuren nach dem Zeichen ═══ einen meist ganz kleinen Zusatz beyzufügen, der den Leser wenigstens von einer Seite auf das Wesentliche des Gesichtspunkts, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen, ge-

eignet ist. Ich glaube auch dadurch, daß ich die thie- rischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Thiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als dem Heil des Menschengeschlechts und seiner hohen Bestimmung entgegenwirkend, erklärt und so viel mir bewußt ist, diesen Gesichtspunkt in keiner einzigen dieser Figuren aus dem Auge gelassen, von der Rechtlichkeit meines Zeitalters fordern und von seiner Billigkeit erwarten zu dürfen, daß ich dießfalls in keiner derselben we- sentlich mißverstanden und als ein Mensch angesehn werde, der durch bürgerliche Verirrungen den from- men, reinen, heiligen Sinn der Menschlichkeit in sich selber verhärtet und sogar mit Bewußtseyn das Seinige dazu beyzutragen gesucht, diesen guten, frommen Sinn der Menschennatur zum Dienst vor- übergehender Zeitverirrungen in seinen Mitbürgern selber zu schwächen und zu verderben.

Inhalt.

Seite.

117. Das

I.
Der Menschenmaler.

Er stand da — sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser gethan, uns unsre Schuhe zu flicken.

Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseyns nichts übrig, als malen zu lernen.

Als ich diese erste Figur zu meinem A B Cbuch einem Manne vorlas, der es recht wohl versteht, die Welt, wie sie wirklich ist, zu gebrauchen, und denn auch hinwieder sich von ihr gebrauchen zu lassen, sagte er zu mir: So, so, Sie wollen also ein Menschenmaler werden; es braucht viel, sehr viel, dieses Handwerk mit Erfolg zu treiben.

Ich erwiederte: Ich werde in keinem Falle mehr oder etwas anders von ihnen malerisch darzustellen suchen, als ich bey ihnen und an ihnen wirklich gesehn.

Er. Sagen Sie lieber: als was ich von ihnen wirklich gesehn zu haben glaube.

Ich. Warum meinen Sie, daß ich nicht sagen dürfe, das was ich bey ihnen wirklich geseh'n?

Er. Weil Sie das, was Sie geseh'n, mit Mißmuth ins Aug' gefaßt; und wer etwas mit Mißmuth ansieht, sieht es nicht, wie es ist, sondern wie es ihm in seiner Stimmung ins Aug' fällt.

Ich. Aber warum glauben Sie, daß ich alles mit Mißmuth ins Aug' gefaßt habe?

Er. Wie Sie es selber sagen. —

Ich stutzte und er fuhr fort: Kann man stärker den Mißmuth seiner Seele ausdrücken, als wenn man von seinen nächsten Umgebungen sagt: „ich hätte euch eure Schuhe „geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich wäre für „euch gestorben, aber ihr habt meiner nichts wollen.“ — Wahrlich, wer so redet, der kann nicht wollen, daß man dem Colorit seiner Farben ganz traue.

Ich war betroffen, und weiß gar nicht mehr, was ich ihm geantwortet. Aber jetzt, da ich diese Figuren fast nach vierzig Jahren noch einmal ins Aug' fasse, finde ich, der Mann, der wie damals auch jezt über vieles gar nicht wie ich dachte, aber die Welt und die Menschen besser als ich kannte, habe in seinem Urtheil, ich habe die Menschen in diesem Zeitpunkt mit Mißmuth ins Aug' gefaßt, nicht ganz unrecht gehabt, und ich müsse bey jeder dieser Figuren mich selbst fragen: habe ich die Gegenstände, die ich dabey im Aug' gehabt, richtig angesehn? und hinwieder, sehe ich sie jezt mit unbefangenen Augen an?

Ich glaube zwar nicht, daß ich meine Ansichten über vieles merklich geändert; ich bin vielmehr überzeugt, daß ich die meisten Gegenstände des Menschenlebens heute noch wie damals mit kindlicher Unbefangenheit ins Aug' fasse. Doch darf ich auch nicht denken, so alt geworden zu seyn, ohne daß viele meiner Ansichten in mir selbst einige Veränderungen erlitten. Es liegt in der Menschennatur und es ist unausweichlich, der Mensch verstärkt und verfeinert innert einer solchen grossen Epoche die Wahrheit seiner Ansichten und besonders seiner Lieblingsansichten fühlbar, oder er verhärtet sich in dem Irrthum derselben eben so sehr.

2.

Der Raupenfänger.

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher. Er jagte ihr durch Feld und Flur nach; aber das Volk, das die Erde baute, klagte, er verderbe ihm mit seinem Thun sein Gras und sein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachsenden Kohlstocke, auf dem blättervollen Baume und an der grünenden Hecke; er haschte sie wieder; — aber sie starb in seiner Hand und er warf sie als ein faulendes Aas weg.

Jetzt hing sie am sich entblätternden Baume und an den kahlen Wänden des Hauses — er haschte sie noch ein-

mal und wartet jetzt bis ihre todte Larve für ihn sicher zum Leben erwacht.

Wenn du die Wahrheit suchst, so jage ihr nicht nach, hasche nicht nach ihr, warte ihrer in Liebe, Ruhe und Geduld. Thust du dieses, sie kommt selbst zu dir; sie klopft an deiner Thüre an und will Wohnung bei dir machen; besonders aber jag' ihr nicht nach, wenn sie vor dir in den Lüften schwebt, und von dir weg fliegt. Jagst du ihr dann nach, so zertrittest du mit deinen Jagdsprüngen nach ihr, Segenswahrheiten, die du schon im Besitz hast, und die dir ohne alles Maaß mehr werth sind, als die, denen du nachjagst. Am allerwenigsten reisse die Wahrheit, wenn sie vor deinen Augen, zu deinen Füßen gedeiht, mit hartem, frevelm Gewalt von dem Platze weg, auf dem sie Nahrung findet, um sie, ohne Rücksicht auf ihre Nahrung, hinzutragen, wo es dich gelüstet. Thust du dieses, so wird sie in deiner Hand zum stinkenden Aas. Nur allein, wenn du der Wahrheit, in welchem Zustand sie auch vor dir steht, wäre es auch in einer todt scheinenden Hülle, mit Ruhe, Geduld und Liebe wartest, bis sie für dich sich zum Leben entfaltet, nur dann wird die Wahrheit, die du suchst, heilige, segnende Wahrheit, nur dann wird sie für dich wirkliche Wahrheit seyn.

3.

Der Regentropfen.

Die Erde sagte zu ihm: Wer bist du? Er antwortete: ich erscheine in meiner Geburtsstadt, als das nichtigste aller verachteten Wesen, ich stehe auf dem Boden als Nebel, in den Höhen trage ich die Farbe des Elends; — aber von ihrem Verderben entzündet, durchblitze ich mich selber im Lichtglanz. Die todte Straße und den unbesäeten Acker verwandle ich in Koth; aber ich segne die Saaten des Landes — und wenn mich die kalten windigen Höhen der Oberwelt ergreifen und drängen, so falle ich als verhärteter Stein, und als verheerender Guß aus den Wolken.

Also — was des Segens empfänglich, das segnet der Regentropfen, was aber an sich selbst in seinem Zustand eines Segens empfänglich, das segnet er nicht, er kann es in dem Zustand, in dem er ist, nicht segnen, und was den Keim des Verderbens in sich selbst trägt, dessen Verderben erhöht er durch eben die Kraft, durch die er das, was des Segens empfänglich, segnet.

4.

Der Kiesel und der Fels.

Was nützt es, daß du dein Haupt über die Wellen empor hebest? Du haltest seinen Lauf doch nicht auf — also sagten neidische Kiesel, die der Strom fortrollte, zum Felsen, der in den Wellen stehen blieb.

Aber der Fels antwortete ihnen: ich liebe das Stehenbleiben, auch wenn ich nichts nütze; und ein Kranich, der auf dem Fels stand, rief lächelnd in die Fluthen hinab zu den rollenden Steinen: wenn auch der Strom einmal an den Felsen anlegt und ihr dann selber zum liegen bleiben kommt, so werdet auch ihr nicht mehr sagen, daß er nichts nütze.

Wer Kraft hat, gefällt sich in seiner Kraft, auch wenn sie ihn für den Augenblick nichts nützt. Er läßt sich auch lieber von einem Vogel, der für seine Ruhe und Sicherheit auf ihm absitzt, eine Lobrede auf seine Kraft machen, als daß er sie selber macht.

5.

Der Berg und die Ebene.

Der Berg sagte zur Ebene: ich bin höher als du.

Kann seyn, erwiederte die Ebene; aber ich bin alles, und du bist nur eine Ausnahme von mir.

Der Theil wäre immer so gerne mehr als das Ganze; das Zufällige erhebt sich so gerne über das Wesentliche; alles Gemeine spricht so gerne die Eigenthümlichkeit des Vorzüglichen an; der Dachziegel selber scheint sich in seiner Höhe weit mehr zu fühlen als die Quaderstücke, auf denen die Mauern seines Hauses ruhen. Auch das Menschengeschlecht wirft allgemein auf die Ausnahmen der Dinge eine weit größere Aufmerksamkeit als auf das, was diese Dinge in der Regel allgemein sind. Das geht so weit, daß man gewöhnlich in den Anstalten für Blinde und Taubstumme einen sehr grossen psychologischen Takt in ihren Unterrichtsweisen angewandt findet und allgemein als nothwendig anerkannt, indessen man in gewohnten Volksschulen kaum daran denkt, daß für den Unterricht gemeiner Kinder, die alle fünf Sinne in der Ordnung haben, auch so ein psychologischer Takt in ihrer Unterrichtsweise nothwendig wäre.

6.

See und Fluß.

Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbst. — Und ich fließe in ewiger Freiheit ins Weltmeer. —

Also streiten sich See und Fluß miteinander. Die Thoren! Der See dankt die Klarheit und Ruhe seines Wassers den Flüssen und Bächen, die in wilden, trüben Wirbeln in sein Beet hineinströmen; und Fluß und Bach neigen sich in aller Unruhe ihres Laufes, und mit allem Koth, den sie mit sich führen, zu der Ruhe und dem Gleichgewicht, in dem sich der See in stiller, klarer Reinheit spiegelt.

Die Selbstsucht der Menschennatur rühmt sich in allen Verhältnissen jeder Kraft und jedes Vorzugs, die sie in sich selbst fühlt, und ist gränzenlos unaufmerksam auf die Mittel und Ursachen, durch welche ihr diese Kräfte und Vorzüge eigen geworden.

Die todte Natur ist unfühlend, und die lebendige, in so fern ihr Leben der Selbstsucht des Fleisches und des Bluts ausgeht, ist es auf eine Art noch weit mehr.

7.

Das Meer und alle Wasser der Erde.

Ich umfasse das All' der Welten, ich wohne im Unergründlichen und eure Wasser alle fließen in meinen Schooß — also sagte das Meer zu allen Wassern der Erde.

Diese antworteten ihm: aber eben darum, weil du alles Gift, alle Salze und alles Verderben der Erde in dir selber gesammelt, bist du auch unermeßlich oder unergründlich in dir selber verdorben.

Die Fische des Meeres und des Landes nahmen Theil an diesem Streit. Der Wallfisch und die zahllosen Bewohner des Abgrundes erwiederten: Unser Wasser ist nicht verdorben; das Salz ist die Würze des Wassers, und wir werden darinn groß und stark, und mehren uns, und füllen die Meere, und im unermeßlichen Schlamm unsers Abgrunds wächst uns unermeßliche Nahrung; ihr aber bleibet Zwerge und eurer sind nur wenige.

Die Fische des süßen Wassers erwiederten: Nur unser Wasser ist rein; wir allein sind reine Fische. Wir brauchen keine unermeßlichen Sümpfe zu unserer Nahrung und im Schlamm unserer Ufer leben nur Krebse, Schlangen und Kröten.

8.

Schwamm und Gras.

Der Schwamm sagte zum Gras: ich schieße in einem Augenblick auf, indessen du einen ganzen Sommer durch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin. —

Es ist wahr, erwiederte das Gras, ehe ich etwas werth bin, kann dein ewiger Unwerth hundertmal entstehen, und hundertmal wieder vergehen.

Das schnell Entstehende und schnell Vergehende der tausendfältig wechselnden Treibhausresultate unsrer Zeitverkünstlungs-Erscheinungen verhält sich zu dem Unwandelbaren, Ewigbleibenden, der wahren Entfaltungsmittel der Kräfte und Anlagen der Menschen-Natur, wie der elende Schwamm, der auf dem Misthaufen in einer Nacht entsteht, und in der andern wieder vergeht, zu allen Pflanzen der Erde, die zu ihrem Wachsthum Jahre brauchen.

9.
Sonne und Mond.

Wenn der Mond sich verdunkelt, so ist er dann nur, wie er in sich selbst ist, und du achtest es nicht; aber wenn die Sonne in einen Schatten fällt, so verdunkelt sich das Licht, das in ihrer Natur selbst liegt, und deine ganze Aufmerksamkeit wird auf den Schatten gerichtet, der auf sie fällt.

Bei dem gemeinen Menschen achtest du es nicht viel, wenn du schon etwas Schwaches und Gemeines von ihm hörest, aber wenn dir von einem Menschen, den du hoch achtest, plötzlich eine Schwäche und ein Fehler auffällt, so vergissest du in diesem Augenblick leicht seinen in dir selbst tief gegründeten Werth und siehst und fühlst jetzt nur die vorübergehende Blösse, die er sich in diesem Augenblick gegeben; und wahrlich, je kleiner du selbst bist, desto grösser scheint dir diese Augenblicksschwäche des Mannes.

10.
Noch einmal Sonne und Mond.

Das Mondenlicht ist entlehnt — es ist ewig kalt, niemals sich selbst gleich, und wenn es hell scheint, so ist es gewiß Nacht.

Die Sonne hat ihren Strahl in sich selbst, sie ist ewig warm, ewig sich selbst gleich, und wenn sie scheint, so ist es gewiß Tag.

Viele Dinge, die die Menschen Wahrheit heissen, sind eben so ewig kalt und niemals sich selbst gleich; je größeres Gewicht der Mensch einer solchen Scheinwahrheit gibt, desto mehr lebt er in der Finsterniß.

Die Wahrheit, die nicht Schein-, sondern wirkliche Wahrheit ist, und das Menschengeschlecht segnet, hat den Strahl ihres lebendigen Seyns in sich selbst. Sie ist ewig warm; sie ist ewig sich selbst gleich; wo sie strahlet, ist es gewiß Tag, und jemehr der Mensch ihr in sich selbst Gewicht giebt, jemehr lebt er im Licht.

11.
Der Strahl und der Graswurm.

Die Menschen klagen so viel über mich, und ich nage doch nur an einem armseligen Blatt, du hingegen verbrennest Häuser und Dörfer. Also sagte der Graswurm zum schrecklichen Strahl.

Kleiner Heuchler! donnerte ihm dieser herunter, du verheerst mit stillem Blätterfressen weit mehr, als ich mit meiner lauten gewaltigen Kraft.

Unbemerkte, aber in die Fundamente des häuslichen Wohls des niedern Volks tief eingreifende Landesübel, von denen du oft Jahre lang keinen öffentlichen Laut hörest, wirken gemeiniglich weit verderblicher, als einzelne Verheerungen und Schrecknisse, von denen die Jahrbücher aller Länder voll sind.

12.
Der Sturm und die Schneeflocke.

Der Sturm brach hie und dort einen Ast von den Bäumen, aber da er nachließ, fiel ohne ein Lüftchen, ein Schnee, dessen kleine Flocken tausend Aeste von den Bäumen brachen, gegen einen, den der Sturm abriß.

Es ist ein altes Sprichwort: Stille Wasser fressen auch Grund. Darum verachte die klein scheinende Kraft nicht; der Regentropfen, der von der Rinne fällt, durchlöchert den Felsen.

13.
Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken, und sagte zum Vater: wenn sie nur auch den schönen blauen Himmel nie mehr bedeckten! Der Vater antwortete ihm: armes Kind! was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel.

Wenn ich Schaaren glänzender Müßiggänger, die als Fruges consumere nati in Gold und Seide doch erstrotzen, und neben ihnen einen Kirchgang in Zwillich gekleideter Landarbeiter vorbeigehen sehe, so denke ich an dieses Himmelblau und an dieses Wolkengrau.

14.
Die brennbare Erde.

Diese Erde ist außerordentlich fett, sagte ein Mann, der sie fühlte.

Aber einer, der sie kannte, antwortete: sie ist so fett, daß wenn ein Funken darein fällt, so frißt sie sich selbst auf.

Europa's mässige Fruchtbarkeit ist dem Menschengeschlechte unendlich mehr werth, als Asiens schwülstiger Reichthum; und die mäßige Wohlhabenheit des Landeigenthümers und Landbauers auf dem Continent ist der Menschennatur unendlich angemessener und dem Menschengeschlechte unendlich segensreicher, als der schwülstige Reichthum der englischen Millionärs dem eigenthumslosen englischen Volk ist.

15.

Die wasserreiche Erde.

Dieses Thal muß gesegnet seyn, sagte ein Mann, da er eine Menge Quellen vom nahen Berge in dasselbe hinabfließen sah.

Aber ein Mann, der im Thal wohnte, antwortete: es sind der Quellen zu viel da, sie machen die Ebene zum Sumpf.

So werden oft einzelne, an sich unbedeutend kleine Punkte des Landes durch unverhältnißmässige Quellen des Reichthums, die in sie hineinfliessen, zu einem unfruchtbaren Sumpf, indessen die größten Bezirke dieses Landes, denen diese Quellen zum Segen werden könnten, aus Mangel an Wasser zu dürren Angern werden, auf denen keine fetten Stiere, sondern nur magere Schaafe unbefriedigende Nahrung finden.

16.

Die Brücke und der Weg.

Die Brücke sagte zum Weg: was schönes an dir ist, bin ich.

Kann seyn, erwiederte der Weg, aber wenn du abgetragen oder weggeschwemmet wirst, bleibe ich, und warte ruhig bis man dich wieder macht.

So sagte ein Mann, der in einer Hauptstadt Bürger war: im ganzen Reiche sieht man nicht so viel Schönes und Rares, als in der kleinsten Gasse unserer Stadt. Ihm antwortete ein Mann, der kein Spießbürger dieser Stadt war: aber wenn deine Stadt nicht mehr unsere Hauptstadt ist, so bleibet jeder Winkel im Lande doch wenigstens, was er vorher war, nur deine Stadt allein nicht.

17.
Der gebrochene Marmor.

Als die Menschen weit her kamen, um die Schönheit eines gebrochenen Stückes Marmor zu sehen, sagte der Fels, von dem er gebrochen war, zu ihm: elendes Nichts, du lagst in meinem Bauche, wie die Ameise in ihrem Haufen, was brüstest du dich? — Der Marmor antwortete: ich brüstete mich auch nicht, so lange ich darinn lag; ich brüste mich nur, seitdem ich aus demselben heraus bin.

Die unermeßlichsten Schätze, die in der Erde verborgen, sind wie ein Licht unter dem Viertel, und haben nur in soweit einen Werth, als sie aus den Tiefen, in denen sie begraben liegen, zu Tage gefördert und ans Licht gebracht werden; so ist auch eine kleine Kraft, die im Volk entfaltet, zur Reifung gebracht und zu Tag gefördert wird, dem Lande mehr werth, als unendlich größere Kräfte, die unentwickelt im Volk nur noch schlummern.

18.
Die Quelle und der Berg.

Wenn die Menschen mein Innwendiges kennten, so würden sie den elenden Schweiß, der aus meinem Kothe fließet, nicht verehren; also sagte der Berg, da die Menschen einer Quelle an seinem Fuße opferten.

Die Quelle aber antwortete ihm: sie verehren mich nur, weil ich zu ihnen herauskomme und mit meiner Segenskraft lebendig über ihr Land herfliessend, mich in jeden Winkel hindränge, dessen Boden ich befeuchtend, fruchtbar zu machen geeignet bin.

Aller Staatsreichthum, der nicht so segnend im Lande herumfliessend, an den Hausthüren der Bürger anklopft, ihnen sein Daseyn verkündet, und seine Kraft in ihre Hand legt, ist für die Bürger gar nicht und für den Staat nur halb da.

19.
Die Entstehung der Berge.

Die Erde wunderte sich einmal, wie die Berge sich auf ihr haben bilden können.

Diese antworteten ihr, es geschah nur durch die Verhärtung dessen, was du schon selbst bist.

Die Verhärtung der Bestandtheile der Erde erzeugt viele Höhen und Grössen, aber je höher die Erde als Berg dasteht, je unfruchtbarer werden auch ihre Gipfel; und wo ihre obersten Höhen im eiskalten Dunstkreise mit ewigem Schnee bedeckt stehen, da wächst weder Laub noch Gras mehr.

20.

Ebenisten- und Naturstärke.

Mein Meister setzt die Pracht meiner Theile so gut zusammen, als die Natur das todte Wesen deiner Fasern; — also sagte eine künstliche Ebenisten-Arbeit zu einem einfachen Schreinerschrank. Aber da sie beide an einen feuchten Ort hingestellt wurden, löste sich die Ebenisten Arbeit ganz auf, und der alte Schrank blieb in der unverkünstelten Einfachheit seiner Naturkraft, was er vorher war.

Die Zeitverkünstlung, deren schimmernder Trug aus der Kraftlosigkeit ihrer Theile hervorgeht, löst sich wie diese Ebenisten-Arbeit in die Nichtigkeit ihrer schwachen Bestandtheile auf, sobald Tage und Stunden erscheinen, die zur Prüfung ihrer Kräfte wie die Stunden des Trübsals zur Prüfung der menschlichen Weisheit und Frömmigkeit geeignet sind.

21.
Der Vogelsang.

Wenn Leander durch einen Wald gieng, in welchem Vogelsang war, sagte er: „hier ist ein milder Himmel!“ und wenn er auf den Bäumen keine Singvögel antraf, so sagte er: „Hier wehen die Nordwinde!“

Das ist wohl wahr, aber der Reisende würde sich doch irren, der die frohen Menschen allgemein in dem milden, von Weihrauch duftenden Dunstkreis des Innern der Zimmer in hohen Palästen suchte und glaubte, wo Arme in Wind und Regen, in Hitze und Frost arbeiten müssen, da sei das Menschengeschlecht allgemein niedergeschlagen und traurig.

22.
Das Feuer und das Eisen.

Das Feuer sagte zum Eisen: ich bin dein rechtmässiger Herr.

Das Eisen antwortete: ich kenne deine Gewalt über mich; aber ich achte sie nie weniger für rechtmässig, als wenn du mich schmelzest.

Diese Antwort mißfiel der hochfahrenden Flamme; sie kneisterte, rauchte und sprach: der mich schuf, gab mir meine Gewalt über dich.

Das Eisen erwiederte: es sind indessen doch nur Menschenhände, die mich in die Esse und in den Tiegel legen.

Ein Prachtgeländer von Eisen, das dieses Gespräch hörte, erwiederte: ich lobe mir das Feuer, das mich schmelzt, ich lobe mir die Zange, die mich in die Esse legt und die Menschenhand, die mich schmiedet, sonst wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat, und auf das niemand achtet.

So verschieden sind die Ansichten über den nämlichen Gegenstand, wenn sie von verschiedenen Standpunkten ins Aug gefaßt werden.

23. Handlanger-Werth.

Zangen, Hammer und Feile sagten zu allem Eisen: unser Herr, der Schmied, waffnet seine Rechte mit uns, wenn er euch schmiedet.

Alles Eisen schwieg — nur ein altes Hufeisen antwortete: ich habe einmal einen König sagen gehört, er verachte unter den Menschen niemand so sehr als diejenigen, die er sich an die Hand dingen müsse, um die andern durch sie zu packen, zu hämmern und zu feilen.

Es ist der Menschennatur unwürdig, ihre Kräfte mißbrauchen zu lassen; aber es ist ihrer noch unwürdiger, sie zu mißbrauchen.

24. Die Anbetung des Teufels.

Als einst das Feuer einen Wald stärker als gewöhnlich brandschatzte, sagte ein alter erschrockener Stock zu den übriggebliebenen Tannen: „Ich habe einst gehört, die „Menschen beten den Teufel an, und dann thue er ihnen „nichts, wie wäre es, wenn wir das Feuer anbeteten, „vielleicht wäre es auch dankbar wie der Teufel."

Dieser Vorschlag gefiel den furchtsamen Tannen, aber das Feuer war nicht dankbar; es kneisterte von nun an vor Hohnlächeln noch lauter, wenn es die dummen Tannen verzehrte, und forderte jetzt nebst seinem alten Feuerrecht noch als ein Altarrecht, einen ewigbrennenden Holzstoß, zum Dienst der ihm versprochenen Anbetung.

25.

Der Cyclopen=Schutz.

In der Cyclopen-Zeit dachte ein Schwächling: ich will mich seinem Schutz anbefehlen, er thut mir dann nichts.

Das ist wohlgethan, sagte der Cyclop; nimm jetzt nur diesen Faden in die Hand, und ich will dich daran leiten, wo du links oder rechts gehen mußt.

Dieses Mitgehen mit dem einäugigen Großen erschrekte den Schwächling; er zitterte am ganzen Leibe; doch er nahm den Faden in die Hand, aber schon morgens sagte der Cyclop: dieser Faden könnte brechen, und bot ihm dafür eine Schnur in die Hand.

Wenige Tage darauf sagte ihm der Riese: Der Faden und die Schnur waren nur für die Probezeit, für die Zukunft mußt du dieses Schutzseil in die Hand nehmen, und mir schwören, dasselbe weder bei Tage noch bei Nacht aus den Händen fallen zu lassen.

Todtenblaß schwur jetzt der Mensch, was nicht möglich war, zu halten. Das Seil fiel ihm bald aus den Händen, und er eilte nur nicht, es von dem Boden, auf den es hinfiel, aufzuheben.

Darüber zürnte der Wüthrich und sagte: das ist Untreue und Meineid, dem muß man vorbeugen. Mit dem knüttelte er ihm das Schutzseil um beide Hände. Also gebunden seufzte der Mann: selig sind die, die er ohne Schutz frißt, und nagte dann einmal eine Nacht durch mit den Zähnen an diesem Schutzseile, und wollte es durchfres-

sen, aber das Ungeheuer erwachte, ehe er los war, und band ihm jezt das gefürchtete Seil um den kizlichen Hals mit ernster Bedrohung des schreklichen Zuknüpfens beim ersten Fehler wider den heiligen Schuz.

26.
Zwei Füllen.

Zwei Füllen, die sich in Wuchs und Bildung, wie ein Ei dem andern glichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es, ohne Rüksicht auf die Veredlung seiner Natur, zum niedern Dienste am Pflug und an den Karren; das andere fiel in die Hand eines Bereuters. Dieser bauete die Kunst seines Dienstes auf die Veredlung seiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seiner Kraft, seines Muths. Es ward ein edles Geschöpf, indessen das andere alle Spuren seiner edlern Natur an sich selber verlor.

Väter und Mütter! Wenn eure Kinder weder an Eurer, noch an der Hand derer, denen ihr sie übergebet, Reiz und Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen finden, so sind diese Kräfte für sie in dem Grad umsonst, als sie gros sind, und die edlern Anlagen der Menschennatur sind ihnen sogar in dem Grad gefährlich und verderblich, als sie gros sind.

27.
Die zwei Bären.

Ein Bärenführer führte zwei Bären im Lande herum. Der eine davon war schon ausgewachsen, als er ihn in einer Grube fieng, und es brauchte viele Wochen lang große Prügelgewalt, ehe er sich daran gewöhnen wollte, auf zwei Beinen zu stehn und nach der Trommel zu tanzen. Doch endlich und endlich ward er ein abgerichteter Tanzbär.

Den zweiten hatte er von einem Jäger bekommen, der ihn noch ganz jung aus seinem Neste genommen. Dieser lernte, das auf zwei Beinen stehen, und nach der Trommel tanzen, so viel als von sich selbst. Er stand nicht nur sogleich auf seine zwei Beine, wenn der Meister ihm von ferne einen Bissen Fleisch zeigte, er gewöhnte sich sogar daran, sobald der Meister nur um den Weg war, sogleich stundenlang auf seinen zwei Hinterfüßen vor ihm stehen zu bleiben, und so mit ihm herumzugehen. Dadurch gewöhnte er sich aber auch, das auf allen vieren gehen endlich ganz ab. Er gieng, wie der Orangutang, den ganzen Tag mit einem Stocke in der Tatze seinem Meister nach, wo er immer zum Tanz ihn hinführte.

So einen Tanzbären hatte die Gegend noch nie gesehn. Wenn er in ein Dorf kam, so liefen alle Bauren aus ihren Häusern, der Schulmeister ließ sogar die Kinder aus der Schule, um den Wunderbären zu sehen. Das schien für den Bärenführer ein großes Glück. Er gewann

mehr als noch je ein Polack mit seinen Tanzbären gewonnen.

Die Bauern fütterten ihm seine zwei Thiere umsonst; aber der Meister machte keinen guten Gebrauch von seinem Glücke; er übersoff und überfraß sich jetzt alle Tage; damit schwächte er sich nur, bekam geschwollene Beine, und als er einst mit seinem Bären besoffen über einen Steg mußte, glitschte ihm sein Fuß aus; er fiel in den Bach und verwundete sich tödtlich am Kopfe. Beide Bären sprangen ihm nach, rissen ihn aus dem Wasser und leckten seine Wunden. Aber es half nichts. Er starb unter ihrer Sorgfalt.

Jetzt hatten die armen Thiere keinen Meister, keine Speise, den Hunger im Leibe und die Schnörren im Maulkorb, so daß, wenn sie auch im Hunger den todten Meister hätten fressen wollen, es ihnen nicht möglich gewesen wäre.

Sie versuchten zwar mit ihren Klauen ihre Körbe vom Maul zu reissen; aber sie verwundeten nur ihre Schnörren und brachten die Körbe nicht los.

Nun ertönte ihr Geheul weit und breit durch die waldige Einöde und lockte endlich einige ihrer freien Waldbrüder zu ihnen. Diese nahmen ihre Noth zu Herzen und bissen ihnen mit ihren Bärenzähnen die Eisengitter entzwei, hinter denen die armen Thiere ohne diese Hülfe hätten verhungern müssen.

Darauf gaben sie ihnen zu verstehn, sie müssen mit ihnen in die Tiefe des Waldes, wo sie Honig und Wildbrett finden werden. Aber als der eine dieser Tanzbären mit der Vordertatze einen Stock vom Boden aufnahm, und

so wie ein Mensch auf den Hinterbeinen ihnen in den Wald folgte, sahen sie dieses Gaukelwunder von einem Bären mit großem Erstaunen an, und einer sagte zu dem andern: nein, solche widersinnige Kunstnarren hätten wir doch nicht geglaubt, daß Thiere von unserer Kraft und von unserer Art werden könnten, wenn sie unter Menschenhände gerathen. —

Die armen Tanzbären konnten, so sehr sie hungerten, nur nicht mehr wie die Waldbären zu ihrem Fraß hinlaufen.

Diese mußten ihnen alle Augenblicke warten, damit sie ihnen nachkommen konnten. Aber als sie endlich zu einem Honigbaum gelangten, machten sie sich mit einem Eifer hinter den Fraß, daß ein Waldbär zum andern sagte: sie können doch auch noch wie wir fressen. — Aber mit dem Fressensuchen wird es schwer halten, erwiederte der andere. — Der erste aber meinte, sie werden die Mühe, Fressen suchen zu müssen, gar nicht lange haben. Er sagte: sie können ja nicht gehen; der erste Jäger, der in den Wald kommt, schießt sie nieder.

Indessen lernte der eine Tanzbär, der in der Jugend im Wald aufgewachsen, allmälig doch wieder schneller laufen, und sich hie und da etwas Fleisch erjagen; aber der andere lief ihm und jedem andern Bären, der an einem Fraß nagte, nach, und meinte, daß ihm jeder Bär aus Mitleiden etwas von dem, was er selber gerne fraß, zuwerfen müsse.

Das geschah auch zu Zeiten. Aber alle Bären ver-

achteten ihn und hießen ihn nur den Bärenbettler, oder den Menschenaffen.

Er hatte ein elendes Leben. Indessen geschah auch, was einer der Waldbären voraus sagte. Sein Elend dauerte nicht lange. Der erste Jäger, der in diesem Wald auf die Bärenjagd ausgieng, kam ihm bald auf die Spur und schoß ihn nieder.

Unsere Zeitverkünstlung macht Tausende und Tausende durch ihre Erziehung zu solchen armseligen, der sittlichen, geistigen und selbst physischen Kräfte ihrer Selbsterhaltung und Selbstversorgung ganz mangelnden Menschenbettlern und Menschenaffen. Man schießt sie zwar in unserer Mitte nicht nieder, wie es dem armen Tanzbären im Wald begegnet; aber sie sind wie er auch unter uns lästige Bettler.

Doch sie haben in unserer Mitte nicht allenthalben üble Zeit. Die verkünstelte Welt hat allgemein Mitleiden mit ihnen; und sie muß wohl; die armen, verkünstelten Schwächlinge haben ja keine andern, als die allgemeinen Zeitfehler, die auch vielseitig denjenigen, die ihnen Mitleiden bezeugen, nicht fremd sind, und die, obwohl sie in Ueberfluß und Gemächlichkeit leben, in vielen Rücksichten verkünstelte Schwächlinge, wie sie sind, und durch ihr Leben die Quellen der Erschlaffung, die die Armen unter ihnen elend machen, täglich mehr vermehren und verstärken.

28.

Die Flamme und die Kerze.

Ich schäme mich immer, wenn ich mich so nahe bei dir erblicke — also sagte die Flamme zur Kerze. Diese antwortete: ich glaubte bisher, du schämest dich, wenn ich vergehe, indem du dann allemal selber erlöschest.

Thörichter Schmutz! erwiederte die Flamme: ich glänze freilich nur so lange ich dich fresse, aber ich schäme mich, daß man es sieht.

29.

Das ewige Licht.

Als die sclavischen Menschen das Feuer anbeteten, wollten sie ihm auch die Schaamröthe ersparen, und hiengen das ewige Licht in ihren Tempeln in eine Höhe, in der das Volk nur seinen Glanz, nicht seinen Schmuk sehen konnte.

Man erzählt noch, daß den Mesmern Jahrhunderte lang zur heiligen Pflicht gemacht wurde, die Lampe des ewigen Lichts nur in der Mitternachtsstunde mit Oehl anzufüllen und keinen Tropfen davon auf den Boden fallen zu lassen, damit ja keinem Baurenweib in der Kirche der Sinn daran kommen möchte, das Licht, das in der Höhe des Tempels leuchtet, nähre sich von so elendem Schmutz.

30.

Ein mit großer Kunst verfälschter Wein sagte zu einem Glas unverfälschten:

Ich bin mehr werth als du.

Dieser erwiederte: ich vergleiche mich nicht mit dir, was ich werth bin, verdanke ich mir selbst, was man für dich zahlt, dankst du deiner Kunstschlechtheit, mit der man deine Naturschlechtheit äusserlich unscheinbar macht, aber innerlich verdoppelt.

Würde sich doch dieses Handwerk, die Naturschlechtheit einer Sache mit dem Zusatz einer Kunstschlechtheit noch zu verdoppeln, nur auf die Weine, und auf die Kellergeschäfte beschränken; aber diese Kunst dehnt sich auf Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit und von der höchsten Würde aus, die unglücklicherweise in Hände von Menschen fallen, welche also durch Beimischung des Schlechten zum Schlechten, allem Schwachen vielseitig einen Trugschein des Starken, und allem Bösen einen Trugschein des Guten beizufügen verstehn.

31.
Das innwendige Toben.

Ich verachte jedermann, der innwendig tobet — sagte Lebon.

Milo erwiederte: schweig' doch mit dieser Lehre, bis du deine Lieblings-Bouteille geleert hast. — Lebon öffnete eben eine Bouteille Champagnerwein.

Wer den Reiz zum Toben nicht in sich selber und um sich selber zu entfernen vermag, dem schaue ich zweimal in die Augen, wenn er zu mir sagt, er verachte jeden, der wirklich tobet.

32.
Die Philosophie des Auerhahns.

Als man den Auerhahn fragte: woher alle Uebel im Thierreiche entspringen, antwortete er: Sie kommen nur daher, weil sich die unvernünftigen Geschöpfe alle einbilden, das Recht, sich zu sträußen und zu kollern, welches der große Jupiter unserm Geschlechte ausschließend verliehen, sey ein allgemeines Thierrecht.

Ich möchte fast glauben, der Auerhahn habe zweierlei Arten von Menschen gekannt, von denen die einen sich einbilden, das Recht, sich zu sträußen und zu kollern, sey ein ausschließliches Recht der privilegirten Stände, die andern aber, es sey ein allgemeines Menschen-, es sey ein Freiheits-recht.

33.

Der Heerochs.

Der Heerochs war alt; seine Hörner waren abgestossen; sein dicker Kragen hieng nicht mehr am breiten, mächtigen Nacken; sein Fußtritt schwankte bey jedem Schritte, und Berg und Thal erschallte nicht mehr von seinem mächtigen Brummen.

Kühe und Stiere gehen ihren Weg, wie wenn sie niemand führte, und jedes Kalb meynt, es sey so wohl und so gut zum künftigen Heerochs erkohren als jedes andere. Es ist keine Ordnung mehr auf dem Berge, und es wird keine geben, bis unter der Heerde wieder ein Machtstier erscheinen wird, dem Kühe und Kälber von selbst folgen, wo er nur hingeht.

Ohne Erneuerung der Naturkraft erhaltet sich keine Ordnung unter den Thieren, noch viel weniger unter den, durch Verkünstlung entnervten und abgeschwächten Menschen.

34.

Der alte Thurm.

Ein alter Thurm drohete seinen Einsturz; täglich fielen Ziegel und Steine von ihm herab.

Mißmuthig, daß er den schlechten Zustand seines alten Thurmes nicht mehr vor Fremden verbergen könne, ließ sein armseliger, spießbürgerlicher Bewohner alle Abende, was den Tag über von ihm herabfiel, wieder zusammen lesen und an den Rand einer Nebenmauer anlegen.

Ein Nachbar, der es sah, sagte zu ihm: das wird dem Umsturz deines Thurmes nicht vorbeugen. — Er antwortete: ich weiß es wohl, aber ich muß doch einmal den Boden von dem reinigen, was von ihm herabfällt. Der Nachbar aber erwiederte noch einmal: das wird dem Thurme nichts helfen.

Er: Ich weiß auch das wohl, aber schweig' doch und plage mich nicht mit solchen Bemerkungen über mein Elend. Ich bin zufrieden, wenn es nur niemand sieht.

Jetzt schwieg der Nachbar, aber sah ihn mitleidig an. Dieser verstand den Blick und sagte noch: ich bin zuletzt zufrieden, wenn ich nur machen kann, daß ich selber meine, es sehe mein Elend niemand.

Fraget mich nicht, wer der Besitzer dieses alten Thurmes sey, wenn ihr ihm auch schon ein Allmosen geben wolltet — ich darf es euch nicht sagen.

35.

Die goldene Mittelstrasse.

Von meinen Mitthieren kleben einige an den Boden, andere versteigen sich in die Lüfte; ich aber will die goldne Mittelstrasse halten — also sprach der Affe Minike, und betrat die Erde nicht mehr; er verstieg sich auch nicht in die Wolken; aber er brachte sich mit einem Affensprung von einem Aste auf den andern.

Auch die Fledermaus meinte, sie gehe die goldene Mittelstrasse zwischen den Vögeln und Säugethieren; aber Affen und Fledermäuse sind nicht geeignet, sie zu betreten; nur Ruhe und Kraft vermag es, sich auf ihr zu erhalten, Unruhe und Kraftlosigkeit führen in jedem Fall von ihr ab.

36.

Der Ursprung der Glocken.

Als der Schlüßler des Himmels die Christus-Lehre zum tönenden Erze und zum Schemel seiner Füße gemacht, goß er von einem Theil seines Erzes für seinen Schemeldienst klingende Schellen.

Seitdem rufen beym Mangel des lebendigen Geistes, der jeden einzelnen Christen mit der Christusgemeinde als einen Bruder vereinigt, in allen Ecken und Enden grosse Glocken auf hohen Thürmen den Nachkommen der geist-, kraft- und thatvollen Christen zu, sich zu versammeln, um noch die Worte des Glaubens und der Liebe zu hören, deren innern Geist und Kraft sie so vielseitig verlassen.

37.

Das Hahnen-Geschrei.

Meister Erdwust: warum krähet der Hahn allemal, ehe du aufstehest?

Knecht Frohmuth: damit ich noch einen Augenblick als ein Mensch denken könne, ehe ich als ein Vieh arbeiten muß.

Dieser Meister Erdwust sagte auch einmal zu seinem Knecht, es sey mit dem Ruhetag, den man den Sontag heiße, eine bloße Narrheit, wir haben ja in der Woche sieben Ruhenächte.

38.

Der Thoren Recht.

Du sagst, es lohnt sich nicht der Mühe, abzuwiegen, wer im Streite zwischen zwei Thoren und Schalken das größte Recht habe.

Es ist vielleicht wahr; doch das ist auch wahr; der schwächere Thor, wenn er von dem stärkern gedrückt wird, und der schwächere Schalk, wenn er von dem stärkern geneckt wird, hat auch bei dem Weisesten einen gerechten Anspruch an ein wohlwollendes Verhör.

Die Kaltsinnigkeit, mit der viele Leute das Wort: es lohnt sich der Mühe nicht — so leicht aussprechen, ist gar oft der Ausdruck einer grossen, innern Herzenshärte; den wahren Zusammenhang dieses Worts mit der Herzenshärte der Menschen zu verbergen, möchten oft viele Leute, die gar nicht träge sind, dieses Wort als ein bloßes Wort ihrer Trägheit passiren lassen.

39.

Das Trinkglas und der silberne Becher.

Das zerbrechliche Trinkglas sagte zum silbernen Becher: seitdem die Menschen mich kennen, trinken sie nicht mehr aus dir, also ist klar, daß ich ihnen mehr werth bin als du.

Der Becher antwortete: ich lasse dich das gerne sagen, denn ich sehe täglich von meiner Ruhstelle hinunter, wie leicht du brichst und wie leicht man dich, wenn du gebrochen, als unnützes Zeug, wenn du gleich noch Glas bist, wegwirft.

So sagte ein Schwächling im Hofglanz zu einem anmaßungslosen, aber festen Landedelmann: ein Leben, wie das deinige, hat in meinen Augen keinen Werth.

Darüber antwortete ihm der Landedelmann: das lasse ich dich gern sagen; selber mein Ahnherr war schon lange gewohnt, sich in den Zeitungen zu merken, wie das Hofleben, dem du allein einen Werth giebst, die Mauern der Schlösser untergräbt, in denen wir schon Jahrhunderte gelebt, und noch gerne viele Jahrhunderte leben möchten.

40.
Der Stern mit der Ruthe.

Gott schuf! — Millionen Welten wirbelten in neuen Sphären; Sonnensysteme flossen in einem ewigen neuen Gang, wie Regentropfen in einer Rinne, nur ein kleiner Mond wollte stehen bleiben, wo er stand.

Da warf ihn der Engel der Schöpfung aus dem Kreislauf der Welten, und gebot ihm: Wandle du ewig in unermeßlichem Dunkel einen elenden Quergang, nie werde ein Mensch auf deinen Flächen geboren. Wenn du der Sonne dich näherst, so leide in dir selbst marternde Pein, und wenn du den vollendeten Welten erscheinest, so zeige dich ihnen als Irrwisch. Jetzt geht der elende Erdball ewig seinen verworfenen Gang, nie wird ein Mensch auf seinen Flächen geboren; wenn er der Sonne sich nähert, so leidet er in sich selbst marternde Pein, und wenn er den bessern Welten erscheint, so geschieht es nicht anders, als mit der feurigen Ruthe, mit der er die elenden Halbwesen züchtigt, die im ewigen Quergang empfinden, daß ihr Mond beim Vorschritte aller Welten hat stehen bleiben wollen, wo er damals stand.

41.

Der Kröten-Trost.

Ein Land war zum Sumpf, alles, was darin lebte, mußte sterben, Kröten und Würmer wandelten einzig auf ihm herum; nur auf einem Felsen lag noch ein Reh und ein Schaaf, jammernd des Todes erwartend.

Eine Kröte, die sich unten im Sumpf blähete, quakte zu den leidenden Thieren hinauf: Was jammert ihr so! sterbet in Gottes Namen, warum seyd ihr nicht Kröten geworden.

Kommt doch in unsere Stadt und wohnet bei uns, sagte einst ein Bürger einer Stadt, die ganz ominos Krotenburg hieß, zu einem Bauern, der ihm klagte, es sey so viel Noth und so viel Armuth in ihrem Dorf, und man könne mit allem Fleiß und aller Arbeitsamkeit kaum das liebe Brod erwerben.

Nun, wie habet ihr es denn in eurer Stadt? erwiederte der magere Bauer. Der fette Bürger antwortete: Die Herren auf unserm Rathhaus haben einen Gemeindseckel, der so reich ist, daß sie jedem dummen Jungen und jedem Pflastertretter, der Bürger ist, eine Pfrund geben können, und unser Spital hat soviel Einkünfte, daß er die ganze Stadt mit Wein, Fleisch und Brod versorgen könnte, und er muß es thun, sobald ein Bürger nur um eine Armenpfrund anhaltet. Und der magere Bauer antwortete dem dicken Bürger: ich möchte bei allem dem doch nicht

Bürger in eurer Krotenburg seyn. — Warum? warum? fragte der Bürger. Der Bauer aber schwieg, und sagte ihm den Grund nicht, der darinn bestand: Die Bürger von Krotenburg waren weit und breit in der ganzen Nachbarschaft als die dümmsten und anmaßlichsten Tröpfe bekannt, die auf Gottes Erdboden herumgehen.

42.
Die aufgeopferten Steine.

Große Quadersteine, die unter ein sinkendes Schloß gebracht wurden, klagten der Mauer, daß sie ihr also aufgeopfert werden.

Doch ehe noch diese antworten konnte, schrien die Hoffartssteine der Fenster und Thüren: Wir sind die Prachtsteine des Hauses, und wir wollen, daß man euch unter uns in den Sumpf lege. Was braucht es weiter? Wir wollen es also. — Aber die Mauer selber war billiger. Sobald sie vor dem Gebrüll der Prachtsteine zu Rede kommen konnte, sagte sie zu den in Sumpf und Koth versenkten Quadersteinen: liebe aufgeopferte Steine! ich werde niemals vergessen, daß ihr, um mich vor dem Umsturze zu retten, unter den Boden gebracht worden seyd, und daß ich, so lange ich stehe, auf euch ruhen muß; indessen die Hoffartssteine nur an meinem Rand kleben.

Diese Antwort freute die aufgeopferten Steine; sie hatten sie nicht erwartet, und antworteten: wenn nur die Hoffartssteine, die nur deine Löcher ausfüllen und selber

nichts tragen, mit ihrem wir wollen, wir wollen, das Maul hielten. Die Mauer oder vielmehr das ganze Schloß erwiederte ihnen, ich höre ihr anmaßungsvolles Brüllen selber nicht gerne, aber ich vermag es nicht, sie schweigen zu machen.

Sie setzte hinzu: es ist, so lange die Welt steht, kaum irgend einer Kraft gelungen, dem Maulbrauchen der schwachen Eitelkeit Meister zu werden.

Das war übrigens noch eine Mauer von alter Art. Es gibt jetzt Mauren, und zwar hohe, große Mauren, die von ihren Hoffartssteinen so umschlungen und so verblendwerket werden, daß sie selber zu glauben scheinen, sie seyen nur zur Unterstützung und zum Behufe ihrer Hoffartssteine da, und zu gar keinem andern Zwecke so hoch aufgethürmt worden.

43.
Aufmerksamkeiten.

Graf Frickhart sagte vom Bürger Frohmann: dieser Mensch hat auch gar keine Aufmerksamkeit, weder für das Interesse meines Standes, noch für die Gefühle, die demselben eigen sind.

Darauf antwortete Graf Ellwich: das kommt nur daher, weil du weder für die Interessen, die seinem Herzen, noch für die Gefühle, die seiner Natur eigen sind, die geringste Aufmerksamkeit hast.

Aber meinst du, erwiederte Frickhart, es sey an mir, mit dergleichen Aufmerksamkeiten den Anfang zu machen?

Ellwich mußte lachen, kehrte sich um und sagte zu sich selber: wie er ist, hat er ganz recht, je schwächer ein Tropf ist, je mehr muß er aus lieber Noth Aufmerksamkeiten auf seine Erbärmlichkeiten fordern. Dieser Frickhart war ein Schwächling, wo ihn die Haut anrührt; und bei solchen Leuten muß jeder kraftvolle Mann mit jeder Art von Aufmerksamkeit auf Erbärmlichkeiten nothwendig den Anfang machen, wenn ihm etwas daran liegt, daß der andere es hintennach auch thue.

44.

Nur noch jezt nicht.

Die Woge schwoll, es war keine Rettung für das Dorf, als den Damm im Park zu durchschneiden und ihn mit allen seinen Rebhünern, Rehen und Hasen den Wellen Preis zu geben.

Das Volk bat. Nur noch jezt nicht, erwiederte der Junker. Die Gefahr ward dringender. Das Volk kniete und bat: wir sind mit Haus und Hof, mit Weib und Kind verloren, wenn sie den Damm nicht durchschneiden lassen.

Aber der Junker liebte das Vieh im Park, und kannte das Volk im Dorfe kaum. Darum schien ihm auch ihre Bitte eine sträfliche Unaufmerksamkeit auf den Parkschaden, den ihm die Durchbrechung des Damms zuziehen müßte. Er hielt deßwegen auch ihr Knien für eine unanständige Zudringlichkeit, schüttelte den Kopf darob und sprach ernst und unwillig: Nur noch jezt nicht — und noch einmal, nur noch jezt nicht war auf seinen Lippen, als der Damm brach, und Land und Park und Rebhüner und Menschen mit einander verschlang.

Der verhärtete Welt- und Thier-Sinn erkennt die Zeit und Stunde nicht, die zu seinem Heil und Frieden dient, und wenn ein altes Sprüchwort heißt —

45.
Die Affen-Beichte.

Dieser Ochs weidet so ruhig, indessen wir, die wir doch von einem vornehmern Geschlecht sind, uns so unruhig herumtreiben müssen.

Also sagte ein Affe zu seiner Gemahlinn, da ein Ochs unter seinem Baum ruhig Gras fraß.

Diese antwortete: wir sind freylich von einem vornehmern Geschlechte, aber auch unendlich mehr Affen als vornehm.

Ich kannte einen Mann, der vom ganzen Menschengeschlechte sagte: es sey ein immitatorum servum pecus, und die Beichte dieses Affenweibs scheint ihm ganz recht zu geben; indessen ist in jedem Fall das Vornehmthun so im höchsten Grad gemeiner Thiere, wie die Affen sind, das Lächerlichste aber auch das Drückendste in allen Formen, in denen die Armseligkeit dieses Thuns erscheint.

46.

Was der Affe bei der Schlange gelernt hat,

Ein junger Affe studierte lange und konnte nicht ergründen, was Bescheidenheit sey; endlich sah er eine Schlange auf dem Bauche kriechen, und sagte zu seiner Mutter: so ohne Hände und Füße sich durch die Welt zu winden, das wird wohl Bescheidenheit seyn.

Der gute Junge wußte nicht, wie leicht und wie hoch die Schlange ihren Kopf in die Höhe heben, und wie sie ihren Leib zu einem Kameelrücken machen kann, wenn sie sich auf die Kraftsprünge vorbereitet, mit denen sie nicht bloß schwache Affen, sondern auch starke Thiere mörderisch anfällt, um den Demuthsbauch ihres kriechenden Leibes vollzustopfen. Glaube doch niemand, daß, wer Gift hinter seinem Zahn hat, und sich bei seinem Kriechen gerne und leicht unsichtbar macht, demüthig sey.

47.
Der Hunde Bescheidenheit.

Als einst der Löwe dem Hunde das Zeugniß gab: ich habe ihn immer bescheiden gefunden, antwortete ein armer Esel: er mag wohl bescheiden seyn, aber er ist es gewiß nicht gegen einen armen Esel.

Als ich dem Schneider Mixli sagte: Junker Großaug sey ein guter Herr — antwortete er mir ebenso: er mag wohl ein guter Herr seyn, aber gewiß nicht gegen einen armen Schneider.

Es ist ein eigenes Ding mit diesem Zeugniß der Bescheidenheit, das sich ein Hund von einem Löwen geben läßt. Ich denke kaum, daß irgend ein Thier mit einer guten Nase einem solchen Zeugniß einen grossen Glauben beimessen werde. Einmal unter den Menschen würde man allgemein einem solchen Bescheidenheits-Zeugniß eher glauben, wenn es von einem Schwachen und Armen einem Reichen und Starken, als wenn es von einem Reichen und Starken einem Schwachen und Armen gegeben würde.

48.

Der Plünderer und das Klostergut.

Als ein Plünderer den Abt Wyler fragte: wozu der Klosterreichthum im Lande diene? antwortete ihm dieser: es ist am Ende doch immer gut, daß auch jemand der Lezte seye, den ihr plündert.

Und als ich einen Bauern fragte, wozu ein Stein-Haufen diene, der vor seinem Haus lag, antwortete er mir: wird er mir weniger dienen, weil ich jezt noch nicht weiß, wozu ich ihn brauche?

Die Sparpfennige der Alten waren eine gute Sache, aber wir kennen sie nicht mehr. Wie diese ihre Kraft anwandten, Sparpfennige zu besitzen, verwenden wir sie auf die Kunst, Schulden zu machen, und auf Ausgaben, die uns dazu nöthigen, ohne im geringsten einen Realwerth auf unsere Befriedigung zu haben.

49.

Der Thor, der Feuer sucht.

Er las jede Kohle vom Boden und jeden erloschenen Tocht vom Tische auf; damit verhütete er freylich keine Feuersbrunst, aber er machte sich täglich garstige, schmutzige Hände.

Die Furcht ist ein böser Rathgeber, und es ist ein Glück, wenn die Verirrungen, zu denen sie die Menschen hinführt, ihnen, wie diesem Thoren, nur schmutzige Hände machen.

50.
Der Schiffer ohne seinesgleichen.

Ha, wie er auf seinem Meere fährt! es ist mit tausend Klippen besäet, er segelt, wie wenn sie nicht wären. Auch der Sturm ist ihm nichts, er tanzt zwischen seinen Wellen wie ein Jüngling im Kreise hüpfender Mädchen. Er steuert zur Lust um den gewaltigen Wirbel. Er fährt beym Queerwind gerade und beym geraden in die Queere. Er thut auf seinem Meere was er will. Er ist weit und breit der Schiffer ohne seinesgleichen.

Dennoch bittet sein Schiffsvolk alle Tage: Lieber Gott! gib uns einen Führer, der weniger geschickt ist. — Und gestern fluchte sein ältester Bootsknecht: es ist bei Gott besser, auch einmal zu ersaufen, als immer und immer nur zu rudern und zu klettern.

Dieses rohe Wort des wilden Bootknechts hat doch etwas Wahrheit. Dem sinnlichen, thierischen Menschen behagt das einmal auch sterben besser als immer und immer zu leben, um für nichts und aber nichts immer nur geplagt und gequält zu werden.

51.

Der Thor, der Feuer löscht.

Er roch um Mitternacht Feuer, stand plötzlich auf und fand das Feuer auf dem Heerde in vollen Flammen und eine glühende Kohle im Stroh, das nahe am brennenden Heerd lag. Er löschte das Feuer auf dem Heerde mit Geräusch, und trat die glühende Kohle, um das Feuer zu löschen, mit seinen Schuhen noch tiefer ins Stroh, das dann nach einer Stunde in Flammen ausbrach, und das Haus vollends verzehrte.

52.

Der Kutscher, wie es deren viele giebt.

Ich will es durchsetzen und den Wagen auf diesem und keinem andern Wege an seine Stelle bringen — also spricht Nilson und fährt eine Weile zwischen Wand und Wellen einher. Er drängt sich fest an den Felsen; aber die Pferde sind wund und der Wagen leidet Noth. Doch es geht. Jetzt muß er schwenken, der entscheidende Augenblick ist da; es geht nicht; der Wagen muß zu tief in den Strom; ich sehe es; es geht nicht; ich sehe es, bey Gott, er schwenkt nicht einmal gut; der Wagen ist hin — und er — thut, was gut ist und frommt, um nicht zu ertrinken.

Was sollte er anders? Der Wagen war ja nicht sein, er war ja nur Kutscher und hatte einen guten Herrn. Er gieng so naß als er aus den Wellen kam, heim; sein Herr hatte Mitleiden mit ihm, und er bekam seinen Abschied, wie Viele, die als Staatskutscher mit ihren Staatswagen stark und frech einherfahren und lange durchsetzen, aber am Ende überschwenken und dennoch oft nicht einmal ihren Abschied begehren müssen.

53.
Stoffels Brunnen.

Als des eiteln armen Stoffels Hausbrunnen beinahe abstund, befahl er seinem Knecht:

Wenn niemand um den Weg ist, so stopfe die Röhre, wenn aber ein Fremder durch den Hof geht, so lasse sie laufen.

Der Knecht antwortete: damit wird der Brunnen immer schlechter, und ich kann weder zur rechten Zeit tränken, noch zur rechten Zeit schöpfen.

Der Meister erwiederte: ich will für einmal alles lieber, als daß mein Herr Nachbar merke, daß mein Brunnen schlecht ist.

Man sollte nicht glauben, wie viele solche eitle Gimpel es in unsrer Zeit giebt.

Ganz neulich sagte in meiner Gegenwart eine solche Gimpelmutter zu ihrem Kinde: mach' doch in allem, was du thust, daß es auch eine Art hat. — Aber wie muß ich das machen, fragte das Kind. Die Mutter erwiederte:

Ich will es dir sagen; in allem was du thust, mußt du immer darauf sehen, daß niemand merke, was du damit suchest, und dir niemand ansehe, was du dabei denkest.

Das verstand ein Hummel vom Dorfe vortrefflich; er sagte auch seinem Vertrauten es gerade heraus: wenn er einen Burschen, den er hasse, auf der Mücke habe, und ihn sicher zu Grunde richten wolle, so sei er Jahr und Tag freundlicher mit ihm, als mit keinem andern im Dorfe.

54.

Löwe und Reh.

Der Löwe meinte, das Reh sollte in jedem Falle stille stehen, wenn er rufe.

Aber das Reh antwortete ihm: der große Jupiter hat das meinem Herzen verboten, wie dir das Gras fressen.

Jupiter hatte sehr recht; sonst würde es gewiß dahin kommen, daß auch die Mäuse den Katzen still stehen müßten, wenn sie nur miauten.

55.

Roßfliege und Horniß.

Die Roßfliege wollte den Rang vor der Wespe; damit sie ihn bekomme, gieng sie zu der Horniß in Dienst, und lekte dieser den Angel im Leibe, der ihr zu Zeiten wehe thut.

Es macht mich nichts so sehr lachen, als wenn ich solche Roßfliegen sehe, die sich im Dienste einen höhern Rang zum Nachtheil kraftvollerer Männer, die diesen Rang verdient haben, durch Niederträchtigkeit zu erschleichen gewußt. Ich kann nicht verhehlen, die Roßfliege und ihr Verdienst um die Horniß kommt mir in diesem Falle dann immer in Sinn.

56.

Kauz und Adler.

Als die Vögel einen Kauzen aushöhnten, sagte ihnen ein zuschauender Mensch: dem Adler, dem Adler solltet ihr euren Unwillen also zeigen!

Die Vögel erwiederten: wir wissen wohl, daß der Adler viele von uns frißt; aber wir verspotten den Kauzen nicht, weil er uns frißt, sondern weil er wie ein Narr Augen macht, wenn er uns anschaut.

Die Vögel hatten Recht. Es kann Jemanden, der weiß, was die Augen im Menschenkopf bedeuten sollen, nichts widrigers seyn, als von Jemand mit Nachteulenaugen angeguckt zu werden.

57.

Gauch und Käfer.

Ein schwarzer Käfer warf dem Gauch vor: er stinke. Aber dieser antwortete ihm: ich bin doch schöner als du, und wenn mich einer gesehen hat, so bedarf er eben nicht noch an mir zu riechen.

Es sind sehr viele Menschen, denen es wie diesem Gauch behagen würde, wenn man das, was sie sind und thun, nicht mit allen fünf Sinnen beachten dürfte, sondern selbiges mit einem einzigen und zwar mit dem gesetzlich dafür Bestimmten thun müßte.

58.

Löwen-Schwäche, Stieren-Art und Fuchsenlist.

König Löwe wollte einmal allein brüllen, und verbot allem Vieh und namentlich den Stieren, jemals einen Laut, der dem seinigen gleichscheinen könnte, von sich hören zu lassen.

Aber es war den Stieren nicht möglich, den alten Laut ihres Rachens zu unterdrücken; wo sie immer glaubten, der Löwe sei nicht um den Weg, da brüllten sie forthin, wie sie von Alter her thaten und wie es ihre Natur mitbringt.

Darüber zürnte der Löwe; er faßte ein Paar der stärksten beim Horn, und warf sie in eine dunkle Grube.

Aber als die Gefangenen heilig versprachen, nicht mehr zu brüllen hatte der Löwe Mitleiden mit ihnen und wollte sie loslassen. Aber der Fuchs mißrieth ihm das und sagte: du kannst den Stieren das Brüllen unmöglich ganz abgewöhnen, ohne sie durch das Entsetzen deiner Standhaftigkeit überall stumm zu machen.

Der Fuchs hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so erwachte in der milder gewordenen Seele des Löwen der alte, böse Sinn der blinden Regierungsstandhaftigkeit, den Fuchsenseelen ihm schon in seiner Unmündigkeit eingeflößt haben. Und die armen Stiere mußten im Gefolge dieser bösen Regierungsstandhaftigkeit im Loch verrecken.

Es ist ewig Schade, wenn brauchbare Thiere um solcher, von Füchsen herkommenden, Einflüsterungen in Löchern verrecken müßen.

59.

Der Richter in der Sache seines eigenen Bratens.

Warum frissest du mich nicht ohne diese Marter? also sagte ein Käfer zur Dornelster, die ihn an der Hecke gespießt bratete. Diese antwortete ihm: was kann ich dafür, daß du ein rohes und verderbtes Fleisch hast? und bin ich Schuld daran, daß du mir besser schmeckst, wenn du gebraten bist, als wenn ich dich roh fresse. Sie setzte hinzu: es ist mir, wenn ich dich brate, gar oft noch recht leid, daß ich so lange warten muß, bis ich dich fressen kann.

Ein Zeisig, der auch in der Hecke hüpfte, sagte zu ihr: du könntest ihn ja tödten, und dann hernach braten. Aber die Elster erwiederte: was macht mir das, wenn er zappelt, so lange ich warten muß.

Das Menschenverderben, zu der das Raffinement der Kochkunst unserer Zeit vorzüglich gehört, ist unmenschlich; aber daß dieses böse Raffinement auch ins Thierreich eingegriffen, und ein Vogelherz in dem Grad verhärtet, als ich sehe, daß es bei dieser Elster der Fall ist, das hätte ich doch nicht gedacht.

60.

Der Gutsherr und sein Erblehnsträger.

Auch du bist von dem Geist der ungenügsamen Zeit angesteckt, du hast dein Leben wie unter meinem Ahnherrn und bist nicht zufrieden — also sagte ein Gutsherr zu seinem Lehnträger. Dieser antwortete: Euer Gnaden verzeihen, man ist mir freilich die Erbpacht auf den Fuß schüldig, wie meine Vorfahren dieselbe besaßen, aber ich genieße dieselbe bei weitem nicht also. — Wie das? fragte der Graf, und der Lehenträger erwiederte: Euer Ahnherr ließ meinen Vorfahren das Gut anspruchlos ohne Herrenprunk und ohne Eitelkeitsfrazen als ein Baurengut anbauen, und Korn und Wein auf das Höchste treiben, davon hatte die Erbpacht die Hälfte; Euer Großvater legte den großen Schloßgarten, den neuen Lindenplatz und den Fischteich an; so viel gieng von Korn und Weinbau ab. Euer Vater schlug den Hasenberg zur Jagd ein; das gieng wieder von Korn und Weinbau ab, und Euer Gnaden fodern jetzt sieben Aecker zu Schattengängen und Grienwegen, diese werden wieder von Korn und Weinbau abgehen; wie können Sie also sagen, ich genieße das Leben, wie meine Vorfahren unter eueren Ahnherren? Nein, gnädiger Herr! die immer steigende Eitelkeit des herrschaftlichen Tons machen es geradezu unmöglich, daß sich irgend ein Rechtsverhältniß zwischen der Herrschaft und den Untergebenen rein erhalte.

Der Graf war ein edler Mann; er schlug dem Pächter auf die Schulter und sagte: ich danke dir, daß du mir

die Wahrheit gesagt hast; ich glaubte, du seiest vom Geist der ungenügsamen Zeit angesteckt, aber du hast mir gezeigt, daß ich es selber bin.

Ich weiß, tausend Edelleute fühlen und denken im Innersten ihres Herzen ebenso menschenfreundlich als dieser, aber es ist ein Unglück, daß es in den Häusern der meisten seit ihrer Väterzeiten zur Uebung geworden, mit ihren Lehenleuten nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern blos durch Mittelspersonen zu reden (gewohnt sind). Wahrlich das von Angesicht zu Angesicht einander sehen und von Mund zu Mund mit einander reden, ist zur gegenseitigen Erkenntniß der Wahrheit, so wie zu gegenseitiger Belebung der Menschlichkeit und Liebe nothwendig. Aber hierfür sollte der Große den Kleinen suchen, der Kleine darf den Großen nicht immer suchen, und wenn er es thun will und thun muß, so ist er selten so glüklich, ihn zu finden.

Der Mittelmann, der als Amtmann gewohnt ist und seinen Vortheil dabey findet, an seiner Statt mit dem Erbherrn zu reden, findet in jedem Falle Mittel und Gelegenheit, den armen Dienstmann daran zu hindern und ihm das Glück und den Segen zu rauben, den ihm das Recht, mit seiner Herrschaft von Angesicht zu Angesicht reden zu können, gewähren würde.

61.
Hirschenhorn.

Ein Mensch, der noch wenig Thiere gesehen hatte, kam plötzlich in einen Thiergarten, und staunte über die Pracht der zahmen und wilden Geschöpfe; aber das Horn des Hirschen gieng ihm über alles, er sagte zum Wärter: die Natur hat dieses Thier gewiß zum König der Thiere bestimmt. Warum meinst du das? fragte ihn der Wärter. Der Neuling im Thierreich antwortete: sein mächtiges Horn zeugt von unermeßlicher Kraft. — O nein, erwiederte der Wärter, es ist nur ein schwülstiger Auswuchs seiner mittelmäßigen Kraft.

Neuling. Ich hielt es für eine Naturkrone, die alle Thiere als das über sein Haupt emporstrebende Zeichen seiner allgemeinen innern Kraft anerkennen und respektiren müßen.

Der Wärter erwiederte: die Kraft der Hirsche liege wesentlich in ihren Beinen, und diese brauchen sie vorzüglich zum Fliehen, wenn sie auch nur einen kleinen Hund bellen hören.

Ein alter Soldat, der diese Erzählung über das Hirschenhorn und die Hirschenkraft hörte, sagte darüber: ich kenne ein Leibregiment, das auf der Parade sich auch seiner Kleidung, aber auch in der Schlacht im Fliehen auszeichnete, wie der Hirsch mit seinem Horn und mit seinen Beinen.

62.

Die undankbare Henne.

Fresse ich dich, so bin ich morgen wieder nüchtern, lasse ich dich leben, so legst du mir täglich ein Ey — also sprach Reinecke, der schlaueste der Füchse, da er eine Henne gefangen; er raufte ihr nur das Gefieder aus den Flügeln, und zeichnete sie ein wenig mit einem Biß am Beine; dann ließ er sie leben und fütterte sie reichlich; aber es war der Henne nicht wohl beym Futter des Fuchsen; sie legte wenig Eier, brütete keine Jungen, und hieng täglich den Kopf; ihre federlosen Flügel machten sie traurig, und der Biß am Beine machte sie hinken. Ein Esel, der in der Freiheit herumgieng, und die Henne also im Fuchshofe den Kopf hängen sah, sagte zu ihr: y — ah — y — ah — du bist doch ein unglückliches und undankbares Geschöpf, daß du so wenig Zutrauen zeigest zu deinem Wohlthäter und väterlichen Erhalter! y—ah—y—ah— es ist auf der ganzen Erde nicht möglich, daß ein Fuchs edelmüthiger an einer gefangenen Henne handle, als Reinecke an dir thut. — Die Henne erwiederte: ich glaube wohl, jeder Esel, den ein Fuchs in seiner Hofstatt wie dieser mich fütterte, würde gar wohl damit zufrieden seyn, ich aber bin kein Esel; ich möchte jährlich gerne eine Schaar Junge auferziehen, und lasse meine Eier mir nicht gern alle Morgen im Nest auffressen.

Die Henne hatte wahrlich Recht, und ein Esel ist ganz sicher kein guter Richter über die Dankbarkeit, die eine Henne dem Fuchs, der sie in der Gefangenschaft füttert, schuldig ist.

63.

Die reiche Quelle.

Glück auf! sagte der Berg-Gott und die Quelle war zehnfach reicher; aber sie sollte forthin durch die Röhre laufen, die für das zehnfach schwächere Wasser gemacht war.

Das konnte sie nicht, und sagte zu ihrem Meister: mache mir jetzt eine größere Röhre.

Dieser antwortete: bist du nicht vergnügt mit deinem Reichthume, warum willst du jetzt noch eine Röhre?

Die Brunnquelle erwiederte: ich will eine, damit sich mein Wasser nicht unnütz verschütte.

Aber der Meister schalt sie, und sagte: ich kenne dich als ein ungenügsames, unruhiges, immer weiter greifendes Wesen, aber darum mußt du dich auch mit deiner alten Röhre behelfen. — Jetzt behilft sie sich wirklich damit, aber sie verschüttet nun auch neun Zehntheile ihres Wassers, und um sie her ist ein ewiger Koth.

Thoren sinds, die dem Volk in einem Lande großen Reichthum und großen Ueberfluß wünschen, in welchem die Bildungsmittel, durch die es allein zu dem Willen und zu der Kraft, einen guten Gebrauch von seinem Ueberflusse zu machen, erhoben werden kann, allgemein mangeln.

64.

Das Veilchen und die Steinblume.

Als man Hansen fragte, warum er das Veilchen auf den Mist werfe, und hingegen gelbe Stinkblumen in seinen Garten pflanze? antwortete er: es sieht ja das elende Veilchen kein Mensch, meine gelbe Blumen aber scheinen in alle Gassen.

Als ich den Schulmeister in.... fragte, warum er ein Kind, das mir beim ersten Augenblick als eine dumme Gans in die Augen fiel, als das erste oben an setze? antwortete er: es kann wirklich das alles vollkommen, was ich kann. Und auf die Frage: warum er ein anderes, das mir sehr lebendig vorkam, untenan setze, und warum es Thränen in den Augen habe? antwortete er mir wieder: Es ist ein Unglück mit diesem Kinde, ich verstehe nicht, was es meint, und es begreift nicht, was ich ihm erkläre. Er setzte noch hinzu: die ganze Kirchhöre bewundert das Erste, und dieses geschickte Kind hat mir selber gesagt, das andere Kind werde noch ein Narr werden. Es ist auch kein Kind in der Schule, das dieses nicht glaubt. Ich schüttelte den Kopf, der Schulmeister, der dieses sah, sagte darnach: wenn ich es brav strafe und zu Schanden mache, so kann ich, wills Gott, auch noch etwas in es hineinbringen.

65.

Der Esel, der vom Fuchs herkommt.

Ein Esel bat einen Schäfer um ein Nachtlager. Dieser erlaubte es ihm gern, aber ein Hund beroch den Esel, und fand, daß er eben von einem Fuchs herkomme; da schlug ihm der Schäfer das Nachtlager ab.

Wo Füchse um den Weg sind, da muß man keine Esel zu Rathgebern wählen, Haushunde mit guten Nasen sind in diesem Falle brauchbarer.

66.

Der Luchs.

Der Luchs rühmte sich vor allen Thieren seiner mittelmäßigen Kraft und seines starken Auges.

Ein Mann, der es hörte, antwortete ihm: du hast nur zu viel Aug' für deine mittelmäßige Kraft. Der Luchs glaubte das nicht und sagte: mein starkes Auge ist bestimmt, das, was ich bei der Mittelmäßigkeit meiner sonstigen Kraft vorzüglich bedarf, zu ersetzen.

Der Mann staunte einen Augenblick ob dieser Antwort, und sagte dann: ich fühle, du sagst eine große Thierwahrheit; aber für die Menschen ist das Gleichgewicht der Kräfte der Probestein der Zuverläßigkeit jeder einzelnen derselben.

67.

Der Nebelmacher.

Ein Sylve gab ihm das Geheimniß, sich in einen undurchdringlichen Nebel einzuhüllen.

Also gieng er unter seinen Mitbürgern einher; aber sein Geheimniß kam ihm aus; man hieß ihn allgemein den Nebelwandler.

Das machte ihn nicht betroffen; er behauptete kühn, der Nebel sei nur in den Köpfen seiner Mitbürger, die träumen sich Schatten um ihn her, indessen er im Licht wandle, das sie mit ihren dicken Köpfen nicht zu erkennen vermögen.

Mit dieser Kühnheit brachte er es mit Zeit und Geduld endlich dahin, daß seine Mitbürger jetzt allgemein glauben, die Kunst des Nebelmachens gehöre zu den Weisheits- und Kraftsmitteln seines Amtes, und auch sie können nur dadurch auf den Standpunkt einer höhern Aufklärung gelangen, wenn sie an der Kunst des Nebelmachens, so viel es ihnen immer möglich, auch Mitantheil nehmen.

Ein Mann, der die Geistesbildung des Volkes in einem hohen Grade fürchtete und sogar bei der Herzens- und Berufsbildung es mit der Goldwage abgemessen wünschte, wie weit man beim Volk darin gehen dürfe, redte doch allen bösen Künsten des Nebelmachens das Wort, ob es gleich ihm manchmal selber darob angst ward, das immer vorschreitende Raffinement an den Künsten des Nebelmachens könnte am Ende auf eine gefährliche Art auf die Beförderung der Volksaufklärung, die er so sehr fürchtete, einwirken.

68.

O du heilige Einfalt.

O du heilige Einfalt! — sagte Huß, da ein schwacher, alter Bauer noch eine Bürde zu dem Scheiterhaufen, auf dem er verbrannt werden sollte, hinzutrug; und auch ich sage oft: die Einfalt ist heilig; aber wenn ich den Fisch an jedem Angel anbeißen, wenn ich die Henne vor dem Fuchsloch scharren, weiden, wenn ich die Kühe für den Küher melken, und das Schaaf für den Metzger fett machen sehe, so lobe ich mir den Mann, der das Wort: Seid einfältig wie die Tauben an das zweite: seid klug wie die Schlangen, angeknüpft, und beide unzertrennlich miteinander verbunden.

69.

Die alte Mauer und das Bürgerhaus.

Eine alte Mauer verachtete das Bürgerhaus, das man auf sie baute und sagte zu ihm: ich stand ehemals unter einem Schlosse. Das Haus antwortete ihr: das ist wohl wahr, aber es ist auch wahr, daß die Ueberreste deiner zerfallenen Hoheit mich, wie ich jetzt bin, inwendig und auswendig verunstalten, und für meine Bewohner ein ewiges Hinderniß in allem dem sind, was sie jetzt als ihnen bequem und angenehm suchen.

Das Alterthum wär freilich in wesentlichen Rücksichten erhaben und groß, aber alles Irdische und Menschliche, wenn es auch noch so erhaben und groß ist, zerfällt mit der Zeit, und alles, was einmal bis zur Unbrauchbarkeit zerfallen, dürfen wir, wenn es auch ehemals noch so groß und noch so erhaben gewesen, nicht mehr in seiner zerstörten Gestalt, wir dürfen es dann nur noch in dem ewig lebendigen Geist seiner innern Würde und Größe zurückwünschen und zu erhalten suchen.

70.
Der Löwe, die Schlange und der Teufel.

Der Löwe stritt einst mit der Schlange, wer von beiden eines höhern Geschlechts seie? Der Löwe sagte: der große Jupiter schuf mir hinter meinem Rachen eine sorgenfreie Brust. Die Schlange antwortete: und mir gab er eine Kraft zu tödten, die keinen Schein hat, und eine Wohnung, zu welcher niemand kommen kann. — Der Teufel hörte ihr Gespräch, und sagte zu sich selber: bei meiner Hölle, wenn die Kräfte, die in diesen zwei Thieren liegen, in einem einzeln vereinigt wären, ich hätte vor diesem fast soviel als nichts zum Voraus.

Ein Mann, der dieses Gespräch hörte, sagte: wenn der Teufel diese doppelte Thierkraft unter den Menschen gesucht hätte, so hätte er sie hie und da ganz gewiß vereinigt gefunden. Er setzte dann noch hinzu: aber Gnade Gott einem jeden Menschen, der unter die Hände einer dieser vereinigt gedoppelten Thierkraft zu fallen, das Unglück hat.

71.

Das Gras unter der Eiche.

Das Gras unter einer Eiche sagte einst zu seinem stolzen Obdach: ich gedeihe in Feld und Wiesen nirgends so schlecht als unter dir.

Sein Baum antwortete ihm: darum bist du auch Eichengras, und es geht dich gar nichts an, wie das Feld- und Wiesengras aussieht.

Nun doch, sagte das Eichengras: wenn einmal der Bauer dich umhaut, so kann er dann, wenn er will, mich doch auch zu Feld- und Wiesengras machen.

Die Eiche aber meinte, es habe noch nie ein Bauer eine hohe Eiche darum niedergehauen, damit das Gras, das unter ihrem Schatten serbte, fettes, hohes und blühendes Wiesengras werde. Die Eiche mag im Allgemeinen Recht haben, doch könnte es auch Ausnahmen geben; es könnte Umstände geben, daß dem Bauer fettes grünendes Gras mehr dienen könnte, und sogar, daß er es weit mehr nothwendig hätte, als den größten eichenen Klotz.

72.

Wieder die Eiche und das Gras.

Gleich morgens sagte die Eiche zu ihrem Bodengras: du bist undankbar, daß du den Segen meiner Herbstblätter, die ich alle Jahre wie ein Winterkleid auf dich lege, nicht anerkennst.

Aber das Gras antwortete ihr: du nimmst mir mit Stamm und Gipfel mein Recht an Sonne, Thau und Regen, und mit deinen Wurzeln meinen Anspruch an die Nahrung des Bodens, in welchem ich stehe; laß jetzt das genug seyn, und plaudere mir nicht noch von dem Allmosen des Winterkleides, das du um deiner Wurzeln willen, auf mein Elend zu legen, genöthigt bist.

So, so, die Eiche wollte noch Dankbarkeit von dem Grase, das unter ihrem Schatten zu serben gezwungen war. Diese Anmaßung ist fast so stark, als die Anmaßung des Dei's von Algier, der von seinen Sclaven noch fordert, sie sollen bei dem Unrecht, das sie in der Sclaverei leiden, ihm dennoch für den Schutz danken, den sie dadurch genießen, daß sie die Luft *seines* Reichs einathmen und sich an der Sonne *seines* Reichs wärmen dürfen.

73.

Noch einmal die große, harte Eiche.

Da sich das Bodengras also mit Scheingründen nicht beruhigen ließ, sträubte der Baum seine Aeste gegen den Himmel, und sagte zu Sonne, Thau und Regen: ich muß jetzt noch Schuld seyn, daß ihr dem Bettelgras nicht alles thut, was es gerne hätte!

Dennoch schien Sonne, Thau und Regen über diesen Gegenstand nicht mit ihr gleich zu denken. Die Sonne, die in ihrer Himmelshöhe dem großen Jupiter näher stand, dachte nicht daran, daß etwas auf Erden anders seyn sollte, als er es gemacht hatte. Aber der milde Thau und der nasse Regen schienen fast sich untereinander in Zweifel zu fragen, warum doch Jupiter die Eiche so groß und Millionen Gräser so klein geschaffen. Aber der hohe Jupiter donnerte jetzt, den milden Thau und den nassen Regen zu belehren, vom hohen Himmel hinunter. Alles Gras der Erde, das Kleingras eben wie das Großgras, ist gleicher Natur. Wenn es tiefe Wurzeln schlägt und wohl genährt ist, wird es schwülstig, anmaßlich und eine Schmarozerpflanze gegen sein Nebengras, eben wie die Eiche gegen das Bodengras, das unter seinem Schatten wächst, dieses auch ist.

74.

Der veraltete Kuhfelsen.

Die Zeit hatte den Felsen, unter welchem die Heerden Jahrhunderte bei Sonnenschein und Regen sich schützte, mürbe gemacht.

Jetzt fallen täglich Steine von ihm hinab auf die weidenden Stiere und Kühe, darum scheuen diese jetzt allgemein den ihnen ehemals freilich lieblichen Ruheplatz.

Aber der alte Hirt, der nur am linken Ohr hört, und am rechten Auge blind ist, meint, die Heerde sei von bösen Leuten verzaubert, und die Kühe und Stiere scheuen den ihnen ehmals so lieben Ruheplatz nur darum, weil sie von Leuten, die ihm übel wollen, dafür bearbeitet worden seyen.

Es ist schlimm, wenn solche alte Schutzfelsen von Kühen und Stieren mürben und faulen, aber noch schlimmer ist es, wenn dergleichen Kühheerden so blind werden, daß sie das Mürbewerden derselben nicht mehr sehen, und so taub, daß sie die auf Kühe und Kälber herabfallenden Steine nicht mehr hören.

75.
Zwo Weiden.

Die eine war gut, aber des Tages kränkten grinzende Affen die weidenden Thiere, und des Nachts laureten braune Füchse auf ihr Leben.

Die andere war mager und schlecht, aber kein Affe kränkte die weidenden Thiere, und kein Wolf und kein Fuchs lauerte auf ihr Leben.

Als die Schaafe beides erfahren, baten sie den Hirten: lieber Vater! führ uns doch nie mehr auf diese fette Weide, wenn wir sicher und ungekränkt seyn können, so wollen wir wahrlich lieber ein wenig hungern, als unter Unsicherheit und Kränkung uns täglich vollfressen.

Heil dem Volke, das von Armuth und Reichthum Erfahrungen gemacht hat, die dieser Schaaferfahrung gleichen; und tausendmal Heil dem Hirten, der die Herzenssprache aller guten Schaafe, die diese Erfahrung ausdrückt, würdiget.

76.

Der unglückliche, verirrte Mensch.

Ich wollte lieber sieben Tage und sieben Nächte zu Fusse gehen, als noch einmal also eine Nacht auf einem Schiff fahren, sagte Lebon, da er einmal in einem Marktschiffe zwischen Waaren und Vieh eingepackt, sich krumm und lahm lag.

Darüber zürnte der Schiffmann und sagte zu allen Schiffleuten im Lande: Lebon sei ein allgemeiner Lästerer der Seefahrer, und erlaube sich, wenn er ein Schiff betrete, Reden und Thaten, die nicht nur in einem jeden Schiffe Unordnung veranlassen, sondern auch dabei den Zorn der Götter dahin reitzen müssen, daß ein ganzes Schiff um seinetwillen mit Maus und Mann in den Abgrund versinken könnte.

Die ganze Zunft der schifffahrenden Brüder kreuzigt und segnet sich nun ob dem unglüklichen verruchten Menschen, dem Lebon, und wo er von nun an ein Schiff betreten wollte, da war allenthalben nur eine Sprache: vor einem Menschen, wie du bist, muß man sich auf dem troknen Boden hüten, geschweige auf dem gefährlichen Wasser.

Die Folgen eines, in Gegenwart schwacher und böser Menschen ausgesprochenen, unvorsichtigen Wortes führen oft unglaublich weit. Ein Satan von Menschen, der das wohl wußte und zu Zeiten teuflisch benutzte, sagte

in einem Augenblick, der mir ewig unvergeßlich seyn wird, zu jemand in meiner Gegenwart: Wenn du einen Menschen auf den Tod hassest und ihn, es mag kosten, was es will, zu Grund richten willst, so passe ihm, wenn es seyn muß, Jahr und Tag auf, bis er, sei es auch im hintersten Winkel seines Hauses, etwas geredt oder gethan hat, dessen er sich schämen müßte, wenn es ihm auskäme. Er setzte hinzu: Es ist kein Mensch, dem nicht mit Zeit und Gelegenheit so etwas entwischt, und sagte dann weiter, bist du so glüklich, es ausgeforscht und ihn darob ertappt zu haben, so bist du deines Feindes Meister, du kannst ihn von nun an an diesem Faden hinbringen, wo du ihn nur immer hinführen willst. Je bräver und gutmüthiger er sonst ist, jemehr wird er sich fürchten und thun, was du in der Welt willst, damit ihm seine Schande nicht auskomme.

77.

Der Stein aus der Höhe.

Ein kleiner Stein, der aus der Höhe mir auf den Kopf fällt, kann mich tödten, indessen ich einen hundertfach schwerern, der auf dem Boden liegt, spielend auf meiner Hand trage — das antwortete Edwich dem Hummel, der ihm zumuthete: er solle ein drohendes Wort eines bösen und gefährlichen Mannes, der aber dabei beeidigt und ein Vorgesetzter war, aufnehmen, wie wenn ein Anderer gemeiner Nachbar es zu ihm gesagt hätte.

Edwich konnte diesen Rath sich um so weniger gefallen lassen, weil der Hummel auch ein schlechter Mann, auch beeidigt und auch Vorgesetzter war. Sonst möchte ich es auch mit den Drohworten eines Großen, oder eines Großsprechers, nicht eben so schwer aufnehmen, ich fürchtete in jedem Falle das Stillschweigen eines Großen, der mich haßt, weit mehr als seine lauten, bösen Worte.

78.

Hühner, Adler und Mäuse.

Die Hühner rühmten ihr Gesicht, und sagten selber zum Adler: auch das kleinste Korn liegt heiter vor unsern Augen. — Arme Hühner! erwiederte dieser, das erste Kennzeichen eines guten Gesichts ist dieses, von allem dem nichts zu sehen, was euch in die Augen fällt. — Also sagten auch die Maulwürfe: Die schreckliche Sonne ist der Tod alles Lichts, und es ist nur unter dem Boden recht heiter. — Alle Mäuse gaben ihnen Beifall, und eine jede betet täglich zum großen Jupiter: bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne, und erhalte uns das milde Licht unserer Löcher von nun an bis in Ewigkeit.

Die vielerley Arten von Menschen, die bey der Nacht und bey dem Nebel, der sie umhüllt, mit Blendlaternen herumgehn, und dabey glauben, ihre Blendlaternen seyen helles Sonnenlicht, kommen zu Zeiten auch in den Fall dieser Maulwürfe und Fledermäuse.

79.
Bach und Garten.

Ein Bach, der die Wiesen des Dorfs wässerte, machte die Grienwege im Schloßgarten kothig, darum ließ ihn die Herrschaft abgraben.

Jetzt macht er freilich keine Ecke der Spaziergänge im Schloßparke mehr kothig, aber er wässert auch die dürren Triften mehrerer herrschaftlicher Dörfer nicht mehr, die er vorher Jahrhunderte segnend befeuchtete.

Der Zeitgeist unserer Tage, oder vielmehr die Verkünstlungsmaßregeln in der Leitung der Segensquellen des Landes trokuen gegenwärtig oft die wesentlichen Fundamente eines daurenden bleibenden Volkswohlstands mit unbegreiflich gedankenlosen Maßregeln, die gewöhnlich in ihren Folgen dem Mann, dessen übermäßige Sinnlichkeits-, Gemächlichkeits- und Auszeichnungslust sie kitzeln sollte, selber in einem hohen Grad mißmuthig und mit sich selber unzufrieden machen.

80.

Die verdorbene Straße.

Ich werde noch rasend, daß ich meinen Fuß alle Augenblicke an diese Steine anstoße — also fluchte Kunz, da er mit Heinz über eine, ehemals mit großen Steinen bepflasterte, aber jetzt ganz verdorbene und aufgelöste Straße gieng. Was magst du so fluchen, erwiederte Henz, es ist allenthalben so, wo die Fundamente einer alten Sache aufgelöst sind, da kommen dem Wanderer die losgewordenen Steine zwischen die Füsse.

Kunz. Das ist wohl so; aber es wäre indessen doch möglich, die Steine von der Straße wegzuschaffen.

Heinz. Damit aber wäre sie denn doch noch nicht in der Ordnung.

Kunz. Meinetwegen; wenn ich nur heute meine Hühneraugen nicht alle Augenblicke daran anstoßen müßte.

Heinz. Aber ich habe keine Hühneraugen, und mag es gar wohl leiden, daß der Wanderer täglich und anhaltend ad hominem erinnert werde, daß die Straße nicht in der Ordnung ist; ich möchte sogar auch wünschen, daß bestimmt die Leute, die beauftragt sind, sie wieder herzustellen und das Geld dazu schon im Beutel mit sich herumtragen, genöthigt wären, diese Straße zu wandern und mit großen Hühneraugen an alle Steine anstossen würden.

Des Heinzen Wunsch ist [illegible] nicht aus der Luft gegriffen. Es wäre gewiß allgemein zu wünschen, daß die Folgen der aufgelösten Fundamente aller öffentlichen Ordnung und alles öffentlichen Segens bestimmt derjenigen Personen zum schmerzhaften Anstoß zwischen die Füsse kommen würden, die zu ihrer Erhaltung und allfälligen Wiederherstellung beauftragt und oft durch noch größere Fehler an der Auflösung ihrer Fundamente selbst Schuld sind.

81.

Der alte Bär auf der Tanne.

Nun, wann willst du uns einst ins Honigland führen? sagte eine Schaar junger Bären zu einem alten.

Dieser erwiederte: Das will ich gleich thun, aber vorher sollt ihr noch sehn und erkennen, was ich für ein Bär bin. Seht diese Tanne; so weit sie geschunden ist, haben sie vorher schon andere Bären erklommen, ich aber will ihre obersten Gipfel erklimmen.

Also sprach er, und kletterte die hohe Tanne hinan. So weit sie geschunden war, gieng es wie nichts, aber da er höher kam, schwankte der Baum mit jedem Schritte mehr auf beide Seiten. Doch, er strengte sich an und klammerte die wunden Tatzen in den schwankenden Baum. So gieng es langsam, doch eine Weile immer höher hinan. Aber jetzt weht der Sturm; der Bär bohrt seine blutenden Klauen mit äußerster Kraft in den schwankenden Baum. Also überlebt er den Sturm; aber seine Kraft ist dahin; er kann die eingebohrten Klauen nicht mehr aus dem erklimmten Holze herausbringen; er fühlt, daß sein Leben dahin ist und ruft von seiner Höhe hinab den jammernden Jungen: meine große That ist mein Tod; ich führe euch nicht ins Honigland, aber das seht ihr und das könnt ihr zeugen, daß ich auf dieser Tanne als der allerhöchste Bär v ..... bin.

Ich hätte nicht geglaubt, daß alte Bären solche große menschliche Schwachheiten haben könnten; aber ein wildes, ohne Unglück überstandenes Kraft- und Gewaltsleben führt, scheint es, auch alte Bären in ihren letzten Tagen zu Narrheiten, die denen gleich sind, deren sich oft alte Menschen schuldig machen, welche durch ihr Leben mehr scheinen wollten, als sie wirklich waren.

82.

Zwei Schäfer.

Der eine hütete die Schaafe mit einem Hunde, der ohne Noth keinen Laut gab, aber stark war und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhlen verfolgte.

Der andere hütete sie mit einem, der, wenn sein Meister flötete, ihm tanzte, und wenn er schlief, unter der Heerde herumsprang, und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkeln auskundschaftete.

Das war freilich für die Kurzweile und die Trägheit des Schäfers gut ausgedacht; aber die Heerde hielt diesen Hund für ihren Teufel; und Fuchs und Wolf sagten unter einander: wir haben auf hundert Stunden weit keinen bessern Freund, als diesen Hund.

So habe ich oft Bauern in den Schenkhäusern von ihren Vorgesetzten, die viel und oft in das Oberamt laufen und daselbst an den Gaukeleyen der Schloßdienstleute Theil nehmen, und nebenbei, was in allen Häusern im Dorf gethan und geredt wird, ins Schloß tragen, sagen gehört, sie seien wahre Dorfteufel. Hingegen freut es sie, und sie danken Gott für jeden Vorgesetzten, der ohne Noth und ohne Befehl nie ins Oberamt läuft, und hingegen den ganzen Tag stille seinem Dienst abwartet, und in jeder Noth und Gefahr, die dem Dorfe oder jedem von ihnen, aufstoßt, mit Rath und That für sie bei der Hecke und zu Hause ist.

83.

Der Tolenmacher Toffel.

Toffel erbte den sumpfigen Riedhof, und besserte denselben durch Tolenmachen sehr wesentlich.

Aber da er den Hof nun ausgetolet und trocken gelegt hatte, zeigte er sich als ein ungeschickter Anbauer des von ihm gebesserten Landes.

Er lebte und starb indessen im Wahn, Tolenmachen sei die einzige wichtige Arbeit im Feldbau.

Die Kunst, Vorbereitungsarbeiten für irgend einen Zweck zu machen, ist immer von der Kunst, diese Vorbereitungsarbeiten für den endlichen Zweck seines Gegenstands wohl zu benutzen, unendlich verschieden.

Die Möglichkeit des guten Anbaues des Riedhofs foderte ganz andere Kenntnisse und Fertigkeiten, als diejenigen, zu denen sich der gute Stoffel in seinem Leben durch Tolenmachen tüchtig gemacht hat.

84.
Von Zäunen mit faulem Holze und von schlechten Dorfvorgesetzten.

Man zäunt hie und da auf den Bergen mit starkem gutem Holze, weil man daselbst solches im Ueberfluß hat; im Thal aber, wo es hie und da selten ist, zäunen arme Leute gar oft mit schwachem, schlechtem und oft halbfaulem Holze. Das antwortete mir ein Bauer, als ich ihn fragte, warum sein Junker so schlechte Bursche in seinem Dorfe zu Vorgesetzten mache. Ich erwiederte ihm: aber wozu dient denn ein Zaun, wenn sein Holz faul ist? Er antwortete: Die Sache hat dennoch mehr Vortheile, als man glaubt; denn erstlich versieht ein solcher Zaun, was ein guter, so lange kein Stier sein Horn daran stößt und kein Wind bläst. Zweitens: und was dumm unter dem Vieh ist, ahnet nicht einmal, daß das Zaun-Holz faul ist, wenn es nur da steht; und endlich glauben die faulen Zaunstöcke, so lange sie immer noch stehen, sie seien gutes Holz, und dieser Glaube an sich selbst macht ihnen Freude.

Ich antwortete ihm: Und so meinst du, denke ich, der Junker mache solche schlechte Bursche zu Vorgesetzten, weil er keine bessern habe, und die meisten Bauern merken nicht einmal, ob sie schlecht oder gut seien. Er erwiederte, das ist sicher, ein schlechter Zaun ist immer besser als gar keiner. Das meiste und beste Weidvieh probiert ihn nicht

einmal, und weidet in seinen Grenzen so ruhig, als wenn er der beßte wäre.

Und so ist es auch bei den Menschen; denn man hat die Mittel der öffentlichen Ordnung nothwendig und gerne, auch wenn sie nur halb gut sind, und auch der schlechteste Bursche, wenn er in einem Dorfe Vorgesetzter oder in einer Stadt Rathsherr wird, meint von der Stunde an, er sei ein ganz vorzüglicher Mensch, und dieser Glaube an sich selbst macht auch wirklich, daß mancher in seinem Amte und durch dasselbe etwas mehr und etwas besser wird, als er ohne seine Stelle nie geworden wäre.

85.

Die Waage und der Trottbaum.

Auch die weisesten Männer wissen nicht eigentlich, was zwischen Freiheit und Sclaverei für ein Unterschied ist — also sprach Magister Kleinschmied zum Bauer Stoffel. Dieser antwortete ihm: Es ist dann doch schlimm, wenn euere weisen Leute nicht mehr eigentlich wissen, was zwischen einer Waage und einem Trottbaum für ein Unterschied ist.

Magister. Was meinst du mit dieser Vergleichung?

Stoffel. Was ich damit meyne? ich meyne der Mensch sei frei; wenn sein Richter für ihn die Waage brauchen muß, und er sei ein Sclave, wenn er wider ihn den Trottbaum brauchen darf.

Magister. Das sind nur Vergleichungen, aber omne simile claudicat — wenn man den Begriff irgend eines Wortes wahrhaft ergründen will, so muß man denselben auflösen und gleichsam anatomiren.

Der Stoffel aber schüttelte den Kopf ob dem Worte anatomiren, und sagte: man muß ja einen Menschen und ein Thier zuerst todt machen, ehe man ihn anatomiren kann, und ich fürchte, es könnte mit dem Begriff der Freiheit auch so gehen, wenn man das Wort, das diesen Begriff ausdrückt, zuerst auch anatomiren müßte, ehe man zur Erkenntniß seiner Wahrheit gelangen möchte.

Magister. Die Erforschung des Freiheitbegriffs muß in jedem Falle ganz unabhängend von dem Besitz

derselben ins Auge gefaßt werden; die Erkenntniß der Freiheit ist die Sache des innern Wesentlichen der Menschennatur, der Besitz der Freiheit aber ist nur die Sache der äußern menschlichen Verhältnisse oder Umstände.

Stoffel. Ich verstehe diesen Unterschied nicht, aber das Todtmachen der Thiere und Menschen, ehe man sie anatomiren kann, macht unwillkührlich den Gedanken in mir rege, es möchte beim Anatomiren des Freiheitbegriffs so ein etwelches Todtenmachen des Gegenstandes, den dieser Begriff bezeichnet, vorhergehen müssen. Ich muß dir gestehen: trotz deines omne simile claudicat scheint mir in dieser Rücksicht das Waagerecht unendlich mehr werth, als dein Anatomiren.

Magister. Ich muß dir das zu gut halten; du hast keine Metaphysik studirt, und mußt dich also mit der materiellen Erkenntniß der Gegenstände begnügen, weil du es nicht vermagst, dich zu den höhern geistigen Ansichten derselben zu erheben.

86.

Des Innwendige des Hügels.

Ein Narr sah einen grasreichen Hügel und dachte: unter diesem Grase muß bis in die unterste Tiefe lauter gute Erde liegen; aber ein Mann, der den Hügel in seiner Tiefe kannte, führte ihn an eine Stelle, da er das Innwendige desselben sah, das lauter Grien war.

Die Erdenhügel, wenn sie in ihrer Oberfläche auch noch so grasreich sind, haben fast immer so harte und unfruchtbare Felsen und Steinhaufen zum Grunde liegend; und die menschlichen Höhen, zu denen sich unser Geist und unser Herz emporschwingt, finden in unserm Fleisch und in unserm Blute immer eine Grundlage der Schlechtheit und Verderbtheit, die mit dem todten unfruchtbaren Grien, das dem grasigen Hügel zum Grunde lag, große Aehnlichkeit haben.

Und auch die äußern Höhen der Macht und Ehre haben bei aller Menschlichkeit und Würde, in der sie oft dastehen, allenthalben die harten und unfruchtbaren Felsen des Verderbens der Menschennatur zu ihrer sehr belebten Unterlage, darum ist aber auch in den höchsten Verhältnissen der Menschennatur die große Regel anwendbar: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung eingeht; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

87.

Der unbekannte Ausweg.

Wir sind doch unglücklich, daß aus unserm Thale kein Ausweg statt findet — also jammerten Schaafe und Kühe in einer eingeschlossenen Bergweide. Ein Reh, das ihre Klagen hörte, sagte zu ihnen: Es hat freilich Auswege aus eurer Weide, aber Hirt und Metzger werden sie euch nicht zeigen, und um sie selber zu finden, muß man weder Kuh noch Schaaf seyn.

Der Eigenthümer des Berges, der die Aeußerung des Rehes an seine Kühe und Schaafe hörte, sagte darüber: Dieses Reh scheint eine bestimmte Neigung zu haben, eine böse Aufklärung unter mein Vieh zu bringen; meine Kühe und Schaafe haben gar kein Recht, einen andern Ausweg aus ihrer Weide zu suchen, als denjenigen, durch den sie meine Knechte in meinen Stall, oder in meine Metzge zu führen gewohnt sind und Befehl haben.

88.

Des Hansen Rock.

Beim lebendigen Gott! in diesem Kleide kann es keinem Menschen wohl seyn — also sagte Jost, da er Hansen in einem Rocke sah, in welchem er, wie in einem Sack steckte. — Schweig doch, Jost! erwiederte Hans, unter allen Formen von Kleidern ist diese die einzige, die mir anpaßt.

Jost. Das ist nicht möglich, dein Kleid paßt auf keine Menschenform, und du wirst doch ein Mensch seyn.

Hans. Ich muß dir eben mein Geheimniß entdecken. Ich darf von meinem ganzen Leibe nichts hervorgucken lassen, als meinen Kopf.

Jost. Warum doch das?

Hans. Alles übrige daran ist elend und krumm.

Ich weiß nicht, was ich von dem Kopf des Hansen denken soll. Wenn er seinem Leibe in gar nichts gleich sieht, so gehört er nicht auf denselben. Es ist aber unmöglich, daß er ihm in nichts, in gar nichts gleich gewesen: er muß das Gepräge seines Krummseyns und seines Elends auf irgend eine Weise auch an sich getragen haben.

89.

Stoffel und seine Uhr.

Wenn du gehest, so schleifst du dich aus; wenn ich dich aufziehe, so kannst du zerspringen — also sprach Stoffel, der blinde Erbe der Uhr, und machte nach reifem Bedenken der Sache, ihr endlich das Urtheil: Steh still — und meinethalben verroste.

Es gehen tausendmal mehr Kräfte der Menschennatur dadurch verloren, daß man sie stillstehen und ungebraucht verrosten läßt, als dadurch, daß man sie durch überspannte Anstrengung in sich selber zersprengt, oder durch langen, anhaltenden Gebrauch abschleift, und durch Ermüdung unbrauchbar macht.

Indessen ist Stoffels Wort: meinethalben verroste — eine eigentliche Schwachheitsäußerung unsers Zeitgeistes, der in jedem Anstrengung ansprechenden Fall lieber den Knoten zerschneidet als ihn aufzulösen versucht, und im Dunkeln immer lieber das Kind mit dem Bad ausschüttet, als vorher aus der Stube herausgeht, ein Licht anzündet, und nachsieht, was sich eigentlich im Züber befinde, ehe man ihn mit Fug und Recht zum Fenster hinausschütten darf.

90.
Graf Albo.

Graf Albo hielt seinem jungen Verwandten Jahre lang widerrechtlich ein Erbgut zurück, das er ihm herauszugeben schuldig war. Da er aber hörte, daß er sich darüber beklage, rief er seinen Sekretär und alle Bediente zusammen, und befahl ihnen, den jungen Herrn in allen Stücken ehrerbietig zu bedienen. — Aber ich bin überzeugt, dieser Befehl des Grafen, der in seinem Wesen das Gepräge der tiefsten Verhöhnung des Rechts ist, hat den jungen Edelmann mehr empört, als die Hinterhaltung seines Erbguts dieses je zu thun vermögend war.

91.

Nero.

Ein Bürger von Rom spritzte Nero, da er durch die Gassen der Stadt fuhr, von seinem Fenster herunter Wasser an die Nase.

Der erzürnte Unmensch ließ darauf alle Spritzen in Rom zu Grunde richten, und zündete ein paar Gassen der Stadt an, um zu sehen, ob während der Brunst sich etwa eine gegen seinen Befehl dem Staate vorenthaltene Spritze hervorzeige.

Der Bürger hätte das ihm an die Nase spritzen wohl bleiben lassen können; wäre er ein gemeiner Bauer und nicht ein Herr und Bürger oder gar ein Patrizier von Rom gewesen, so hätte er das Sprichwort gekannt: es ist nicht gut, mit grossen Herren Kirschen zu essen, sie werfen einem gar leicht die Stiele ins Gesicht. Doch es gibt Gottlob auch wenige Nero in der Welt, aber Gefühle, die sich seiner Gewaltthätigkeit nähern, gibt es viele, und unter Heiden und Türken sind Greuelscenen dieser Art möglich, und was ihnen in christlichen Landen auch nur von ferne sich nähern zu können scheinen würde, das geht aus Heidenseelen und aus Heidengeist hervor und ist bei einer, auch schwachen christlichen Polizei, in keinen Formen und Gestalten nur denkbar und möglich.

92.

Die Linde und der König.

Als ein König einsam unter seiner Linde an ihren Gipfel emporstaunte, sagte er zu sich selbst: wenn meine Unterthanen auch an mir hiengen, wie deine Blätter an dir!

Die Linde antwortete ihm: ich treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben auch von ihnen in mich selbst zurücksauge.

Der König war von der Antwort betroffen, aber mit höchstem innerem Edelmuth sagte er nach einer Weile zu sich selbst: ach, könnte ich das auch thun, könnte ich das auch sagen! — Er fühlte tief, daß das Wesen des Heiligthums der königlichen Gewalt in dieser Kraft bestehe, und sagte dann ferner zu sich selbst: ich wollte einen Finger von der Hand geben, ich fände den Mann, der mir in Treue und Würde sagen könnte, was ich für diesen Zweck zu thun im Stande seyn könnte.

93.
Noch einmal die Linde und der König.

Ein andermal, da er unter eben dieser Linde das Spiel ihrer kleinen Aeste, Zweige und Blätter in den Lüften sah, sagte er wieder: auch diesen Spielraum kann ich meinen Unterthanen nicht gestatten.

Die Linde erwiederte: ich kann es nur darum, weil meine größern Aeste, durch welche ich die Segenskräfte meiner Wurzel in die Zweige und Blätter hineintreibe, in diesem ihrem Dienst auf meinem Stamme unbeweglich stille stehen müssen.

Ohne das feste Stillstehn und ohne den gesunden Züstand der großen, zwischen Stamm und Zweigen stehenden Aeste, sind alle Segenskräfte des Baumes gelähmt, wenn seine Wurzel auch noch so rein und noch so gesund ist, und die Segenskräfte der Erde, in der sie steht, mit noch so viel Kraft in ihren gewaltigen Stamm und ihre Linde hinauftritt.

94.

Faule Eichen und junge Tannen.

Du hast die Pracht und die Zierde aller unserer Nachkommen niedergemacht — also sagten alte und hohe, aber schon faule Eichen, da sie in ihrem Falle junge Bäume zu tausenden niederschlugen, zum Bauer, der sie umhieb. Aber die übergebliebenen unbeschädigten Tannen und Eichen trösteten ihn und sagten: Das Elend, welches ihr Fall über uns verbreitet, ist viel kleiner, als dasjenige, welches ihr Leben über uns verhängte; denn wir werden von nun an sicher aufhören, die elenden Serblinge zu seyn, welche wir um ihretwillen immer waren, und in diesem Augenblicke durch die Zerstörung, die die Erfahrung unter uns gebracht hat, noch mehr als je scheinen.

Man muß ein gegenwärtiges, wenn auch großes Uebel, das die Quellen bleibender und immer wieder kommender Uebel von Grund auf aufhebt, in jedem Falle mit Geduld tragen, und mitten, indem man das Augenblicksunglück der Gegenwart mit warmer Theilnahme zu Herzen nimmt, darf man sich dennoch der Segensfolgen desselben eben so von Herzen freuen und selbige mit edler, fester und reiner Kraft zu befördern suchen. Aber hingegen darf man nie junge, kraftvolle, gesunde Eichen aus Selbstsucht als faulende, den Tod in sich selbst tragende und keinen Segen, sondern nur Schaden bringende Bäume behandeln. Es ist ein großes Ding in der Welt, die Zeichen der Zeit richtig zu erkennen.

95.

Das Recht der Heuerlinge.

Einst beklagten sich die Heuerlinge, sie werden in einer Bucht mehr, als in keiner andern von den Hechten verfolgt. — Hierüber erkannte ein alter Hecht, der in der Bucht der Fische Richter war; die Beklagten sollen, ihren Fehler zu büssen, alljährlich zwei Heuerlinge zu Hechten werden lassen.

Ich darf keine Anmerkung zu dieser Fabel machen; sie ist seiner Zeit an einem mir lieben Ort nur gar zu wohl verstanden worden, aber ohne Folgen. Ich hätte es von mir selber denken sollen und habe es auch gedacht, — aber mit dem Zusatz: wenn man einer segensreichen Wahrheit auch heute keinen Eingang verschaffen könne, so müsse man um deßwillen gar nicht aufhören, darnach zu streben, sondern nur desto eifriger daran arbeiten, ihr auf morgen Eingang zu verschaffen.

96.

Die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht.

Da der Sturm auf einem Hofe viele Bäume entzwei brach, kam ein Narr, sah sie liegen und sagte zu sich selber: ich möchte für mein Leben keinen Hof, auf welchem junge Bäume stehen.

Ein Hauseigenthümer war einst von seinem Hausmann beleidigt, seitdem miethete er das Haus nicht mehr aus, und sagte Jedermann, er wolle es lieber stehen lassen, als jemals wieder einen Menschen, der ihn beleidigen oder ihm schaden könnte, darein aufnehmen. Es gibt so viele Menschen, die bei der größten Unaufmerksamkeit und Gedankenlosigkeit über das Wesentliche und Bleibende der Dinge dem Zufälligen und Vorübergehenden derselben ein Gewicht und einen Werth geben, der sich gar oft bei ihnen bis zu einer fixen Idee erhöht; daher sich auch die Erfahrung bestätigt, daß der größte Theil der Menschen in gewissen einzelnen Gegenständen gar nicht den gewohnten Grad ihrer Vernunft und Ueberlegung zeigen, sondern darin wie eigentliche Narren befangen sind und handeln.

97.

Noch einmal die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht.

An einem Bache gediehen (gedeihten) die Saarbachen, und die Eichen serbten; daraus schlossen die Uferbewohner dieses Baches, die Saarbachen seien eine vorzüglich gute, und die Eiche eine vorzüglich schlechte Holzart.

Ich kenne Schulmeister, die ob ihren Schulkindern, Geistliche, die ob ihren Pfarrkindern, und Beamtete, die ob ihren Amtsangehörigen in Rücksicht auf die innern Fundamente ihres Werths, ihrer Talente und ihrer Brauchbarkeit, eben so sehr verirren als diese Dorfleute über den gegenseitigen Werth der Saarbachen und der Eiche verirrt sind.

98.

Das Storchenland.

Ein Reisender verirrte sich in ein abgelegenes Thal, darin er keine Stimme hörte, als quakende Frösche; er konnte nicht weiter, alles war Sumpf. Doch ehe er zurückgieng, fragte er noch einen Frosch, warum hier zu Lande alles quake. — Der Frosch erwiederte: unser glückliches Land ist wie kein anderes, bis auf seine hinterste Winkel für unsern Dei organisirt. — Und wer ist denn euer Dei? sagte der Fremde. Der Frosch antwortete: der Storch.

Der Mensch wunderte sich, daß die Frösche ihr Leben unter ihrem Dei, dem Storchen, glücklich finden könnten. Er hatte Unrecht, die Frösche haben so wenig als jedes andere Thier auf der Welt eine Menschenseele; die thierischen Gefühle sind gar nicht menschliche Gefühle; es macht dem Gesammthaufen dieser Thierart gar nichts, wenn alle Augenblicke ein Bruder oder eine Schwester von ihnen vom Storchen gefressen wird; sie hüpfen und quaken und singen fort, wie wenn gar nichts begegnet wäre.

99.

Die jauchzende Hölle.

Als Mephistopheles das Elend des Indus, — Jahrtausende sind schon seitdem verflossen, — durch blutige Fehden auf's höchste gebracht hatte, sprach er zur jauchzenden Hölle: Ich habe am Ganges alles teuflisch getrennt, jetzt will ich alles noch teuflischer wieder vereinigen. Ich fahre in die bauchredenden Pfaffen des sonnengeweiheten Landes, und spreche aus ihrem Munde zum erschrockenen Volk: „vereiniget euch, Menschen! Jeder Gewaltige ist „ein Lama, er ist der Herr, er thue was ihm wohlgefällt. „Ihr andern! Vollbringet ihr nur seinen Willen." Dann fahre ich in meine gesalbeten Lamas, und blase in ihre Eingeweide meinen Willen, daß sie auf ihren Stühlen durch meine Verstellung, und durch mein Entsetzen regieren, und den hohen Völkern am Ganges mit Verachtung zubrüllen: „Was wir wollen ist recht. Wenn aber jemand von euch „andern eine Bitte an uns hat, der bleibe dem göttergleichen Sohn der Sonne dreißig Schritte vom Leibe. Er „werfe sich genau in dieser Entfernung zur Erde, lege seine „Hand unter seinen Bauch, halte die am Boden gestreckten „Beine fest neben einander, bete dann zum obersten Lama „ein Gebet für alle Lamas am Indus. Dann grüße er den „göttergleichen Sohn der Sonne in dieser Stellung dreimal „mit Emporhebung seines Kopfs, und dreimal wälze er „dieses wieder in Staub. Dann trage er in fünf und dreißig „gemessenen Worten sein Anliegen vor, und wenn er sich

„hierin in keinem Wort und in keiner Sylbe verfehlt hat,
„so wollen wir, wenn wir es gut finden, seiner Bitte halber mit unserer Gnade über ihn walten."

Also, Fürsten der Hölle! Sollen Sterblinge von Menschen Jahrtausende die hohen Völker des Indus beherrschen; dann aber wird auch das Wort meines Herzens erfüllt, und das serbende Elend des Ganges größer seyn als sein blutendes je war.

100.

Das Rachenrecht und seine Folgen.

Die Hyäne war bey dem Löwen wegen ihres Ueberdranges gegen die Thiere verklagt; aber der Löwe getraute sich, aus Furcht, dem Gewaltsrecht seines eigenen Rachens zu nahe zu treten, nicht, den Thieren gegen sie Recht zu verschaffen. —

Vom Löwengericht also abgewiesen, jammerten diese, daß kein Recht mehr im Löwenlande Statt finde.

Aber ein Ritter, der in der Nähe wohnte, und Weiden in dem Löwenlande hatte, sagte zu seinem Vieh: Narren sind, die sich einbilden, daß Thiere Thiere beschränken, aber traut ihr auf mich. — Damit umgürtete er sein Schwert und tödtete zur Sicherheit seiner Kühe, Stiere und Schaafe, beides, den Löwen und die Hyäne.

Ein Einsiedler, der in der Nähe Gott und die Natur verehrte, lobte den Schöpfer aller Kreaturen, und sagte:

Die Gewalt des Thierrechts auf Erden findet nur in der höhern Gewalt des Menschenrechts ihr Ziel. —

Aber alle Thiere, deren Rachen das Blut liebt, sprachen unter einander: kann auch in unserm Lande etwas bedenklicheres geschehen, als daß Löwen und Hyänen um elender Kühe und Schaafe willen sollen getödtet werden? —

Ich lobe meinen Ritter, der den schwachen Thieren, gegen die Gewaltthätigkeit der Starken, Hülfe schaffte, aber ich möchte den Einsiedler, der Gott dafür lobte, und den Löwen- und Hyänenmord in seinem Geist mit dem Menschenrecht in Verbindung brachte, aufmerksam machen, daß auf dem wahren Menschenrecht keine Art von Blutschuld liegt, und daß das Schwerdt dem Menschengeschlecht ewig nicht zu seinem wahren Recht hilft. Das Menschenrecht in seiner heiligen Reinheit geht ewig nur aus der Wahrheit in der Liebe hervor, und ewig ist es eine göttliche Weisung des wahren Wegs, sein Recht unter den Menschen zu suchen. Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert brauchen, werden mit dem Schwert umkommen.

101.

Sprüchwörter-Folgen.

Es ist doch traurig, daß man beim Fuhrwesen so oft, auch wider seinen Willen und gegen sein Herz, hart seyn muß — also sagte ein gutmüthiger Fuhrmann allemal, wenn er einen überladenen Karren mit Gewalt forttreiben mußte, und nach und nach ward ihm dieses Wort so geläufig, wie ein: „Gott grüß' euch, und Gott behüt' euch!" Er dachte am Ende, wenn er es brauchte, gar nichts mehr dabei; aber das hatte für die Karrenrosse und für die Jochochsen allgemein die verderblichsten Folgen; denn es ward unter den Fuhrleuten zum Sprüchwort, und ein jeder Troßbube, wenn er auch noch so arg mit dem Zugvieh umgeht, antwortet dir jetzt auf der Stelle: Es ist in Gottesnamen nicht anders möglich, man muß beim Fuhrwesen auch wider sein Herz und wider seinen Willen gar oft hart seyn und hart werden.

Dieses, mit großer Gedankenlosigkeit gebrauchte Wort: man muß in der Welt oft auch wider seinen Willen hart seyn — ist gar nicht allein im Kreise der Fuhrleute und ähnlicher, niederer Menschenklassen gebräuchlich, man hört es in höhern Verhältnissen eben so oft und eben so allgemein. Ich führe nur ein Beispiel an.

Ein Rathsherr, der in seiner Vaterstadt allgemein als ein gutmüthiger und gutthätiger Mensch bekannt war, sagte auch einmal bei dem Urtheil eines Verbrechers eben also:

Seine Strafe ist hart, aber man kann nicht anders, man muß in Gottesnamen zu Zeiten in solchen Fällen etwas hart seyn! - Das war einigen hartherzigen und leidenschaftlichen Regierungsgliedern dieser Rathstube ein angemessenes Wort. Wenn sie einen Mitbürger, den sie haßten, auf das Unbilligste und Niederträchtigste behandelten, so hatten sie dasselbe immer im Mund, und wiederholten es sogar in allen Stadtgassen und bei allen Frau Basen immer als das Wort dieses menschenfreundlichen und respectablen Amtsbruders. Und so gehts mit vielen Sprüchwörtern, die zuerst aus Unschuld und reiner Liebe hervorgehen, aber gar oft im Mund derer, die sie ihnen nachsprechen, in satanische Worte der Lieblosigkeit und Hartherzigkeit ausarten. Und von dieser Seite darf man das Sprüchwort: eine That, die ein Mensch thut, ist nicht mehr die nämliche, wenn sie ein andrer thut — auch in das zweite umwandeln: ein Wort, das ein Mensch redet, ist nicht mehr das nämliche, wenn es ein anderer ausspricht.

102.

Das Erdbeben, ein Traum.

Ich saß am Rain; unter mir trübte sich ein Bach und wirbelte, wie wenn große Quellen in seiner Tiefe hervorsprudelten. Aber so wie er sich trübte, so heiterte er wieder, und wie seine Wirbel emporsprudelten, so zerflossen sie in ihm selbst, und die Erde unter mir bewegte sich nur leicht.

Aber jenseits des Baches sah ich einen felsigten Hügel, wie eine Griengrube gespalten, aus seinem Schlund glühenden Sand auswerfen, und in die Ebene um ihn her, sich wie das Meer, das der Sturm treibt, in Wellen bewegen.

Ich stand von meinem Sitz auf, gieng jenseits des Baches, um die zerrissene Erde, und den gespaltenen Hügel näher zu sehen, aber plötzlich bedeckte mich der glühende Sand, den er auswarf. Da erwachte ich und dachte mir folgende Lehre:

Gieße über den Brennpunkt des Aufruhrs segnendes Wasser. —

Decke ihn nie mit der Last der harten fühllosen Gewalt. —

Und wenn es an deinem Rain still ist, so stehe nicht von deinem Sitze auf, um zu sehen, wie es jenseits des Baches brennt.

103.

Bajazet und sein König.

Wenn ich den Stein nicht zu Pulver verstoße, so finde ich sein Gold nicht — also sagte Bajazet zu seinem König. — Dieser antwortete ihm: Und wenn du es gethan hast, so brauchst du das Gold, um wieder Steine zu kaufen.

Hermes, der beiden zuhörte, sagte: Ich verstehe weder Bajazets Goldmachen, noch Bajazets Steine kaufen, aber unter meiner Hand wird jeder Stein Gold werth, indem ich ihn mit schonendem Meißel zum Ebenbild der Götter und der Menschen erhebe.

Unsere, die Menschennatur mißkennende und in ihr wie in einem fremden Gebiet, oft gar wie in einem eroberten Lande herumtappende Zeit erschöpft jeden Brunnen des Volkssegens, und kauft denn, wenn einer erschöpft ist, immer wieder einen neuen, erschöpft ihn auch wieder mit gleicher Schnelligkeit, und geht so immer weiter im Erschöpfen und Wiederkaufen des neu zu Erschöpfenden. Aber wo wird das enden?

Die Noth wird uns am Ende wieder dahin führen, daß wir in der schöpferischen Kraft des Hermes Hülfsmittel, so wohl gegen unsere dießfällige Erschöpfungs- als gegen unsere dießfällige Kaufkünste suchen müssen; und Hermes wird sie uns in eben den Mitteln zeigen, durch welche unsere Alten diese Brunnen wahrlich bis zum Ueberfüllen voll zu machen im Stande waren.

104.

Wallo und ein anderer Bajazet.

Als Wallo die Stände seines Reichs nicht wie er wollte, unterjochen konnte, sagte ihm ein christkirchlicher Bajazet:

Wenn du einen Pfahl nicht in den Boden zu bringen vermagst, so lässest du den Bätz auf ihn fallen; wenn du einen Stein nicht aus seinem Nest zu heben vermagst, so unterlegst du ihm das Hebeisen, und wenn du ihn in die Luft emporbringen willst, so fassest du ihn mit dem krummen eingreifenden Krahnen.

Wallo verstand Bajazet, und brauchte, seine Stände zu unterjochen, von nun an Leute, deren Gemüthsstimmung und Geisteskräfte mit der Schlagkraft des Bätzen, mit der Emporhebungsgewalt des Hebeisens, und mit dem krummen Stachel des eingreifenden Krahnen gar nicht im Widerspruch waren.

Mann, wer du bist, wenn deine Zwecke tief aus deiner thierischen Selbstsucht hervorgehen, so mußt du, um sie zu erreichen, Mittel brauchen, in denen Kräfte liegen, die denjenigen des Bätzen, des Hebeisens und des Krahnen gleich sind. Aber auch dann bist du deines Zieles noch nicht allemal sicher. Die größte Gewalt der Schlagkraft, der stärkste Hebel der Emporhebungskraft und die mächtigsten Krümmungen tief eingreifender Verfänglichkeiten und Gefährden reichen doch nicht immer dahin, die Begierden der unersättlichen Selbstsucht zu befriedigen.

105.
Das kranke Bäumchen.

Sein Vater hatte es gepflanzet — es wuchs mit ihm auf, er liebte es wie eine Schwester, und wartete seiner, wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen.

Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten seine Blätter. Das gute Kind jammerte; riß ihm täglich die welkenden Blätter von seinen Zweigen, und goß dann auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln.

Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind, und sagte zu ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln, wenn du mir da hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen.

Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäusenest unter seinen Wurzeln.

Wo das Volk serbt, und leidet, da sucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußern Zeichen seines Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Thor ist, der gräbt in jedem Fall, wo er das Volk leiden sieht, den Mäusen nach, die ihre Nester gerne ins Dunkle unter den Boden eingraben, und ungesehen an den zarten Wurzeln des Volkssegens nagen und sie verderben.

106.
Die frierenden Kinder.

Der Tag war schön, die Kinder waren leicht bekleidet, aber es war kalt, und Lise, die neben ihrer Gouvernante saß, sagte zu ihr: „Deck' mich doch, und nimm mich auf deinen Schooß.“ — Die Gouvernante antwortete: Was denkst du auch? In der Kirche dich auf den Schooß nehmen? Ich müßte mich ja schämen. Dulde dich, andere Leute müssen ja auch frieren.

Emma saß zwischen Mutter und Tante. Diese sahen, ehe es sich beklagte, daß es friere, hüllten es von beiden Seiten in ihr Gewand und nahmen links und rechts seine beiden Aermchen in ihre Pelze.

Mit dem Wonneblick eines Engels sah das Kind, die ganze Kirche durch, an die wärmende Mutter und Tante hinauf, und eilte dann an ihrer Hand, wie eine Rose blühend, zum Vater; indessen das andere, sobald es heim kam, sich zu Bette legen mußte. Da es starb, machte Nilson der harten stolzen Gouvernante Vorwürfe; aber sie antwortete ihm: man muß in allen Stücken Festigkeit und Energie zeigen; wenn auch schon einzelne Uebel daraus entstehen, so ist es doch immer das Beste. —

Nilson erwiederte: du hast mit deiner Energie das Kind getödtet.

Darüber antwortete die Gouvernante nichts, sie kehrte sich aber um und sagte zu sich selber: was macht das, wenn es darauf ankömmt, Grundsätze zu erhalten, die für das Menschengeschlecht die einzigen guten sind.

107.

Die Schaubhütlerin und das Saamenkorn.

Ich bin doch unglücklich, daß ich in deine und nicht in eines Bauern Hand falle — also sagte das Saamenkorn zu einer Schaubhütlerin, die selbiges eben in ihren Acker säen wollte.

Die Schaubhütlerin antwortete: es wird dir ja gleich seyn, ob du in meinem oder eines Bauren Acker wächsest und keimest.

Das Saamenkorn erwiederte: Siehe, wenn der Bauer mich in seinen Acker wirft, so falle ich freylich, wie bei dir, von seiner Hand gesäet unter seine Schollen; aber er läßt mich auswachsen und reif werden, du aber säest mich aus, um mich zu verderben, ehe ich zum Gebären meiner Frucht reif bin. —

Die Schaubhütlerinn war eben schwanger, Thränen fielen auf ihre Wangen. —

Sie küßte das Korn in ihrer Hand, und sagte: Falle ruhig, von mir gesäet, in dein Grab! Ich schneide dich nicht wieder, bis du zum Gebären deiner Frucht reif seyn wirst.

108.

Eine Tanne, die der Stolz tödtet.

Sie rang, ihr Leben hindurch, die höchste unter allen Tannen zu werden. Nun war sie es, — und war jetzt zufrieden; aber da sie hörte, die Tannen auf dem Libanon seyen höher als sie, so wollte sie auch so hoch wachsen als diese.

Umsonst sagte ihr alles, was Freund war: sie stehe nicht in Libanons Boden, und nicht an Libanons Sonne. —

Was eine Tanne werden, was eine Tanne scheinen kann, das will auch ich werden, das will auch ich scheinen — also sprach sie, und trieb diesen Sommer über eine neue Krone und starke Schößlinge in allen Aesten.

Das ganze Dorf gieng hinaus, die Wundertanne zu sehen, die in ihrem Alter noch also Schößlinge trieb. —

Aber ein alter Hirt sagte zum gaffenden Volk: der Tod wird sie auch bald, und vor allen andern heimsuchen.

Der Ritterstand des europäischen Welttheils hatte sich vor Jahrhunderten in Uebereinstimmung mit allem dem, was in unserm Welttheile der Ausbildung von Kraft, Würde, Selbstständigkeit und Gemeingeist wesentlich eigen ist, allgemein zu einer Höhe erhoben, wie die Welt kaum je einen Stand sich zu dieser Höhe erheben gesehn; als aber die Jerusalems-Ritter unsers Welttheils

bei ihren Jerusalems-Zügen sich von dem Schimmer der in einer Stunde unnatürlich steifen, und in der andern unnatürlich lockern, asiatischen Magnaten, und Halb- und Viertels-Magnaten blenden, und sich in unserm Welttheil auch zu dieser Mischung der Steifigkeit und Lockerheit der asiatischen Großen erheben wollten, so bahnten sie sich wahrlich in verschiedenen Richtungen den Weg zu einem Zustand, dessenthalben ihnen schon damals ein kluger Mann ihres Zeitalters hätte prophezeien können, was der alte Hirt der stolzen Tanne prophezeite, die auf Europa's magerm Boden, und an Europa's kühlerer Sonne glaubte, auch das scheinen und werden zu können, was eine Tanne auf Libanons Höhen, in Libanons Boden und an Libanons Sonne werden kann.

109.

Der Bauer und die Eiche.

Der Bauer sagte zur Eiche: Der Boden, den du um dich her verödest, schadet mir mehr, als du werth bist.

Du kannst ihn ja, erwiederte die Eiche, wenn es dir darauf ankömmt, mit kleinem Gesträuch bepflanzen.

Aber der Bauer antwortete: ich fahre besser, wenn ich dich umhaue, und den Boden um dich her ganz mit Gras oder gleichstämmigen Holze ansäe.

So leicht nimmt es doch nicht jeder Bauer auf mit dem Umhauen eines Eichbaums. Hart Holz ist gut Holz, man bezahlt es oft sehr theuer; ein Mann, der viele Eichen hat, ist ein reicher Mann, und was alle Jahre wächst, und alle Jahre wieder vergeht, wird auch gar oft schnell und in jedem Falle leichtsinniger verbraucht, als was Jahrhunderte fordert, um es besitzen zu können; und überall thut man wohl, wenn man sich zehnmal besinnt, ehe man irgend etwas recht Großes, tief Eingewurzeltes und Feststehendes umhaut oder niederreißt.

110.

Der Ursprung des Blutdursts.

Warum thut sie auch das? fragte ein Kind seinen Vater, da es eine Katze mit ihrer gefangenen Maus spielen sah.

Ich weiß es nicht, antwortete dieser; aber ich denke, mit der ersten Blutschuld kömmt auch die Lust zum Spielen mit Blut — in die Seelen von Katzen.

Es ist eine Erfahrungssache; der Mensch, der an Ort und Stelle aufgewachsen, wo man viel schlachtet, metzget und tödtet, wenn er auch sonst ein guter Mensch ist, gewöhnt sich an's Tödten. Er wird gleich allmählig auch bei grellen Erscheinungen des Blutvergießens gleichgültig. Ist er aber ein unedler leidenschaftlicher Mensch, so geht seine Gleichgültigkeit beim Blutvergießen gar leicht in eine Lust am Blutvergießen, in Blutgierigkeit hinüber.

III.

Was ist der Mensch? — Blatt oder Stamm?

Mißmuthig über den Tod seiner Erschlagenen, neigte ein siegender König sein Haupt gegen den Boden. Ein Schmeichler, der merkte, was den Fürsten drückte, zeigte ihm zahllose, am Boden liegende Blätter unter einer Linde, bei der sie eben standen, und fragte den König: werden diese nicht wieder wachsen? —

Das empörte einen edlen Mann, der neben ihm stand. Dieser führte den König in den Dickicht des Waldes, zeigte ihm tausend vom Sturme niedergestürzte Tannen, und sagte zu ihm: „Werden denn diese auch wieder wachsen?“ —

Nein, nein, der Mensch im Staate ist für den Fürsten durchaus nicht nur ein Blatt am Baume, das jeden Herbst abfällt, und jeden Frühling wiederkommt; nein, nein, er ist im Staate und für den Fürsten ein sittlich, geistig, bürgerlich und religiös selbstständiges Wesen, das die Staatsgesetzgebung in der Wahrheit seines reinen, göttlich gegebenen Wesens mit heiligem Ernste als solches zu erkennen, und zu sichern, heilig verpflichtet ist.

112.
Alte Zeit, gute Zeit.

Die Alten machten alles ohne Wirthschaft. Ich wollte aus einer solchen Eiche zwölf Ruhbänke machen; die eben so dienen — sagte Schaffner Christoph zu seinem Herrn, der eben auf einer Eiche saß, die sein Ahnherr zu einem Ruhbanke vor sein Schloß legen ließ.

Nun, so nimm eine solche Eiche, antwortete sein Herr, und mache zwölf solche Ruhbänke daraus. — Der Schaffner that es; aber die Ruhbänke sind schon alle wieder verfault, und des Großvaters Eiche liegt noch unversehrt da, und wird in hundert Jahren bei späten Enkeln noch unversehrt da liegen.

113.
Die Unverschämtheit des unbrauchbaren Mannes.

Wie darfst du dich auch neben mir zeigen? sagte ein unbrauchbarer Mahlstein zu einem abgeschliffenen alten, der neben ihm lag.

Dieser antwortete ihm: wir sind jetzt freylich beide unbrauchbar; aber ich, weil ich ausgebraucht bin, und du, weil man dich nie gebraucht hat und nie brauchen kann.

Friedrich der Große ließ sich alle Jahre die Liste von allen pensionirten Staatsdienern vorlegen, und von allen mußte bemerkt werden, was sie noch thun.

Einmal fand er von einem, dem die Behörde nicht gewogen gewesen zu seyn schien, diese Frage mit den Worten beantwortet: er thut nichts.

Friedrich, der ihn kannte, schrieb einfach daneben: er hat gethan.

114.
Die Armbrust und der Degen.

Der edle Kraftmann liebte seines Großvaters Armbrust, die mit Gold und Perlenmutter geziert, vortrefflich gearbeitet, aber stark und schwer war, für sein Leben; aber sein Sohnssohn, der böse Augen hatte, und an den Händen etwas zitterte, hieß es eine bäurische Waffe, und sagte: ein Degen mit einer weißen Scheide, die sich zu den weißen seidenen Strümpfen schicke, stehe einem Patrizier besser an, als die köstlichste, schönste Armbrust.

Ein Freund, dem ich diese Stelle las, sagte: Es nimmt mich nur Wunder, daß dieser Liebhaber des Degens in der weißen Scheide nicht noch hinzusetzte: Ein Patrizier sollte sich schämen, das Wort Armbrust auch nur in den Mund zu nehmen; es habe ja einmal ein unruhiger Bauer seinen Landvogt damit erschossen.

115.

Das ungleiche Obdach.

Ein Bauer baute sich unter dem Schutze einer eisernen Nagelflue ein Haus. —

Dieses stand Jahrhunderte unter seinem Obdache.

Ein anderer bauete sich das seine an den Fuß eines Sandfelsen; aber dieses war bald unter dem Schutte seines Obdaches begraben.

Wenn du auch Schutz nöthig hast, so suche keinen, ehe du ihn geprüft. Scheinstärke ist oft Schwäche; darum sieh' dem Manne in jedem Falle steif ins Gesicht, der zu dir sagt: er wolle dich auf seine Schultern nehmen und über einen reißenden Bach tragen.

116.

Das unauslöschliche Gleichheitsgefühl.

Ein Hirt nährte seine Schaafe in einem magern Thal sparsam, aber alle gleich, und die Thiere waren dennoch allgemein zufrieden.

Jetzt aber füttert er ein Dutzend Lieblingsschaafe mit ausgezeichnetem Ueberflusse. Nun ist die ganze Heerde unzufrieden, und gar viele unter den Schaafen tödtet der Aerger.

Die Ansprüche der Menschennatur sind im Allgemeinen leicht zu befriedigen, aber die Verweigerung des Rechts an diese Ansprüche verdoppelt die Lebendigkeit derselben und macht aus den Bedürfnissen der Natur Ansprüche der Einbildungskraft und der Leidenschaften, deren Gewaltsamkeit alle Ruhe und allen Segen unsers Geschlechts untergrabt und zernichtet. Das geht so weit, daß unter hundert Fällen des Selbstmords, kaum einer ist, der nicht Ansprüche der Einbildungskraft, die sich zu Ansprüchen der Leidenschaft erhoben, zu seinem Grund hat.

117.
Das Schuhmaaß der Gleichheit.

Ein Zwerg sagte zum Riesen: ich habe mit dir gleiches Recht. — Der Riese erwiederte: Freund! das ist wahr; aber du kannst in meinen Schuhen nicht gehen.

Das sollte man dem Dorfvogt antworten, der eine Stadtpolizey auf seinem Dorfe haben möchte, und dem Stadtburgermeister, der eine Macht vor seinem Rathhaus und vor dem Stadtthor, auf Kosten der Stadt, in fürstlicher Parade aufziehen zu machen gelüstete.

118.
Das Katzen-Seelenmachen.

Ein Bauer sagte zu mir: sein Nachbar Stoffel habe ein Schaaf und eine Kuh, die dir Augen machen wie Katzen. Da bat ich den Bauer, mich den Stoffel kennen zu lernen, und sagte: ein Mensch, der Katzenseelen in die Unschuld hineinbringen kann, verdient und findet in der ganzen Welt Aufmerksamkeit. Und das ist gar recht, aber Zutrauen muß man ihm nicht schenken.

Aber warum möchtest du diesen Stoffel kennen? erwiederte mir der Bauer. Ich antwortete ihm: damit ich einen jeden Menschen, der ihm auch nur ein wenig gleich sieht, wie die Pest fliehen könne.

Er. Ich will dich morgen zu ihm führen; denn er ist wirklich ein Mann, den man wie die Pest fliehen muß.

Ich. Warum das?

Er. Er kann aus einer Engelsseele, die in seine Klauen fällt, einen Satan machen, eben wie in einen guten Schaafskopf Katzenaugen hineinbringen.

119.

Der gefrorne See.

Eine so gute Straße ist auf der ganzen Erde keine — sagte ein Fuhrmann, da er über einen gefrornen See fuhr. — Aber dieser antwortete; wenn ich wieder aufgefroren bin, so bin ich denn noch unendlich mehr werth. Des Fuhrmanns Lob gründet sich auf meinen Tod, ich bin aber lieber lebend und für Fuhrleute unbrauchbar.

O, wie recht hat dieser See. Wie unendlich mehr ist er in dem Zustande seines offenen Lebens werth, in dem ihn alle Winde bewegen, als im Zustande seines Gefrorenseyns, in welchem er, wie eine Karrenstraße, zum Dienst roher Fuhrleute und Viehtreiber, Lastwagen über sich fahren und Viehheerden über sich treiben lassen muß.

120.
Der Schöppe Plumb.

Der Schöppe Plumb gieng heute, wie täglich, berauscht aus der Schenke, und traf auf dem Wege den Schneider Klein an, der auch so berauscht heimgieng. — Das konnte der Schöppe nicht leiden; er entrüstete sich und sagte zu seinem Büttel: Büttel, stell' mich an die Wand, und führ' den Schneider Klein ins Gefängniß nach den Rechten der Stadt pag. 71 in den Satzungen. — Der Büttel that, was ihm der Schöppe befohlen, und führte den Bürger ins Gefängniß nach den Rechten der Stadt. — Dann kam er wieder, und führte den Schöppen zu seiner Frau nach den Freiheiten der nämlichen Stadt.

Je kleiner und kleinstädtischer der Bürgerstand eines Ortes organisirt ist, desto größer und bis zur Lächerlichkeit auffallend ist in Zeiten, in denen die sittlichen und rechtlichen Fundamente des bürgerlichen Wohlstandes und seines sittlichen und häuslichen Kraftzustandes untergraben sind, der Unterschied zwischen den Rechten und Schuldigkeiten der gemeinen Bürger und den Privilegien und Ausnahmsübungen ihrer Schöppen, Richter und aller derjenigen Personen, an deren Händen der schmutzige Abgang des Einnehmens und Ausgebens ihrer Stadtrevenüen vorzüglich klebt und von deren Privatselbstsucht alles Kunstmanövriren für die wachsende Vergrößerung dieser Revenüen und die Organisation ihres Gebrauches, so wie die Bestimmung der Hände, durch welche dieser Gebrauch gehen soll, allgemein abhängt.

121.

Die mürben Stricke.

Sie waren alle mürbe, aber er mahlte sie alle schwarz, grau und violetblau.

Das half nichts, die grauen, die blauen, die gelben und grünen zerrissen wie vorhin, und Hans — der Knecht sagte zu seinem Meister, der seine faulen Stricke also mahlen ließ: ich kann mit diesem Fuhrwerk nicht mehr fahren.

Mach du nur, erwiederte der Meister, daß die Pferde immer alle gleich ziehen, und keines mehr als das andre angestrengt werde.

Der Knecht antwortete: wenn ich schon gegen deine Pferde gerecht bin, deine Stricke sind um deßwillen nicht desto weniger faul, und wenn sie reißen, so wird der Wagen troß aller meiner Gerechtigkeit, und troß allem deinem Schwarz, Grau und Violetblau doch stille stehen.

Anstreicher-Künste machen keine alten Wände neu, und keine faulen Stricke stark. Wo die wahren Kraftmittel des Rechts faul sind, da vermögen alle Prunkmittel und Prunkformen der Scheingerechtigkeit es nicht, das Aeußerliche des Gerechtigkeitkarrens ins Gleis der Unschuld hinzubringen, in der er allein das Volk zu segnen vermag.

122.

Der seltene Pfirsich.

Ein Bauer hörte, daß im Schloßgarten seiner Herrschaft ein seltener, köstlicher Pfirsich wachse, und ruhete nicht, bis er einen Stein von dieser Frucht hatte.

Da er so glücklich war, setzte er ihn eilend in den Boden; aber an einem schattichten, windichten Ort. Nun fällt seine Frucht ihm alle Jahre unreif vom Baume, indessen glaubt er doch, er esse alle Jahre den seltenen Pfirsich, der an seines Herrn warmen, windstillen Geländer köstlich ausreift.

Auch von den Constitutionskernen darf man nicht glauben, man könne sie so mit roher Hand vom Boden auflesen, und in jeden Boden hineinsetzen, wo man nur immer will. O nein, o nein, dergleichen Kerne wachsen nicht in jedem Boden, und sie zu versetzen, daß sie wachsen, gedeihen und reifen, ist eine weit größere Kunst, als sie vom Boden aufzulesen.

123.

Die Feldmusik.

Trommel. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Kolbens.

Pfeife. Damit die Menschen ihr Entsetzen ertragen, pfeife ich zwischen hinein Lieder des Leichtsinns.

Pauke. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Bügels.

Trompete. Ich übertreffe im schmetternden Ruf zu den Freuden des Leichtsinns die Pfeife, — wie die Pauke die Trommel, und der Hufschlag den Fußtritt.

Ein frommer Bauer, der einen Soldaten diesen Wettstreit der Feldmusik erzählen hörte, sagte dem jungen Krieger: ich lobe mir meine Kirchenglocke, und wollte hundert Messen dafür lesen lassen, ich könnte machen, daß diese Glocke das Feldgeschrei der Trommeln, Pauken und Pfeifen so überschreien würde, daß man auf hundert und ein Jahr keine von ihnen mehr hören würde.

124.
Die unheilbarste aller Krankheiten, das schleichende Mittelmäßigkeitsfieber.

Ein Tannenwald in seinem besten Jugendwuchs, sagte zu sich selbst: so lange ich jung bin, bricht mich jeder Knabe ab, wenn ich alt, so haut mich mein Bauer um, Also will ich immer bleiben, was ich jezt bin.

Die armen Tannen dachten nicht, daß sie sich dadurch zur unheilbarsten aller Krankheiten, zum Mittelmäßigkeitsfieber verdammt hatten.

Alle unsere Kräfte haben in sich selbst einen Trieb, sich immer mehr zu entfalten, und stärker und brauchbarer zu werden: das Stillstehen dieses Triebs ist die Quelle des Zurückschreitens aller unserer Kräfte und der damit verbundenen Krankheit des Mittelmässigkeitsfiebers, dieses unendlichen Versinkens unserer selbst in uns selbst. Die Anfänge dieses äussersten Versinkens in dieses tiefe Verderben der Menschennatur fängt gewöhnlich mit einer grossen Gleichgültigkeit auf Gegenstände an, die die Aufmerksamkeit und das Intresse jedes gesund belebten Menschen ansprechen; der Mensch in diesem Zustande äußert sich gewöhnlich in einem solchen Falle mit den Worten: es ist nichts daran gelegen — es ist mir nichts daran gelegen. — Wer immer dieses Wort auf eine auffallende Art im Munde führt, von dem kannst du sicher glauben, er ist in einem hohen Grad von dieser Kranheit, die das Heilige aller Kräfte der Menschennatur in uns selber tödtet, ergriffen.

125.

Das Spatzenschiessen.

Als die diebischen Spatzen in Altnau einst vorzüglich viele Früchte verderbten, ergriffen einige schlaue Jagd-Leute, die schon längst den Tauben im Dorf gern zu Leibe gegangen wären, den Anlaß, die Bauern daselbst zu bereden, jedermann zu erlauben, alle Vögel ohne Unterschied zu erschiessen.

Aber diese Erlaubniß war kaum gegeben, so redeten die lüsternen Jäger, hinter Mauern, Scheunen und Hecken mit den untreuen Spatzen ab, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie ihnen nur alle Tauben auskundschaften und verrathen würden.

Jäger sind Leute, die gerne vielerlei Gewild tödten, vielerlei Künste brauchen, es zu fangen, und gar oft grosse Geduld ausüben, auf dasselbe zu lauern, und endlich auch gewöhnlich einem grossen Braten lieber nachjagen, als einem kleinen; und bey solchen Gesinnungen und Neigungen kommt die menschliche Schwäche leicht dahin, sich zu Unterhandlungen brauchen zu lassen, die ungefähr denen gleich sind, welche die Jäger von Altnau mit den diebischen Spatzen gepflogen.

126.

Ein Amtmann, der blind an dem Bauern ist, den er liebt, und sehend an dem, den er haßt.

Der Amtmann Kleinmeyer liebte den Niklas und haßte seinen Bruder. Als aber der erste ein Schelmenstück ausübte, sagte er zum letztern: da sieht man jetzt, was ihr für Bursche seyd.

Dieser antwortete darauf: Gnädiger Herr! wenn ich das Schelmenstück begangen hätte, so würden Euer Gnaden nur sagen: da sieht man jezt, was du für ein Bursche bist.

In tausend Fällen ist es nicht die Wahrheit oder die Unwahrheit, nicht das Recht oder das Unrecht einer Thatsache, die unser Urtheil darüber bestimmt; sondern blos die Neigung oder die Abneigung, die wir für oder wider die Person haben, die sie gethan hat.

127.

Die Welle und das Ufer.

Das Ufer sagte zur Welle: warum beschädigst du mich?

Die Welle antwortete: Die Gewalt meines Strohms wirft mich zu meinem eigenen Verderben an dich hin.

Alle menschliche Kraft, die ohne ihr Wissen und wider ihren Willen der Schwäche, dem Irrthum und der Gewaltthätigkeit irgend einer andern menschlichen Kraft als todtes Werkzeug und Mittel dient, ist dieser Welle gleich, und kann gegen jedermann, den sie schädigt, mit Recht die gleiche Entschuldigung anbringen.

128.

Der Maurer und sein Junge.

Man kann ja auch grosse Steine auf die kleinen hinaufsetzen — sagte ein Maurerknabe zu seinem Meister.

Dieser antwortete: Ja, aber dazu braucht es Kunst; und es ist immer besser, die kleinen auf die grossen zu setzen.

Ein guter Baumeister unterlegt den grossen, schweren Fundamentsteinen eines Gebäuds gar oft kleine, wohlgeordnete Kiesel; hingegen ist es auch eine allgemeine Regel der Baukunst, das drückende Gewicht der grossen Steine muß in jedem Gebäude in dem Grad abnehmen, als die Mauer desselben hoch aufgeführt ist.

129.

Ein Esel und ein Löwenschädel.

Ein Esel fand einen solchen. Es schauerte ihm noch vor dem todten Gebiß. Der Schädel, der es sah, sagte ihm spottend: Siehe da neben mir den grossen Elephantenzahn; das ist etwas zum Zittern.

Aber der Esel antwortete ihm: nein, nein, dieser sagt mir nur, thue recht! — du aber sagst mir: ich fresse dich!

Ich darf doch wohl fragen: hat es der Esel richtig getroffen? und ist der Unterschied des Eindrucks, den der Löwenschädel auf ihn machte, ein richtiges Bild des Unterschieds, den der Eindruck der bösen und der guten Gewalt selber in ihren äussern, todten Zeichen auf die Menschennatur allgemein macht?

130.

Der Löwe und sein Rathgeber.

Ich sehe ungerne, daß man immer mehr Hunde in meinen Dienst nimmt — Also sagte ein Löwe, der seinem Ende nahete, zu seinem Vertrauten.

Dieser wußte nicht, was er dem sterbenden Löwen antworten sollte; aber er fühlte tief im Herzen die drückende Wahrheit so wie die Löwen unbrauchbar werden, werden die Hunde unentbehrliche Thiere.

131.

Wo wird es sich enden?

Sein Ahnherr traute auf Harnisch und Schwerdt.

Sein Großvater auf seine Faust.

Sein Vater auf sein Maulbrauchen.

Er auf seinen Federkiel.

Sagt mir! wo wird sich das enden? worauf wird wohl sein Sohn noch vertrauen.

Es bleibt ihm nichts übrig, als der Strohhalm der Schiffbrüchigen.

Ich kenne ihn. Er hat den Halm schon zum voraus in seiner Rechten, und mit seiner Linken dekt er sein Angesicht mit einer Larve, die auf seines Großvaters Gesicht paßt.

132.

Noch einmal — wo wird es sich enden?

Sein Urvater baute auf Siegel und Briefe, sein Ahnherr auf die Grundsätze des Rechts, sein Großvater auf Frömmigkeit und Mäßigung, sein Vater auf Schleichwege, er auf das mir nichts und dir nichts der offenen Gewalt.

Wo wird sich das enden?

Es wird wieder zurückkehren von der offenen Gewalt zu Schleichwegen, von den Schleichwegen zur Mäßigung, von der Mäßigung zu Grundsätzen, und von Grundsätzen zu Siegel und Briefen.

So sagte ich; aber mein Freund meinte, es werde gar nicht so kommen. Die offene Gewalt, sagte er, wird ein à tout spielen, und selbiges entweder gewinnen, oder verlieren. Ich antwortete ihm: dann wünsche ich zu sterben, ehe das eine oder das andere geschehen seyn wird.

Ich wiederhole auch hier gerne: es ist jezt bald vierzig Jahre, seitdem ich dieses geschrieben, und man hat in dieser Zeit oft und unter verschiedenen Umständen so ein à tout-Spiel, das, wie man meynte, hätte gewonnen werden oder verloren gehn sollen, mit allen seinen grellen Folgen erwartet und gefürchtet; aber es ist Gott Lob nie ganz gewonnen und nie ganz verloren worden; es wird auch niemals, wenn es je wieder gespielt werden sollte, weder gewonnen werden noch verloren gehn. Die Menschennatur sträubt sich, beydes, gleich wider das gänzliche

gewonnen werden und wieder das gänzliche verloren gehen eines solchen à tout=Spiels. Sie, die Menschennatur ist ewig, denn sie ist göttlich gegeben; die Lust zum trüglichen Spielen aber mit dem Menschenwohl ist vergänglich; denn sie ist menschlich, und die menschlichen Gedanken und die menschlichen Gelüste, selber die lebendigsten und durch Kaltblütigkeit starken und festen Gelüste, die Gelüste des Ehrgeizes, sind veränderlich. Und wo immer das Verderben des gesellschaftlichen Lebens, nach welcher Richtung dieses auch geschehen seyn mag, seinen obersten Gipfel erhalten, da lenkt die Natur von selbst wieder zur Wiederherstellung ihrer selbst. Diese Wahrheit, die die frommen Alten mit dem Worte ausdrückten: wo die Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten — ist in Rücksicht auf gedrückte, leidende Völker ebenso in der Menschennatur begründet und durch die Erfahrung bestätigt, als in den Erfahrungen der Noth einzelner, gedrückter, leidender Menschen.

133.

Eis und Eisen.

Du drückst mich eben, wie das Stück Eisen, das neben dir liegt — also sagte die Erde zu einer Eisscholle, die der Bach auf sie hinwarf.

Diese antwortete: ja! aber beim ersten lieblichen Tag vergehe ich wieder.

Darauf sagte das Eisen; ich vergehe ja auch, wenn die Hitze groß genug ist.

Aber die Erde erwiederte: behüte mich Gott davor, daß sie jemals für mich so groß werde.

Und der Eisklumpen setzte noch hinzu: es ist nicht einmal wahr, daß du jemals vergehst; wenn du auch in der höchsten Glut fliessend, wie wallendes Feuer scheinst, so bist du doch Eisen, und wenn du geschmolzen wieder erkaltest, so bist du nur anders geformt.

Das härteste Metall erscheint freylich unter gewissen Umständen als fließendes Wasser, aber seine Natur ist Härte. Welche Feuersgewalt auch für den Augenblick in ihm den Anschein der Zartheit und Weichheit hervorbringt! seine Natur bleibt immer die nämliche; so wie es erkaltet, ist es wieder hartes, unbiegsames Eisen.

134.
Zwei Dorfmeister.

Ich bin heute abermals sterbens müde, und man ist doch nicht mit mir zufrieden. Also sagte am Abend eines Gerichtstages ein mühseliger Dorfvogt.

Einer, der das Regieren vortrefflich verstand, antwortete ihm: ich hingegen werde nie müde, und man ist doch mit mir zufrieden.

Der Mühselige. Ich würde dein Geheimniß mit Gold kaufen, wenn es feil wäre.

Der Vortreffliche. Es ist für dich umsonst feil. Wenn die Margreth ihre Rüben kocht, wenn der Hans seinen Acker mistet, und der Heini seinen Esel trängt, so pfeife ich mein Lied und denke, das geht dich nichts an!

Der Mühselige. Und ich einmal meinte, das Dorf müßte zu Grunde gehen, wenn ich nicht von Allem unterrichtet wäre.

Die geheime Geschichte des Dorfs, in dem beide wohnten, sagt: der mühselige Dorfvogt habe ein böses Gewissen gehabt, und aus Gründen, über die er niemanden gerne Licht gab, so allen Elendigkeiten, die im Dorfe vorgiengen, nachgefragt; der andere aber sey ein unschuldiger, braver Mann gewesen, der in allem seinem Thun und Lassen aus reinem Herzen gehandelt und durchaus in keinen Verhältnissen gestanden, die ihn hätten veranlassen können, irgend etwas im Dorfe nachzuforschen, wozu ihn nicht Pflicht, Ehre und Wohlwollen selbst aufgefordert hätten.

135.

Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that.

Ich verabscheue diesen Bach von Grund meines Herzens. Also sagte ein Pfarrer, da ein Waldbach ihm Dorf und Kirche weggeschwemmt hatte.

Ein Bauer antwortete ihm: verabscheuen Sie lieber den Unsinn, mit dem wir seit zwanzig Jahren versäumt haben, den Bach bei seinem Ursprunge vom Dorfe abzuleiten; und dann auch die Selbstsucht, mit der wir die vom Strome zuerst angegriffenen Häuser, auf Gefahr des ganzen Dorfes, nicht haben Preis geben und umreissen wollen.

Der Pfarrer wandte sich von dem Manne, der ihm das antwortete, weg. Ich aber fragte ihn: hat der Mann nicht recht?

Da sah mich der Pfarrer steif an, schüttelte den Kopf, hob den Zeigefinger in die Höhe und sagte: wehe dem Manne, der in der Welt bey irgend einem Elend und bey irgend einem Unglück zu sagen wagt, daß er die lebendigen, entfernten Realursachen desselben mehr verabscheue, als seine zufälligen, leblosen und unschuldigen Augenblicksveranlassungen.

Es ist ein Unglück, daß die Menschen so wenig zu den höhern und frühern Ursachen der Unfälle, die ihnen begegnen, hinaufsteigen, aber es ist noch ein größeres Unglück für sie, daß sie es oft nicht dürften, wenn sie, es auch noch so gerne wollten.

136.

Eine Dame, zwey Kammerfrauen und ein Justizbeamteter.

Meine gnädige Frau steht so oft vor ihrem Portrait und so selten vor ihrem Spiegel — also sagte eine junge, muntere Kammerfrau zu einer andern, die aber etwas betagt, mißmuthig und mit ihrem Stande unzufrieden war.

Diese antwortete ihr: Schwächlinge und Zieraffen wägen sich immer gerne auf irgend einer käuflichen Trugwaage der menschlichen Kunst, meiden aber eben so gerne und eben so allgemein die unbestechliche Waage der treuen Natur und ihrer göttlichen Kunst.

Ein Justizbeamter, der ihr Gespräch hörte, sagte zu sich selber: wenn ich von der Anhänglichkeit unsrer Zeitmenschen an die bestechliche Waage der menschlichen Kunst und von ihrer Abneigung vor der unbestechlichen Waage der treuen Natur reden höre, so kommt mir der Sinn an ganz andere Menschen und an ganz andere Gegenstände, als an eine solche gnädige Frau, ihren Spiegel und ihr Portrait.

Dieser Justizbeamte muß in den Geschäften seines Tribunals über die Anhänglichkeit an die bestechlichen Waagen der Kunst und über die Ausweichungs- und Beyseitsetzungskünste der Waage der treuen Natur ganz andere und wie es scheint, interessantere Erfahrungen gemacht haben, als diejenige war, die die junge Kammerfrau bey ihrer Meisterinn zu machen Gelegenheit gehabt.

137.
Zwei Pferde und die Deichsel.

Die Deichsel brach vom Wagen, und die Pferde sprangen wüthend mit ihr über Stauden und Stöcke. Da sie aufgefangen wurden, sagte die Deichsel zu ihnen: ihr geht sonst so still neben mir euern Weg, warum wüthetet ihr jezt also an meiner Seite? die Pferde antworteten: so lange du selbst am Wagen angekettet als eine todte Stange in dir selbst unbeweglich in Ruhe zwischen uns lagest, so giengen wir freylich auch ruhig an deiner Seite unsern Weg, da du jetzt aber vom Wagen abgerissen selbst ungebunden, in wilden, bösen Sprüngen um unsere Beine herumtanzest, so macht uns das wüthend.

Eben so können Regierungsmaßregeln, die in willkührlichen Sprüngen den Geldseckel, den Brodkorb, die Ehrliebe und das Rechts= und Sicherheitsbedürfniß eines Volks verletzend angreifen, bei den Menschen die gleiche Wirkung hervorbringen, wie die vom Wagen abgerissene Deichsel, wenn sie in willkührlichen Sprüngen um die Füße der Pferde herumtanzt.

138.

Die verwandelten Schaafe.

Die Heerden des größern Viehs vertrieben die schwächern Schaafe aus allen Ebenen, bis an die steilen Gebirge.

Dahin verjagt, jammerten sie für ihr Leben; da erbarmte sich Jupiter, der aller Armen Vater ist, ihrer gedrängten Schwäche, schuf ihnen starke Gelenke zum Springen, Hörner, sich in die Felsen zu klammern, und eiserne Schenkelgebeine.

Also ward das wilde Gemsgeschlecht, das in glücklichen Höhen sein Gras findet, erschaffen, und lebte Jahrhunderte ferne von den gefürchteten Menschen und Heerden.

Aber einst gelüstete ein weibliches Gemsthier, beides, auf den Bergen und in den Thälern zu leben, und bat um ein Herz, das sich nicht mehr vor Menschen und Heerden entsetze.

Jupiter erhörte auch diesen Wunsch, und machte sie zur Stammmutter der elenden Ziegen.

Ich habe einmal gehört, am hohen Indus lebe ein Stamm eines weisen und frommen Volks, dessen Priester alljährlich ein feierliches Gebet vor dem Altare der Sonne verrichten, darinn sie ihre Gottheit bitten, daß sie doch von den Bitten der sterblichen Menschen nur selten eine erhöre, und die Geschichte des Volks sagt: daß es seine Ruhe und sein Glück vorzüglich dem Gebeth dieser Priester und der Stimmung danke, die ihm dieses Gebeth einflößt.

Bemerkung über diese Ansicht heidnischer Priester von dem menschlichen Bethen.

Ich las diesen Abschnitt zweyen Menschen vor, davon der eine ein stilles, christliches, frommes und in einem hohen Grad wohlthätiges Leben führte, aber in keiner Rücksicht in der Welt und nicht einmal in seinen nächsten Umgebungen viel von sich reden machte, der andere aber als ein eifriger und renomirter Streiter für das Eigenthümliche seiner Glaubensmeinungen weit und breit bekannt, und dabei berichtiget war, daß er jedermann, der diese Meinungen nicht in gleichen Sylben, Buchstaben und Phrasen wie er ausdrücke, nicht bloß mit entschiedenem Verdacht ins Aug fasse, sondern ihn vielmehr, wo er immer könne und möge, verunglimpfe, verdächtige und sogar, wo er Gelegenheit dazu finde, ihm Steine in den Weg lege oder auch ins Fenster werfe.

Der erste fand in dieser indischen Erzählung eine große Wahrheit für zweierlei Gattungen von Menschen. Erstlich für diejenigen, die das Gebeth als eine Art von Sühnopfer für die Schwachheiten und Sünden, die sie täglich wiederholen und täglich wieder abbitten, ansehen, ohne sich weder heute noch morgen im geringsten zu bemühen, selbige im Ernste abzulegen. Und dann zweitens für diejenigen welche dasselbe dahin mißbrauchen, den Gelüsten ihrer Selbstsucht und Sinnlichkeit eine Art von heiligem Schein zu geben, und sich durch dasselbe im Mittelpunkt ihrer Verirrungen immer mehr zu verstärken und zu verblenden. Der andere aber sagte, er könne nicht anders, er müsse diese Fabel als eine eigentliche Lästerung ge-

gen das Gebeth selber ansehen, und es sey seine Pflicht, alle seine Gläubigen vor dem satanischen Gift derselben zu warnen. — Ich hörte ihm eine Weile ruhig zu; da er aber seinen Kutteln über diesen Gegenstand auf eine wirklich beleidigende Art Luft zu machen fortfuhr, gefiel es mir auch nicht länger, ihm stillschweigend zuzuhören; ich antwortete ihm: lieber, wilder Mensch! Du kennst das Wort nicht, das auch zu dir und deinesgleichen gesagt ist: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maaß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. —

Ich mußte also sprechen. Die Sache ist wichtig. Religionsverirrungen, die in sinnliche Verhärtungen des Geistes und des Herzens ausarten, sind dadurch geeignet, in die Angelegenheiten des stillen, christlichen Glaubens und der stillen, christlichen Liebe Gleichgültigkeit, Kaltsinn, Lieblosigkeit, Rechthaberey und Streitsucht zu veranlassen und zu nähren, und ohne allen Widerspruch als Sachen anzusehen, die dem Geist des wahren Christenthums im höchsten Grad entgegenstreben, und zu seinem größten Nachtheil auf das Menschengeschlecht einwirken.

139.

Gemeingeist und Gemeinkraft.

Ein schwatzender Gaukler klagte, es sey so wenig Gemeingeist unter den Menschen.

Ein Bauer, der ihn hörte, atwortete ihm: ich fordere von meinem Zugvieh keinen Gemeingeist, ich fordere von ihm nur Gemeinkraft.

Dieses Wort ist im Munde eines Mannes, der mit Vieh umgeht, und das Vieh braucht, ganz passend, aber für das Menschengeschlecht ist es bei weitem nicht auf gleiche Weise anwendbar. Gemeinkraft ohne Gemeingeist ist für das Menschengeschlecht keine Menschenkraft, sie ist für dasselbe eine reine, völlig vom menschlichen Geist und vom menschlichen Herzen entblößte Thierkraft; aber wenn man denkt, was es braucht, ein Volk zu der menschlichen Kraft zu erheben, die nicht blos Spielerey des Gemeingeists, sondern wahrer Gemeingeist ist, so muß man in Rücksicht auf die Kunstführung der Völker, die man Politik nennt, auch das Wort anwenden, das uns in religiöser Hinsicht gegeben ist: der Geist ist zwar geneigt, aber das Fleisch ist schwach. Wir können es uns nicht verhehlen, der Geist und Sinn unserer Zeit ist in der Bildung der Gemeinkraft der Völker weit, sehr weit mehr vorgeschritten, als in der Bildung seines Gemeingeists.

140.
Eine Kindsverderberinn — und ein Narr.

Eine rasende Frau erdrosselte ihr Kind. Ein Mensch, dem verschrobene Lehrer von Kindesbeinen an auch seinen Kopf eben so verschroben gebildet, als der ihrige war, meinte: es geschehe der Mutter Unrecht; es sey wider die Natur, folglich ganz unmöglich, daß eine Mutter ihr Kind auch nur tödten wolle, will geschweigen wirklich tödte, und fügte denn dieser, wie er meinte, tief aus der Menschennatur herausfallenden Wahrheit noch bey: es sey eine böse Gewohnheit, daß wir alle Uebel, die wir leider, fremden Ursachen, die nicht in uns selbst liegen, zuschreiben.

Ich habe in unsern Tagen Leute, die sonst sehr klug sind, diese Meinung, daß es ein grosser Irrthum sey, wenn die Menschen Unglück und Uebel, die sie leiden, fremden Ursachen, die ausser ihnen selbst liegen, zuschreiben, dahin anwenden gehört, man müsse alle Uebel und alle Leiden, die ein Volk treffen, von welcher Art sie auch immer seyen, nur dem Volk selber zuschreiben.

141.

Die ungleichen Herren.

Der eine darf trauen und glauben, der andere muß lauern und fangen; darum liebt der eine das Recht und die friedliche Weisheit, der andere Arglist und derbe Gewalt. Auch leben in den Dörfern des ersten fromme, frohsinnige, glückliche Menschen; in den Dörfern des andern viel freches, verfängliches, mißtrauisches und gewaltthätiges Gesindel.

Auch sagte ein armer Mann, der sich durch's Land bettelte, einmal zu mir: da die Leute in einem Dorfe gutmüthig und frohsinnig sind, da suche ich mein Almosen gewöhnlich im Schloß, wo ich sie aber unglücklich und mißmuthig finde, da suche ich dasselbe lieber im Pfarrhaus; doch, sezte er noch hinzu, giebt es auch Oerter, wo in Rücksicht auf die Barmherzigkeit und das Almosen im Schloß und im Pfarrhaus ein Herr ist wie der andere.

142.
Mauschelhofen.

Es war ein gesegnetes Dorf, aber Juden, man sagte mir nicht, ob getaufte oder ungetaufte, nisteten sich ein, wurden reich und das Dorf arm.

Jezt stehen die Kinder seiner ehmals gesegneten Häuser, täglich als Bettler, vor den harten Thüren der Juden, und die armen Leute müssen in allweg thun, was die Judengasse will.

Neulich wollte sich ein reicher unabhängender Mann im Dorfe einkaufen; das behagte der Judengasse nicht, und der Mann hatte an der Gemeinde, welche aus 83 Bürgern besteht, nicht 7 Stimmen.

So ist es jederzeit, und so lang' es so ist, werden die Juden in Mauschelhofen gesegnet, und die alten Einwohner Bettler bleiben, bis sie endlich, vom Gefühle ihres Elends und ihres Rechts dahin gebracht werden, mit der Judengasse — nicht mehr als Schuldner und Bettler, — sondern als Gemeinde zu reden.

Die guten Leute werden das wohl bleiben lassen, mit der Judengasse als Gemeinde zu reden. Wo Juden und Judengenossen einnisten, da ist ausser der Judengasse kein Gemeingeist mehr denkbar; und wo in einer Gemeinde kein Gemeingeist mehr denkbar ist, da ist auch jede Gemeinde keine wirkliche Gemeinde mehr. Diesem Uebel aber sollte freylich mit der größten Sorgfalt vorgebeugt werden. Aber auch dieses geschieht je länger je weniger. Wo

z. E. nimmer unpsychologisch und unmoralisch organisirte Volkswahlen eingeführt sind, da sind alle Gemeindrechte und die Fundamente aller Segnungen der Gemeinde ein blosses Spielwerk. Die Gemeinde selber ist ein Wesen ihrer Gemeindkraft nicht mehr Gemeinde. Das selbstsüchtige Treiben von Juden und Judengenossen wird durch die Einführung solcher Wahlen zum gesetzlichen Fundament der Staatskunst und der Staatsrechte selber, so wie der Privilegien und Freiheiten der Bürger auf der einen und der Lasten und Bedrängnisse derselben auf der andern Seite.

143.

Ein Fuchs und ein Esel.

Ich freue mich allemal, wenn ich einen unsrer Feinde, Treiber und Mörder hieher bringen sehe und denke, es ligt wieder einer unsrer Feinde bey der Menge derer, die schon tod sind — also sagte ein Esel auf einem Kirchhofe zum Fuchs. Aber dieser antwortete ihm: ich hingegen erschrecke immer bey einem Leichenbegräbniß. Es kommt mir bey einem solchen immer kein Sinn an den einzelnen Menschen, den man ins Grab legt, ich denke nur an die Menge derer, die um dasselbe herumstehn.

Es ist doch gut, daß die Menschengefühle bey einem Begräbniß gewöhnlich weder Fuchsen- noch Eselgefühle sind.

144.

Der Halb-Fuchs und der Ganz-Fuchs.

Ein junger Fuchs kam nur mit drey Beinen ins Nest. Seine Mutter jammerte darüber, aber der Vater schalt sie, und sagte: wir Füchse müssen uns dessen versehen und ruhig seyn, wenn unsre Kinder alle also, und wenn sie auch gar nicht mehr ins Nest kommen.

Die Mutter erwiederte: auf diese Art wollte ich lieber eine Schaafsmutter seyn, und ein Schaafsherz im Leibe tragen.

Pfui! sagte der Vater, ein ächter Fuchs muß eher im Fangeisen ersticken, als einen Augenblick anders als ein Fuchs denken.

Er hatte Recht. Wer Fuchs ist, muß es ganz seyn, ein Halb-Fuchs hat um deswillen kein Schaafsherz, und bekommt darum, weil er ein Halb-Fuchs ist, in Ewigkeit keines.

Es ist jeder Schwächlinge Art, wenn sie nicht Kraft genug haben, zu dem, was sie gelüstet, so kommen ihnen schwere Gedanken ins Herz, und sie möchten in ihrem Mißmuth gar oft, sie hätten andere Kräfte, als die, in denen sie sich Schwächlinge fühlen. Das ist gar oft auch der Fall bey Menschen, die nothgedrungen ins Feld ziehn, aber am Tage der Schlacht es beynahe gar nicht verbergen können, daß ihnen die Gefahr, auf dem Bett der Ehre zu sterben, grosse Mühe macht.

145.
Fifi und Hallo.

Wenn der Löwe den Esel ehrt, so haben alle Eseleyen einen königlichen Stempel — und wenn er die Hudeln seines Lagers in stinkendes Blut tunkt, und dem eingesperrten Hunde also vor den Mund legt; so muß dieser wohl noch froh seyn, an ihnen zu nagen. Das antwortete Hallo, als ihn Fifi fragte: wie es auch möglich sey, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb und werth machen könne.

Die Sinnlichkeit und die Selbstsucht der Menschennatur sind die unzweifelhaften Quellen aller Volksdummheit und alles Volkselends. Die Menschennatur führt unser Geschlecht an tausend Fäden selber zu diesen Quellen, und der Mensch kennt in seinem sinnlichen Zustand keine grössere Lust und keine grössere Freude, als sich an diesen Quellen zu erfrischen und zu erquicken. Darum ist auch die Frage, wie es möglich sey, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb machen könne, selber eine dumme Frage. Je erniedrigter und im Wesen elender ein Volk ist, desto mehr liebt es einige Gauklerstunden, und vergißt im höchsten Elende bey einem Kruge Wein und einem Braten den morndrigen Tag und das Kind in der Wiege, das ihm nicht vor den Augen ligt. Es ist also eine weit wichtigere Frage, wie es möglich sey, zu machen, daß ein verwahrlostes Volk dahin komme, zu wünschen, seiner Dummheit und seines Elends los zu werden, als wie es möglich sey, daß man ihm Dummheit und Elend lieb machen könne.

146.

Ein Sprachfehler in der Beurtheilung der Wolle.

Junker Frickhart sperrt seine Hunde und seine Schaafe in einen Stall. Jetzo heissen alle Käufer seine Wolle Hundswolle. Aber wenn er schon alle seine Hundsfelle verkaufen würde, so würde dennoch Niemand sagen, sie seyen Schaaffelle.

Man denkt bei Schelt- und Schimpfreden nie eigentlich das, was die Worte, die man ausspricht, gewöhnlich bedeuten. Es kam von den Leuten, die Frickhard's Wolle kauften, niemand in den Sinn, daß sie wirklich von seinen Hunden sey, und doch hießen sie sie Hundswolle. So wenig muß und darf man es mit den Worten, die viele Leute reden, genau nehmen. Ich möchte fast sagen, um eines jeden Mannes Worte in ihrem wahren Werth zu schätzen, muß man mit dem Mann selber, eben wie wenn man mit ihm Freundschaft stiften wollte, vorher ein Viertel Salz essen.

147.

Das Menschenvertilgen.

Es entstand einst im weiten Reiche der Thiere ein grosses Geflüster, sie müssen sich alle mit einander vereinigen, ihre grausamen Feinde, die allmörderischen Menschen, zu vertilgen.

Aber die Elephanten, die Löwen, die Tiger und die Bären wollten nichts mit dieser Vereinigung zu thun haben. Sie sagten: wenn uns jemand angreift, so wollen wir uns wehren.

Die Schlange hingegen klagte über den Mangel an Gemeingeist unter den grössern Thieren, und bot ganze Haufen Gift an, gegen die Menschen, das sie an geheimen Orten verborgen hatte.

Der Fuchs bot alle seine List an.

Der Esel meinte, wenn nur ein jedes Thier hartnäkig genug wäre, sich eher zu Tod schlagen zu lassen, als das zu thun, was die Menschen von ihm forderten, oder nöthig hätten.

Die Kuh meinte: wenn nur ein jedes Thier sich Hörner aufsetzen liesse, wie sie ein paar auf dem Kopfe trage, und dann dem ersten besten Menschen wenigstens eins davon in den Leib hineinstossen würde; so könnte der Krieg mit den Menschen nicht fehlen.

Der Affe sagte: wenn nur jedes Thier so ein Paar Kletterbeine, wie ich, hätte, so könnten wir die Menschen ohne Gefahr von den Bäumen herunter mit Steinen zu todt werfen.

Das Stärkste aber trugen die Hunde an. Sie meinten: man könnte die Menschen mit dem Maulbrauchen vertilgen, und behaupteten, diese ihrem Geschlechte eigene Kraft sey dem Menschen so fürchterlich, daß sich sicher eine Möglichkeit denken lasse, sie alle mit einander — — zu Tode zu bellen.

Es ist wahr, die thierische Natur hat grosse Mittel gegen das Menschengeschlecht in ihrer Hand, und ich muß gestehen, unter allen schien mir keines nachtheiliger, als das hündische Maulbrauchen; aber ich begreife auch ganz wohl, daß es die Elephanten, die Tiger und die Löwen unter ihrer Würde finden, an den Vorschlägen von Hunden, Affen und Kühen des Menschenvertilgens halber den mindesten Antheil zu nehmen.

148.

Das hohe Roß und der Zwerg.

Ein Zwerg wollte hoch scheinen; dafür sezte er sich auf das höchste Roß, das im Lande war. Ein Bauer, der ihn antraf, glaubte, es sitze ein Kind auf diesem Rosse, und sagte zu ihm: du hast gewiß keinen Vater daheim, daß man dich auf das höchste Roß sezt. Komm! ich will dir hinunter helfen; du könntest sonst zu tode fallen.

Man denke sich jezt die Augen des Zwergs, aber auch das Lachen des Bauers, da er sah und erkannte, wen er vor sich hatte.

Ich mag keinen Zusatz zu dieser Stelle machen.

149.
Meinungen über die beste Welt.

Der Hans meinte, man könne nicht sagen, daß diese Welt die beste möglichste sey, so lange dem Schaafe auf der Weide, der Kuh am Baren und der Henne an der Hausthüre vor dem Recht und der Freyheit des Wolfs, des Fuchsen und des Bären bange ist.

Ebenso meinte der Jakob, er könne nicht glauben, daß die Welt die beste möglichste sey, so lange der Riggel im Kazfelderschlosse behaupten dürfe, die Kutteln im Leibe seiner Bauern seyen sein Eigenthum.

Und der Rudolph meynte sogar, die Welt könne nicht die beste möglichste seyn, da in seinem Vaterlande so viele Leute mager seyen.

Und alle meynten in ihrer Verirrung über die beste Welt, der liebe Gott könnte doch auch wohl machen, daß es allenthalben besser gienge, als es geht.

Ein alter Mann, der das Plappergewäsch hörte, sagte zu ihnen: wir müssen das selber thun.

Die drey Thoren verstanden ihn nicht und sagten: du lästerst ja.

Er antwortete ihnen: nein, nein, ihr lästert.

Sie glaubten das nicht, aber fragten doch noch: wie meynst du das?

Er erwiederte ich meyne, wenn wir wollen, daß es in der kleinsten Strohhütte, wie in der ganzen Welt, besser gehe, als es wirklich geht, so müssen wir das, was

wir dazu beytragen können, selber thun. Und ich glaube, ihr lästert, weil ihr meynet, der liebe Gott sollte es für uns und ohne unser Zuthun an unsrer Statt thun.

Und der Mann hatte recht. Die Meynung, Gott solle selber in Rücksicht auf unser zeitliches Wohl für uns das thun, was uns Sünde ist, wenn wir es nicht selbst thun, heißt Gott versucht, und Gott versuchen ist thatsächlich Gott lästern. Das Sprichwort: wie sich der Mensch bettet, so liegt er — ist besonders in Rücksicht auf seine irdischen und zeitlichen Angelegenheiten auch wahr, wenn man es ausspricht: wie sich die Welt bettet, so liegt sie — wie sich das Dorf bettet, so liegt es — wie sich jede einzelne Haushaltung bettet, so liegt sie — und wie sich das Vaterland bettet, so liegt es.

Der Mensch, der es in irgend einem Verhältniß, in dem er lebt, gerne besser hätte, als er's darin findet, soll vor allem aus damit anfangen, so viel an ihm ist, das Seine dazu beyzutragen, daß es darinn besser gehe, und unbedingt als wahr annehmen, es sey Gottes Ordnung, daß es in der Welt, d. h. in allen öffentlichen und Privatverhältnissen des Lebens durchaus nicht besser gehn könne, als die Menschen durch den guten Gebrauch aller Gnaden und Gaben, die er ihnen dazu verliehn, sich selber dazu helfen.

150.

Ein grosses Bedenken.

Die drey Plapperer über die Weltordnung und über das, was, der liebe Gott darinn ändern sollte, waren von den Aeusserungen des alten Mannes sehr verwirrt; sie wußten nicht, was sie ihm darüber antworten sollten; nur der Rudolph, der noch der Vernünftigste unter ihnen war, sagte zu ihm: aber dein: wir müssen es selbst thun — hat doch immer ein grosses Bedenken.

Der Alte. Worin?

Rudolph. Ich wollte lieber alle Uebel der Welt tragen, als da wohnen, wo ein jeder Narr glauben würde, er müsse allem Uebel abhelfen.

Der Alte. Aber du würdest doch gerne da wohnen, wo es der Weise wirklich könnte.

Rudolph. Ja freilich. Aber wo ist dieser Weise?

Der Alte. Nirgend und allenthalben. Nirgend, wo man seyn Daseyn unter'm Schall der Trompeten verkündet, und allenthalben, wo man seinem stillwirkenden Daseyn in allen Verhältnissen und Lagen mit christlicher Sorgfalt und Liebe Hand biethet und aufhilft.

151.

Das Wallen und Weben der Menschen.

Der Mensch sezt sich auf den Stuhl der Natur, und webt mit seinem Geschlechte ein grosses Gewebe.

Einer macht Schaaren von Menschen wie eine Hand voll Fäden zur Kette desselben, und bildet aus ihnen todie Blumen einer elenden Kunst, indem er die Edelsten seines Geschlechtes zu elenden Nadeln seines Webstuhls erniedriget, und sie mit seinem Fußtritte zur ewigen Unbrauchbarkeit abschleift.

Ein anderer nimmt die Fåden seines Gewebes nicht einmal regelmåssig zur Hand, sondern dreht sie mit zügelloser Gewalt in schreklicher Verwirrung durcheinander, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum schlechtesten Stricke dreht.

Einer sizt in seinem Gewebe, wie die Spinne im Netze ihrer Selbstsucht; er duldet in seinem Gehege kein ihm gleiches Geschöpf. Seine Welt ist ein einziger aus sich selbst gesponnener Faden, in dessen Todtengewebe er seine Tage in wilder Selbstsucht durchruht, und in ewiger Spannung lebend, nichts thut, als lauren, fangen, morden, saugen und dann das Todtengewebe seines Daseyns immer wieder aus sich selbst herausspinnen, und immer wieder in sich selbst erschaffen.

Also sitzen Spinnenseelen von Menschen im Luftgewebe ihrer Macht.

Aber Göttin! die du mir zu jedem Gedanken des Herzens ein Bild zeigst, warum zeigst du mir im Wallen

und Weben des Menschen nur Bilder seines Unrechts und seiner bösen Gewalt? Göttin! hast du für mich kein Bild seiner geselligen Freiheit, und seines gesellschaftlichen Rechts?

Also bat ich, und die Göttin erschien mir im Lichtglanze des Himmels. Sie hatte in ihrer Rechten einen goldenen Bienenkorb, den eine Sonne umstrahlte, und sie redete mich an: Liebling des gesellschaftlichen Rechts! du bist dennoch ein Schalk, daß du mich zwingst, dir aus dem goldenen Himmel zu bringen, was du auf deinem Boden täglich vor Augen siehst. Der Korb der geselligen Biene ist das Bild des gesellschaftlichen Menschen, der in seinem Rechte fest sizt, und in demselben festsitzend, seine Pflicht thut.

Wenn Könige das Menschengeschlecht zusammen zetteln, wie eine Hand voll nichtiger Fäden, und die Edelsten unter ihnen zu elenden Nadeln ihres Webstuhls abschleifen, so webt die Biene ohne Blutschuld gegen ihr eigen Geschlecht, ein stilles, genußreiches, selbstständiges, eigenes Gewebe.

Wenn Tyrannen und Aufrührer das Menschengeschlecht in einander wirbeln, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum schlechtesten Stricke dreht; so lebt die Biene, in ihrer millionenfachen Vereinigung, ohne Kunde der Verwirrung des Unrechts, und der bösen Gewalt. Und wenn die Spinnenseelen der Macht das Gewebe ihrer Selbstsucht ausdehnen, so weit sie nur können; so schränkt die gesellige Biene das Gewebe ihrer Rechtlichkeit ein, so weit es allen dienlich und recht ist.

Wenn die Mörderinn im Sitze ihrer Gewalt, für Un-

recht und Raub frey ist; so ist es die Biene für den Segen, den sie sich selbst giebt.

Ihre Zellen sind innigst verwoben, aber auch haarscharf getrennt, und die Selbstständigkeit der einzelnen Bienen ist gesichert, wie die Selbstständigkeit des Korbs. Ihr König hat keinen Zutritt, weder zu ihrem Honig noch zu ihrer Brut. Er ist mächtig und sie sind frei: aber sie sind nicht frei, weil er mächtig ist; — er ist mächtig, weil sie frei sind.

Ihr Reich erhält sich gar nicht durch die Ausleerung ihrer Zellen zum Dienste ihrer Führung; es erhält sich durch die Sicherstellung ihrer Selbstkraft, d. i. ihres Honigs und ihrer Brut, und das auf dieser Selbstkraft ruhenden Gemeingeists bei jedem allgemeinen Bedürfnisse.

152.

Der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Das Wasser von Oberwyl floß in die Felder von Niederwyl herab, und machte hie und da die Ebenen des Dorfs sumpficht.

Doch die Niederwyler waren fleissige Leute, sie gruben ihre Aecker aus, legten das Land trocken, und beklagten sich nicht. Im Gegentheil, sie benutzten jeden Tropfen dieses Wassers zur Aufnahme ihrer Güter.

Aber jezt leiteten die Oberweiler einen Bach in ihr Dorf. Dieser stürzte nun mit Gewalt in die Ebenen der Niederweiler hinunter und machte sie in ihrer ganzen Weite

zum Sumpf. Nun klagten diese. Die Oberweiler aber antworteten, wir wollen gerecht seyn und unser Wasser in Dämme einschliessen. — Das thaten sie auch, und hierauf stürzte das Wasser wirklich nicht mehr in ihre Ebenen hinunter. Es sank von nun an nur noch durch das Grien unter dem Boden in sie hinab — aber sie wurden um deßwillen nicht weniger täglich zu einem immer grössern Sumpf.

Indessen behaupteten die Oberweiler, sie haben bereits alles gethan, was die Niederweiler von Gott und Rechtswegen diesfalls von ihnen fordern können, und es fehle nun an nichts mehr, als daß auch die Niederweiler zu ihrer Rettung das ihrige beitragen, und so wie ihre Sümpfe zunehmen, ihren Fleiß im Ausgraben derselben verdoppeln.

Die Niederweiler aber wollten von der Tugendvergrösserung, die die Oberweiler um der Sünde willen, die sie sich gegen sie erlaubten, von ihnen forderten, gar nichts hören, sondern klagten immer lauter über das Unrecht, das ihnen geschehe, und schimpften die Oberweiler (als) schlechte, niederträchtige und gewaltthätige Leute. Diese aber, die weit die reichern waren, spotteten über diese Klagen, und sagten laut: die, so in der Höhe wohnen, lassen sich von denen, auf die sie herabspeyen können, nicht in ihrem Recht kränken. Sie sollen, anstatt beständig nur ihr Maul über das Unglück ihrer Versumpfung aufzuthun, nur immer fleissiger ihr Sumpfland ausgraben, mit hinzusetzen, ihre Liederlichkeit sey allein daran Schuld, daß ihre Sümpfe immer mehr zunehmen, und ihr Land eben so, wie sie selber, immer schlechter werde.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die Niederwei-

ler, seitdem sie von den Oberweilern also behandelt und in ihrem Recht gekränkt worden, auch immer liederlicher und nachlässiger in der Besorgung ihres Landes wurden; aber es kommt keinem Oberweiler auch nur von ferne in den Sinn, daß sie an dem immer Schlechterwerden der Niederweiler auch nur die mindeste Schuld haben.

Es ist traurig, aber es ist wahr, auch sonst gutmüthige Menschen werden gar oft dadurch, daß sie lange und anhaltend grosses Unrecht leiden müssen, zu mißmuthigen, rohen, und erbitterten Menschen, und ihre diesfälligen, aus dem Unrechtleiden erzeugten, Fehler gehen eben so oft in Vernachlässigung ihrer Pflichten, und sogar in Vernachlässigung der ihnen übergebliebenen Mittel der Selbsthülfe und mit einem Worte in ein allgemeines Schlechterwerden über.

Noch trauriger ist es, daß Menschen, die besonders in öffentlichen Verhältnissen dem Armen und Schwachen im Lande am meisten Unrecht thun, und ihrem Wohlstand die größten Hindernisse in den Weg legen, so schwer und so selten dahin zu bringen sind, einzusehen, warum das Gesindel und die schlechten Leute im Lande von Tag zu Tag zunehmen, und in welchem Grad ihre Irrthümer und Fehler an dem sittlichen und bürgerlichen Versinken der niedern Volksklassen schuldig sind.

153.

Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Dein Gewicht und deine Waage sind falsch; du mußt sie uns ändern. — Also sprachen erbitterte Käufer zu einem Krämer, der ihnen sonst lieb war.

Dieser antwortete ihnen: ich weiß wohl, daß meine Waage eben nicht die richtigste ist, und daß mein Gewicht sich etwas abgeschliffen hat; aber ich bin einmal derselben gewohnt, mein Vater und mein Großvater brauchten sie auch, und dann kennen wir ja einander. Ihr wißt, ich bin ein guter Mensch, und es kommt mir nicht darauf an, einem guten Freunde noch eine Handvoll hinzuzuthun, wenn er meynt, es seye ihm Unrecht geschehen.

Die Käufer antworteten ihm: es ist wahr, du thust das hier und dort einem guten Freunde, der sich ordentlich beklagt. Aber dieses Sichordentlichbeklagen steht in dergleichen Sachen nicht jedermann wohl an, und dann wiegst du ja selten selbst aus, und dein Knecht, der es gewöhnlich für dich thut, gibt nicht nur Niemand nichts nach, sondern er fährt im Gegentheil einen jeden, der sich beklagt, an, wie wenn er das größte Unrecht hätte. Indessen steht dieser Mensch bei dir auf einem Fuße, daß du, wenn du auch wolltest, ihn nicht in der Ordnung halten kannst. Es ist also in Gottes Namen das Beste, du lässest deine Waage und dein Gewicht ändern, wie recht ist.

Das kann jezt nicht seyn! das kann jezt nicht seyn!

antwortete der Mann: ich gehe nicht aus meiner Ordnung heraus, ich bin dabey noch immer wohl gefahren, und Niemand so gar übel.

Es fehlt dieser Erzählung an innerer Haltung; sie paßt in allen ihren Aeußerungen gar nicht auf die Art und Weise, wie sich gemeine Krämer in solchen Lagen und Verhältnissen benehmen und ausdrücken; es ist einem vielmehr, man höre einen gemeinen Bürger mit seinem kleinstädtischen Rathsherrn über die abgeschliffenen Stadtrechte und Bürgerprivilegien reden und höre dann den Rathsherrn recht stadtbürgerlich freundlich seinen Mitbürger über die Unwichtigkeit dieses Abschleifens der Stadtrechte berichten, die diesfällige Mäßigung seiner Mitrathsherren loben, dann aber über die Klage, daß die dienenden Unterbehörden (mit, oder ohne Befehl, wird nicht berührt) das abgeschliffene Gewicht des bürgerlichen Rechts nicht mit gleicher Mäßigung wie der Stadtrath selber gebrauchen, ganz politisch ausweichend behandeln, und mit Stillschweigen übergehen.

154.

Untreue Schaafhirten im Sumpflande.

Im Lande *** trieben arme und geitzige Schäferknechte ihre Heerden in's sumpfige Thal, sezten sich da in's Rohr, schnitten Pfeifen, fingen Frösche, und trieben Handel.

Wer durch ihr Thal ging, sagte ihnen: treibet doch eure Heerden in's Trockne, sie gehen im Sumpflande zu Grunde.

Das verdroß die Schäfer im Rohre. Sie sagten unter einander: was sich doch fremde Leute anmassen, über unsere Ordnung zu richten! Wir allein wissen, was uns die Pfeifen, was uns die Frösche, und was uns die Schaafe eintragen.

Damit sie aber dennoch auch vor den Fremden in einem guten Lichte zum Vorscheine kommen möchten, antworteten sie diesen: Wie sollten wir es wagen, mit so kränklichen Heerden auf die Berge zu treiben? Wartet, bis unsere Schaafe alle wieder hergestellt sind; wir wollen dann gewiß nicht säumen, sie auf gesundere Weiden zu treiben.

Es gibt Staatsleute, die, wenn von unwidersprechlich vortheilhaften Landesverbesserungen, die aber sich mit ihrem selbstsüchtigen Privatinteresse nicht wohl vertragen, die Rede ist, eben wie diese Schäfer im Sumpflande, unter sich selber, und durch ihre Verbindungen alles thun, was ihnen möglich ist, um diese Verbesserungen zu hintertreiben, und das alte Verderben, dem dadurch abgeholfen

werden sollte, mit aller Kunst und aller Gewalt festzuhalten, und für immer bestehen zu machen; äußerlich aber den Fremden und Einheimischen die laute Versicherung geben, sie wollen diese guten und nützlichen Verbesserungen ganz gewiß bewerkstelligen, sobald die Umstände dafür günstig seyen. Aber sie wissen zum Voraus, daß diese Umstände nie eintreffen werden, weil es vollkommen in ihrer Hand ist, es zu verhindern.

155.
Von des Hansen Hause und von schwerem Holze.

Als Hansens Haus einfiel, und ihn die Nachbarn fragten: warum hast du die grossen Eichen, die dein Vater zur Unterstüzung des Hauses hauen ließ, ungebraucht liegen lassen? antwortete er: ich habe es in meinem Leben immer gehasset, mit schwerem Holze umzugehn.

Es hassen es so viele Leute, und besonders solche, die viel mit leichten Federn zu thun haben, mit schwerem Holze umzugehen und lassen darum hundertmal kraftvolle Hülfsmittel, weil sie für ihre Hände zu schwer sind, ungebraucht liegen. Kraftvolle Männer hingegen lieben, was ihre Kraft anstrengt. Aber alle Schwächlinge lieben es nicht, solche Männer in ihrer Mitte zu haben. Das wird besonders in kleinen und anmaßlichen Städten oft sehr auffallend. Männer, die durch das Bewußtseyn ihrer Kraft sich zur Gradsinnigkeit und Freymüthigkeit erheben, haben oft unendlich mehr Schwierigkeiten, an solchen Orten etwa eine Rathsherrnstelle zu erhalten, indessen geschmeidige Schwächlinge gar leicht dazu gelangen. Die Wahlherrn strecken an solchen Orten gemeiniglich noch selber beide Hände nach ihnen aus und bitten sie, ihresgleichen zu werden.

156.

Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Herr Amtmann! Herr Amtmann! die Ruhr herrscht in unsrem Dorfe. Also sprach Joggli Bohnenblust zum Amtmann in Kilchau.

Aber dieser maß eben Haber. Doch er antwortete dem Bohnenblust: nun Joggli! wenn du mich so eifrig an die kranken Leute erinnerst, so sage mir auch, wie soll man ihnen helfen?

Der Joggli erwiederte: das weiß ich nicht. — Und der Amtmann: nun, wenn du das nicht weißt, so nüzt es eben nicht viel, daß du dich in dieses Geschäft mischest. Es hat ja für dieß, wie für alles, seine eigene Leute.

Damit fing der Amtmann wieder an, seine Haber-Viertel zu zählen.

Der Bohnenblust aber sagte im Heimgehen zu sich selber: O du gnädiger Gott! was bringt doch das Habermessen und das Kornmessen den Leuten aus dem Kopf, das sie darin haben sollten.

Das Wort: Was geht dich das an? es hat für alles in der Welt seine eigenen Leute, — wenn es in einem Lande zum Modewort der Beamteten wird, ist geeignet, den lezten Funken der Theilnahme an der öffentlichen Landesnoth, am öffentlichen Landeswohl und am öffentlichen Landesseegen im Herzen der Bürger gänzlich auszulöschen, und die Sorgfalt, beides, für diese Noth und für diesen

Seegen mit entschiedener Gleichgültigkeit denen zu überlassen, die dafür angestellt sind.

Es muß dahin wirken; denn es ist Niemand gerne für das Interesse, das er an der Sache des Vaterlandes und der Menschheit nimmt, mit Wegwerfung und Verachtung bezahlt.

157.
Wie Edwich sein Vaterherz verliert.

Edwich war seinen Söhnen ihr Muttergut herauszugeben schuldig, aber er haßte den Gedanken, daß ein Vater seinen Kindern je etwas schuldig seyn müsse, und behauptete, er, als Vater, sey diesfalls weder seinen Söhnen, noch irgend jemand in der Welt, sondern nur Gott allein Rechenschaft schuldig. Das führte ihn aber gar weit.

Es machte ihn tief leidenschaftlich gegen seine Söhne und verdarb ihm sein Vaterherz so sehr, daß er den Niederträchtigsten unter ihnen aussuchte, um alle Tage zu vernehmen, was diejenigen, die sich am lautesten beklagt hatten, etwa gegen ihn vorhaben möchten.

Damit brachte er es freylich dahin, daß er bis an sein Ende im Besitze ihres Muttergutes blieb; aber auf dem Todbette gestand er doch seinem Beichtvater, er habe unrecht an seinen Kindern gehandelt, und es mache ihm

unaussprechliche Mühe, als ein ungerechter Vater ins Grab gehen zu müssen.

Edwichs Geschichte machte folgende Gedanken in mir lebendig. 1) Wer sich den blinden Trieben seines Fleisches und seines Blutes überläßt, der wird durch seine Irrthümer und Leidenschaften gefühllos, wie die todte Natur. 2) Wer immer in einer Höhe lebt, daß er seines Benehmens halber gegen die Menschen Niemand auf Erden, sondern nur Gott Rechenschaft schuldig ist, für den sollte jede fromme Seele täglich beten, daß er seiner Todesstunde und Gott seines einzigen Richters nicht vergesse. 3) Ein solcher Mensch sollte auch selber unaussprechlich froh seyn, in dieser Welt Freunde und Mittel zu finden, die ihn vor Mißschritten in seinem Benehmen gegen seine Mitmenschen, so weit es menschlicherweise möglich ist, sichern könnten. Wahrlich, er sollte zu Gott selber täglich dafür beten.

158.
Spital-Ordnung. *)

Nein! es ist nicht auszustehen, wie man in diesem Hause mit den Menschen umgeht.

Also sprach eine Schaar Spital-Brüder, da ihnen einmal ihr Brey und ihr Trank nicht gut genug war.

Die Hausverwaltung, deren Einkünfte in dem Grade anwuchs, als die Spital Brüder schlechter zu essen und zu trinken bekamen, lachte über ihre Klagen, und hieß sie eine Hausungebühr, die man nicht ungestraft hingehen lassen könne.

Sie ließ auch einige Spital-Brüder, die sich am meisten darüber beklagten, in ein Loch werfen, wo weder Sonne noch Mond hineinschienen, auch berichtete sie der Behörde, der sie Rechenschaft geben mußte, bey denen sich aber auch ein freundlicher Herr Vetter befand, den Vorfall, mit dem Zusatz, man könne in einem Hause, das mit Lumpen und Bettlern angefüllt sey, keine Ordnung machen, wie in ihrem Rechte stehende Männer eine solche bedürfen und zu fordern befugt sind.

Wo an einem Orte in einem Armenhause eine solche Ordnung ist, und der Spital oder das Armenhaus zugleich eine Oberaufsicht hat, an die ihre untergeordnete Behörde auf diese Weise einberichten darf, da sollte man in der Kirche öffentlich zu Gott beten, daß er die Armen dieses Orts, oder dieser Stadt, aus der Hand ihrer Armenpflege erlöse.

---

*) Der Spital ist in verschiedenen Städten ein Versorgungsort nicht blos für Kranke, sondern auch für Arme und Wahnsinnige.

159.
Das zerrissene Herz.

Als ein Hahn ein Küchlein aufs Blut pikte, und die Mutter dem Hahn ohne Gegenwehr zusah, entfloh das verwundete Küchlein unter einen Holzstoß, und kam nicht mehr hervor; so sehr auch die Henne ihm lockend rief, blieb es doch unbewegt unter dem Holzstosse, und starb voll gleichen Entsetzens über das Picken des Vaters und über das Zusehen der Mutter.

Wenn Theilnahme und Hülfe mangeln, wo Natur und Pflicht Hülfe gebiethen, dann ergreift Entsetzen das verwahrloste Herz. Das ist bey einem Kinde wahr, dem die Eltern in diesem Grade mangeln. Es kann aber auch bey ganzen Menschenhaufen wahr werden; es kann das Herz eines Volks ergreifen, das von denen, die es zu versorgen Pflicht und Eid auf sich haben, so auf eine herzzerreissende Weise verwahrlost, hintangesezt und gedrükt wird.

160.

Junker Friz und seine Bauern.

Ich thue doch vieles, um euch glücklich und eures Lebens froh zu machen — also sagte Junker Friz zu seinen Bauern in Kohlhofen. Es ist wahr, es ist wahr, ihr seyd ein gütiger Junker. Es geht allemal lustig, wenn ihr um den Weg seyd, und wir haben euch vieles zu danken — also antworteten die Bauern in Kohlhofen fast aus einem Munde.

Nur einer schwieg bey ihrem Danken, und sagte: gnädiger Herr! darf ich euch etwas fragen? Warum das nicht, antwortete Friz. Darauf sagte der Bauer: ich habe zwei Aecker, der eine ist stark gemistet, aber schlechtgefahren, und voller Unkraut; der andere aber ist weniger gemistet, aber wohl gefahren und rein von Unkraut. Welcher von beyden glauben jezt Euer Gnaden! wird mir mehr abtragen? Natürlich der lezte, sagte der Junker: Du hast diesem, so viel als du konntest, sein ganzes Recht wiederfahren lassen, den andern aber nur gemistet. Lieber Junker! erwiederte der Bauer, auch wir gedeihen besser, wenn Sie uns unser Recht wiederfahren lassen, als wenn sie uns mit Gutthaten — übermisten.

Das Bild dieser zwey so ungleich besorgten Aecker führt weit. So wie der Acker, dem sein ganzes Recht wiederfahren ist, gleichsam von selbst gute und reiche Früchte trägt, und hinwieder, so wie der andere, der nur übermistet ist, unmöglich viel abtragen kann, weil ihm eingewur=

zeltes Unkraut und die Härte der Erde daran hindert; so kommt auch der Mensch, der im ganzen Umfang seines Rechts wohl besorgt und gesichert ist, leicht dahin, sich selber wohl versorgen und eben so leicht Segen und Wohlstand um sich her verbreiten zu können. Aber der Mensch, der im Wesentlichen seiner Bedürfnisse verwahrloset und im Genuß billiger und lange genossener Rechte gestört, gefährdet und beunruhigt wird, kommt dadurch, daß man ihn zu Zeiten mit Wohlthaten übermistet, d. h., daß man ihm zu Zeiten oder noch gar öfters lustige Tage und Sinnlichkeitsgeniessungen verschafft, die für seine Lage nicht passen, auf keine Weise dahin, weder sich selbst und die Seinigen, wohl versorgen, noch weit weniger Wohlstand, Seegen, Weisheit und Tugend um sich her verbreiten zu können.

161.

Er wieder — und ein Geistlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige giebt.

„Mit Gutthaten übermisten" dieses Wort kränkte den Friz. Er sagte noch an diesem Abend im Pfarrhaus: „Ich hätte so etwas von diesem Manne doch nicht erwartet."

Was wollen Ewr. Gnaden sagen? antwortete ihm schnell ein junger Vicari, ein Bauer ist immer ein undankbares Geschöpf, wenn Sie ihm den Finger geben, so wird er die Hand von Ihnen fordern.

Diese Rede empörte den alten, ehrwürdigen Pfarrer. Er antwortete seinem Vicari: Junger Mensch! Ihr seyd eben der Stadt und der Schule entronnen, und verurtheilt das Volk, das ihr nicht kennet. Ich weiß, wie Ihr, die Bauern sind undankbar; aber ich weiß auch, warum sie es sind, und an Euch, junger Mensch! ist es, dieses zu studieren, ehe ihr davon redet.

Dann wandte er sich an den Junker und sagte: Gnädiger Herr! auch Ihnen soll es nichts weniger als gleichgültig seyn, hierüber die Wahrheit zu wissen.

Der Junker erwiederte: es ist mir gewiß nichts gleichgültig. Und dann der Pfarrer: — Lieber Junker! die Dankbarkeit ist kein Unkraut, das auf jedem Boden gedeiht; sie ist eine zarte, feine Pflanze, die, eben so blühend als saftvoll, in der harten verdorrten Erde so wenig, als im nassen verschwemmten Boden gut fortkömmt; und es ist

ein böses Vorurtheil meines Zeitalters gewesen, daß man es allgemein für leicht angesehen hat, das Unrecht mit Wohlthaten zu verkleistern.

Es geht nicht. Die ersten Gefühle der Menschennatur verbieten dem unrechtleidenden Mann, in solchem Almosen den Ersatz des Rechts zu erkennen, das sein Herz anspricht. Und das Menschengeschlecht — nicht blos der Bauer, sondern alle Stände versinken durch den Irrthum dieser öffentlichen Verirrung immer dahin, in ihrer Obergewalt nichts mehr zu erkennen, als die Alternative eines bodenlosen Gnadenbrunnens, und eines eben so bodenlosen Ungnadenwirbels.

Ich weiß zwar wohl, und habe es oft gesehen, daß die Gemüthsstimmung, welche die Gelüste und die Schreknisse dieser Alternative hervorbringt, nicht selten zu momentanen Staatsvortheilen benuzt werden, und unstreitig oft allerhand Augenblicksgut veranlassen können: aber eben so gewiß bin ich, daß sie in Ewigkeit nie eine dankbare Volksstimmung erzeugen.

Lassen Sie mich mehr sagen, Junker! wo immer Ungerechtigkeit herrschet, da hat das Volk, menschlicher Weise davon zu reden, keine Tugend, und wo immer das Volk keine Tugend hat, da herrschet Ungerechtigkeit.

Auch ist es hierinn gleichviel, die Ungerechtigkeiten der Strenge; die Unpassenheit der Almosen-Verirrungen, so wie die Ungerechtigkeit der Schreckens-Systeme, sind in ihren Folgen auf die Volkstugend und Volkskraft eine und eben dieselbe Sache.

Volkstugend bildet sich ewig nur durch Volksrecht und

die durch dasselbe erzeugte, sittliche Volksberuhigung. Die empörenden Gefühle des Unrechtleidens sind eben wie die schwelgenden Gefühle des Unrechtthuns, der eigentliche Tod der Gemüthsstimmung, die jede Tugend voraussezt.

Der Bauer ist, und kann wie alle andere Stände nur da, und nur in so weit dankbar seyn, als Lage und Umstände, Recht und Gesez den Boden seines, wenn auch noch so kleinen Hauses mit der guten Erde bedecken, in welcher diese reine Pflanze zu gedeihen vermag. Aber wo ihm alles das, was er nothwendig und wesentlich braucht, das Innere seiner Natur zu veredeln, ganz mangelt; und hingegen alles, was die Menschennatur entwürdigt, um seine arme Hütte herum freyen Spielraum findet, da begegnet ihm natürlich, was dem verachteten Bürger, dem armen Edelmann und dem abhänglichen Geistlicheu nicht selten hie und da auch begegnet: er wird nämlich zu schlecht, um das ganz zu besitzen, wovon die Dankbarkeit nur ein Theil ist. In diesem Falle wird er ihnen freylich auch die Hand fordern, wenn sie ihm den Finger anbieten, und in dieser Stimmung weiß der arme Tropf nie, ob man ihm die Hand, oder den Finger, oder gar nichts schuldig ist.

Der Junker umarmte den Pfarrer, da er ausgeredet hatte, und sagte: Behüt mir Gott die alten Leute! wo würde ich hinkommen, wenn ich die derben Grundsätze der neuen jungen Welt annehmen würde, wie man sie uns jezt auftischet.

162.

Das Pflanzenversetzen.

Da der Schloßgarten einer Erbherrschaft, dessen Eigenthümer ein nicht gar reicher Hofjunker war, wie es vielen solchen Schloßgärten begegnet, verwilderte, und indessen die Gärten der Schloßpächter, Schloßschreiber und Schloßvögte, wie auch dieses unter solchen Umständen sehr oft begegnet, in grosse Aufnahme gelangten und voll seltener Gewächse und Blumen waren, suchte ein gutmüthiger Schloßdiener dem ärgerlichen Unterschied zwischen dem Zustand dieser Gärten und dem Schloßgarten abzuhelfen, und versezte einige der seltensten und schönsten Pflanzen aus den wohlbesorgten Gärten der Pächter und Schreiber in den verwilderten Garten des Schlosses. Aber sie gediehen gar nicht; sie verdarben noch weit schneller im Unkraut und in der ausgesogenen, harten, vertrokneten Erde des verwilderten Gartens, als die Serblinge, die darinn erzeugt und geboren ihrer magern Nahrung im verwilderten Boden und des Dranges, mit dem das Unkraut den Wachsthum ihrer Wurzeln beengte, von Jugend auf gewohnt waren.

Es ist nicht gut und führt zu nichts, den Hoffartszustand einer zu Grunde gerichteten Sache oder auch eines zu Grunde gerichteten Hauses wieder herzustellen, ehe seinem Nothzustand abgeholfen ist.

Die Hoffart, die in ihrem Wesen dennoch immer ein

Auswuchs einer Kraftäusserung ist, spricht, wie alle Kraftäusserungen, die zu irgend einem gedeihlichen Zweck hinführen sollen, eine ihr beywohnende Zartheit, und wenn auch nur Scheinzartheit, an. Wo diese der Hoffart in irgend einer ihrer windigen Erscheinungen mangelt, so wird sie, wenn sie auch von einer andern Seite von den höchsten Reizen der Sinnlichkeit belebt ist, der Menschennatur dennoch eckelhaft.

163.
Großdumm und Kleindumm.

Womit soll ich diesen Mann vergleichen? Er ist immer Großdumm.

Ich fand sein Bild auf dem Thore eines deutschen Schlachthauses. Es war ein steinerner Ochs; unter ihm stand die Aufschrift:

„Dieser Ochs war niemals ein Kalb."

Andere bleiben ewig Kleindumm. Man sollte für sie Kälber in Stein hauen, und unter sie die Aufschrift eingraben:

„Laß sie Methusalems Alter erleben, sie werden nicht einmal Ochsen."

Es ist merkwürdig, wie gewisse Leute im Verständigseyn und im Dummseyn auf eine Weise immer grosartig erscheinen, indessen andere eben so im Verständigseyn und im Dummseyn immer kleinlich und zwergartig sich zeigen.

164.

Der Unrath im Fischteich.

Der Unrath aus des Grafen von Rothfelden Bergschlosse floß ganz in den Teich, und machte nicht selten die Fische darinn erkranken; dafür aber hatte der Teichvogt jährlich eine Schweinung derselben zu berechnen. Beyden Uebel abzuhelfen, wollte der Schloßvogt den Unrath vom Teich abgraben. Dagegen protestirte der Teichvogt, weil es möglich seyn könnte, daß man ihm dann hernach die jährliche Schweinung der Fische in der Rechnung nicht mehr passiren lassen möchte.

Und die Schloßgerichte erster und zweiter Instanz erkannten hierüber, wie folgt:

„Da es wirklich an dem sey, daß diese Neuerung ei„nigen nachtheiligen Einfluß in die wohl hergebrachten Rechte „und Einkünfte eines Schloßbeamteten haben konnten, und „man nebenhin nicht absehen könne, wie weit die verderb„liche Neigung, den gewöhnlichen Lauf der Ableitungs-Ca„näle alles Unraths abzuändern, besonders in unsern Zei„ten noch führen könnte, so finden sie, in devotester Sub„mission unter dem allerhöchsten Willen Serenissimi, für „einmal für besser: der Schloßunrath fliesse forthin, wie „bisher in — Fischteich."

165.

Der gute Rath.

Haltet nur eure Nester gut in der Ordnung, so seyd ihr so glücklich, als es euer Geschlecht nur immer werden kann. Also sprachen einmal die grossen Vögel zu der Schaar der Kleinen.

Diese antworteten ihnen: was ihr sagt, ist wahr; aber es ist für uns kein Nest in der Ordnung, zu dem ihr leicht kommen könnet; denn ihr esset gerne Eyer.

Grosse Vögel bekommen allenthalben leicht Zugang zu den Nestern der kleinen. Wer doch nicht schon zu David's Zeiten ein Mann, der nur ein einziges Schaaf hatte, im Fall, daß ihm so ein grosser Vogel dasselbe aus seinem Stalle raubte und in den seinigen stellte. Er zog sich dabey freylich eine, in unsern Tagen altmodische Strafpredigt zu.

166.

Die Tugend des Todtbettes.

Es würde mir das Herz im Rachen erquicken, wenn mir meine Söhne in meinen sterbenden Tatzen versprechen würden, daß sie gegen ihre Mitthiere nicht so grausam und blutdürstig handeln wollen, als ich es, leider! gethan habe.

Also sagte ein sterbender Löwe zu einem Rehbock, der sein Beichtvater war. Dieser, der zum Glück in einer ehrlichen Haut stekte, antwortete ihm: hüte dich, die Todtentugend deiner jetzigen Stunde, zur Lebenstugend deines Geschlechtes machen zu wollen.

Der Rehbock hatte Recht. Eine lebendige Aufmerksamkeit auf das Angstwort des Großvaters hätte die jungen Löwen nur zu Augenblicksheuchlern gemacht; und Löwen, die heucheln und fressen, drücken und schaden mehr, als Löwen, die nur fressen.

— Diese Wahrheit ist wichtig —

Heucheley ist die Mutter aller Entkräftung. Ihre Kinder sind Schwächlinge, und Schwächlinge, die Gewalt haben, sind in jedem Falle drückender und gewaltthätiger, als gesunde und kraftvolle, wenn auch rohe und harte Männer.

167.
Ulo's Gesang.

Der Lechstrom unterfraß das Land, das er bespühlte, und riß jährlich viele Anker zu beyden Seiten in seinen Runz.

Ulo besang sein Verderben, aber die reichen Leute, denen das Land, das er den Ufern nahm, und in seinen Runz anlegte, zufiel, nannten Ulo einen einseitigen Mann, und behaupteten, nicht nur er, sondern auch die Uferbewohner sollen den Schachenvortheil der Reichen bey der Berechnung des Stromsschadens auch mit in Anschlag bringen, und tröstcten die dadurch leidenden Armen noch damit: das allgemeine Streben des Wassers nach Gleichgewicht mache den Strom allenthalben, wo er anschwelle, auch wieder abfliessen, und verhüte dadurch, daß sein Verderben nicht allgemein werden könne.

Ulo's Gesang war gefühlvoll. Der Schaden, den der Fluß den unglücklichen Uferbewohnern that, rührte sein Herz, und jede Zeile seines Liedes gieng wieder zum Herz. Aber als er hörte, wie die reichen Leute, denen der Strom das auf beyden Seiten abgerissene Land zuschwemmte, von den Armen, denen es genommen war, noch forderten, daß sie den Schaden, der ihnen dadurch zufloß, als eine Wohlthat der Natur erkennen und so gar lobpreisen sollten, legte er vor Rührung seines Herzens seine Flöte nieder und konnte sein Lied nicht mehr singen.

Wenn man sieht, wie Selbstsucht und Sinnlichkeit bei so vielen Reichen ihren Geist geistlos und ihr Gemüth

herzlos macht, so möchte man wohl auch fragen: Kann auch ein Reicher in das Reich Gottes eingehen? Aber die Menschennatur ist auch im Reichen höher als der Mensch (das Individuum), und das Höhere, Göttliche unsers innern Wesens liegt tiefer in uns, als selber unser Verderben. Was wir durch Gottes Gnade sind und durch sie aus uns selbst machen können, das reinigt, erhöht und veredelt alles, was wir besitzen; es macht den Reichthum, dessen Verderben uns zu Kindern der Welt macht, zu Mitteln der Kindschaft Gottes, und alles Menschensegens, der aus ihrer Hand fließt.

Die Tugend des Reichen, das Christenthum des Reichen ist, wenn es wahrhaft ist, in dem Grad eine erhabene Tugend, ein erhabenes Christenthum, als es sich aus den Fesseln, mit denen der Reichthum die Menschennatur an den Koth der Erde bindet, zu der Freiheit der Kinder Gottes erhebt.

168.

Die Biberegger Liebhaberey.

Im Städtchen Biberegg hielt der Stadtschreiber Hochgrün, am Schwörtage, nach alter Gewohnheit eine Rede von allerley schönen Dingen, die man in alten Reichsstädten an solchen Tagen einer ehrsamen Bürgerschaft herzuzählen gewohnt ist.

Ein paar Tage darauf prahlte der dicke Bürger Bandtli in der Schenke: Ja, ja, ihr Herrn! man muß doch manche Gassen durchlaufen, ehe man eine Reichsstadt findet, die einen Stadtschreiber hat, wie der unsrige ist; seine Rede war ein Meisterstück. — Nun, was hat er denn gesagt? fragte hierauf ein Fremder.

Bandtli erwiederte: wenn der Herr ein Reichsbürger wäre, so würde er das nicht fragen; dergleichen Sachen sind Liebhabereyen, wie Steine und Muscheln in den Cabinetern. Ein gemeiner Bürger, wenn er so etwas auch zehnmal hört, kann es weder behalten noch begreifen.

Wo der Stadtgeist, der vor Jahrhunderten durch eine Stadtschreiberrede belebt und erhoben worden, an einem Orte erloschen ist, wie das Licht einer abgebrannten Lampe, da kann eine ehrende Bürgerschaft in den schönsten Stadtschreiberreden nichts anders mehr finden, und versteht davon wirklich nicht mehr, als was der Bürger Bandtli in seines Stadtschreibers Rede auch fand und darinn verstand.

169.
Veraltete Ehre.

Der Preis des Wettlaufs war eine Krone, die der Schmied dem siegenden Pferde auf die Haut brannte.

Hiero hat diese Krone erhalten, und er trägt sie nun schon seit zehn Jahren auf steifen, eingerittenen Beinen umher, aber dabey ist er auf sie stolzer als er es war, da er sie verdiente.

Es ist traurig, wenn edler Stämme Nachkommen in der Erniedrigung ihrer Schwäche auf Helme, Wappen und Namen stolz sind, die ihre Väter zwar verdient, die aber gegenwärtig ihrer Verdienste halber, auf sie so wenig passen, als die Krone Hiero's auf seine lahmen Beine.

Noch trauriger, und ich möchte mehr sagen, noch — — ist es, wenn jeder Schwächling im Lande mit einem elenden Stück Geld Helme, Wappen und Namen kaufen kann, die in den guten Zeiten, in denen sie wahre Ehrensache waren, nur durch's Verdienst erworben, dazumal gar nicht um einen schnöden Pfenning feil geboten wurden.

170.
Milos Fischer-Ordnung.

Auf der ganzen Erde ist keine so gute Ordnung im Fischen, also sprach Milos, da er im Schlafrocke und in der Schlafmütze vor seinem Schlosse angelte.

Ich hörte das, und fragte seine Nachbarin, worinn diese vortreffliche Fischer-Ordnung bestehe. Sie antworteten: in nichts anderm, als daß er auf dem ganzen See das einzige Netz hat, und die Fische lieber von den Hechten fressen läßt, als uns auch zu fischen erlaubt.

Ich lebte vielseitig in Umgebungen, wo die Monopolprivilegien zu gemeinen Rechten ganzer Städte, zu Munizipalitätsprivilegien erhoben wurden, die zur Folge hatten, daß jeder einzelne Gemeindbürger eines solchen Orts gleichsam es als ein Geburtsrecht ansah, auch so im Schlafrock und unter den Fenstern in seinem Stadtteich Fische zu fangen. Aber ich habe auch erfahren, daß solche allgemeine Privilegienfischteiche, auch wenn sie im Anfange fischreich waren, leicht und oft plötzlich fischarm werden können, und daß in den Zeiten, in denen sie noch fischreich sind, gewöhnlich die pfiffigsten solcher Privilegienbürger sich nicht begnügen, den Tag über im Schlafrock und unter ihren Fenstern zu fischen, sondern vielmehr bey Nacht und Nebel den Stadtteich mit grossen Netzen ausfischen, und für die gefangenen Stadtteichfische eigene Hausteiche graben lassen, in denen sie sich denn auf jeden Fall,

wenn der Stadtfischteich auch ausgefischt seyn oder gar austrocknen würde, das Fischessen auf Kind und Kindeskinder sicher stellen, indessen sie denn den übrigen Mitbürgern, die am Stadtfischteich mit ihnen Theil hatten, es selbst überlassen, wie sie sich beim Mangel des Fischessens, dessen ihre Väter gewohnt waren, Käs und Brod und Erdäpfel zu verschaffen im Stande seyn werden.

171.
Verirrungen eines Schaaf- und eines Roßhirten.

Der Schäfer Hans wollte nicht mehr der Hirt der Schaafe, sondern der Hirt der Heerde heissen. Ich muß über die Besorgung der Heerde befehlen, aber die Knechte besorgen die Schaafe, also sagte er. Aber die Knechte besorgten sie nicht. Sie sprangen unter der Heerde herum, wie Herren-Wächter an einem Markttage unter dem Volke.

Jauch, der Roßhirt erwiederte: der Hans ist ein Narr! freylich muß ein Hirt die einzelnen Thiere besorgen. Man sehe nur, was ich thue. Und was that er dann? Er machte alle seine Hengste zu Wallachen, und band jedem weidenden Pferde die Nase mit einem kurzen Stricke an den vordern Fuß.

Also baute der Roßhirt die Erhaltung der Heerde auf die Lähmung der Kraft der Thiere, indessen der Schäfer Hans sie auf Knechtentreue baute.

Ich weiß nicht, welcher Fehler in den Haushaltungen und in Regierungsangelegenheiten der größere ist,

der Hochmuth, der die Ehre der Befehlenden in Stuffenfolgen von einander trennt, daß es, wie eine Mesalliançe, eine Schande im Land ist, wenn einer, der auf einer höhern Ehrenstuffe steht, im Geschäft, das einer, der auf einer niedern steht, auch thut, in die Hand nimmt; oder die Trägheit, die mit Gewaltsformen die Kräfte, die die Menschen zu ihrer Nahrung und Erhaltung nothwendig haben, in ihnen abschwächt und erlahmet.

Damit die Oberbehörde im Land in den Ruhbettern, die ihr auf der Stuffenfolge ihrer Gewalt, ihrer Untergebenen halber, so ruhig schlafen können, als der Roßhirt seiner Pferde halber, deren Nasen er mit einem kurzen Strick an den vordern Fuß band.

172.

Bürgereinfalt und Kabinetsweisheit.

Als die Reichsstadt Krautmarkt königlich wurde, befahl die neue Regierung, ein paar Bürgergassen abzutragen, um für ein künftig zu erbauendes Stadt-Haus genugsam Plaz zu finden. Der alte Bürgerrath meynte freylich, es wäre noch Zeit mit dem Abtragen der Bürgergassen, wenn das Geld zum neuen Stadthause wirklich bey der Hand wäre; aber der neue Stadt-Chef fand, die Umstände fordern auch, unabhängend vom Stadthause, die Abtragung einiger im Wege stehender, alter Bürgerhäuser, eben wie die Abtragung einiger, im Wege stehender, alter Bürgergesinnungen.

Es scheint, der neue Stadt-Chef habe mit seinem Befehl, die Bürgergassen abzutragen, der löblichen Bürgerschaft vorläufig den Puls darüber greifen wollen, wie weit die alten, jezt nicht mehr passenden Bürgergesinnungen darinn schon wirklich abgetragen seyen.

173.

Teufels-Sorgen.

Der Kuttenteufel sagte zum Ohne-Hosenteufel: du bringst mich mit deiner Ohnehosenbarbarey um das alte Recht meiner Kuttenbarbarey.

Siehst du denn nicht, antwortete dieser, daß ich mit dem vorübergehenden Sturme meiner Ohnehosenbarbarey nichts anders treibe, und nichts anders suche, als das alte Recht deiner Kuttenbarbarey wieder herzustellen.

Sey nicht furchtsam, Kuttenteufel! sagte der Satan, ich bin dir Bürge dafür, der Ohnehosenteufel arbeitet für dich und in deinem Dienste.

Ein Bauer, der dem Unwesen der Kutten- und der Ohnehosen-Barbarey gleich gram war, sagte spottend: in unserm Dorfe würde sich kein Mensch, wie dieser dumme Teufel, darüber zanken; es weiß ja jedermann, daß die Kuttenbrüder von allen Farben keine Hosen tragen.

174.

Der Schmiedjunge und die Zange.

Ein Schmiedjunge traute auf seine eiserne Hand, und verachtete die Zange, wie der Junker Wildhans das Evangelium.

Aber einmal verbrannte er sich seine Hand bis aufs Mark; seitdem faßt er auch das kalte Eisen mit der liebgewordenen Zange an; und seitdem Junker Wildhaus erfahren hat, daß auch das Volk brennt, faßt er dasselbe, so sehr er das Evangelium forthin verachtet, eben so mit Capucinaden.

Es sind schlimme Zeiten für ein Volk, wenn seine edlere Natur an dem glühenden Eisen des Unglaubens bis aufs Mark verbrennt wird; aber sie sind nicht weniger schlimm, wenn im persönlichen Unglauben bis zur höchsten Verstockung verhärtete Männer, die aber ihre Selbstsucht durch den Volksunglauben gefährdet achten, demselben jezt als seine Glaubensführer und Glaubenseiferer mit Kreuz und Fahne, großen Rosenkränzen in den Händen und geweihten Skapuliren unter dem Brusttuch, in feyerlichen Umzügen vorhergehen.

175.

Der Löwe und der Thiere Erleuchtung.

Seine Thiere wurden immer dümmer. Aber der oberste Kauz behauptete dennoch, der Löwe sey der Thiere Erleuchtung gar nicht entgegen. Er hatte recht.

Er war der Erleuchtung des obersten Kautzen, so wie derjenigen vielerley Dienst- und Gewaltsthiere gar nicht entgegen; er trachtete nur zu verhüten, daß die Erleuchtung der niedern und gemeinen Thiergeschlechter den edlern und stärkern Thieren auf keine Weise beschwerlich falle, und in den Vorzügen, die ihnen vermög ihrer höhern Natur zukommen, einigen Eintrag thun. Er wollte auf diese Art die Erleuchtung der höhern und der niederern Thiere in gehörige Uebereinstimmung bringen.

Es gibt Versuche, gewisse heterogene Gegenstände mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, die die gleiche Wirkung hervorbringen, wie das Wasser, wenn man das Feuer mit ihm auslöscht, oder das Feuer, wenn man das Wasser durch seine Gewalt ausdünsten macht. Beydes geschieht wirklich durch den innigsten Zusammenhang der Naturen von beyden und das tiefste Eindringen der einen in die andere.

176.

Die unglükliche Halb-Aufklärung.

Die Kinder Israels durften unter dem Pharao in ihrer Dienstbarkeit weder das Hebeisen, noch die Winde, noch den Schubkarren gebrauchen. Dieses alles war gegen sie ein gesezliches Vorrecht der Egyptier.

Aber zu Moses Zeiten fiengen die Juden an, sich über das Unrecht und die Thorheit dieser egyptischen Einrichtungen unter einander zu besprechen.

Das hießen die Egyptier eine unglückliche Halb-Aufklärung, wodurch sich das elende Volk nur die gesezlichen Schranken seines Standes zur Last machen und sonst nichts gewinnen werde.

Und eine Tradition sagt: „Moses habe den Egyptier eben bey einem Streite über das Recht der Aufklärung, das heißt, über das Recht zum Gebrauch des Hebeisens, der Winde und des Schubkarrens erschlagen."

Ich kann diese, mir vor vierzig Jahren wahrlich aus gutem Herzen geflossene Rubrik von den Ansprüchen des Mannes Gottes, Moses an die wahre Volksaufklärung nicht stehen lassen, ohne mich über diesen Gegenstand, wie er mir jezt nach so langer Zeit, zwar in gleichen Gesichtspunkten, aber mit etwas mehr Bestimmtheit, als damals ins Aug fällt, zu äußern. Wer Mensch ist, und als Mensch zu einem gottesfürchtigen verständigen und in der Liebe thätigen Leben auferzogen werden soll, der hat unum-

gänglich nöthig, in und durch die Erziehung alle menschliche Handbietung und Sorgfalt zu genießen, die zur Erzielung dieses Zweckes erforderlich sind. Offenbar ist das Wesen der wahren Volksaufklärung durch dieses allgemeine Fundament der Bildungsbedürfnisse des Menschengeschlechts bestimmt, und die ächte Volksaufklärung, die aus diesem Bedürfniß hervorgeht, führt durch ihr Wesen nothwendig zum Beten, Denken und Arbeiten, und zwar zu einem gefühlvollen, herzlichen Beten, zu einem kraftvollen, richtigen Denken, und zu einem verständigen und gewandten Arbeiten, folglich auch zum Einüben aller Fertigkeiten und Kenntnisse, so wie zum Habituelmachen der Anstrengungs-, Ausharrungs- und Ueberwindungskräfte, welche alles, aus den ersten Bedürfnissen der Menschennatur hervorgehende Beten, Denken und Arbeiten anspricht und voraussezt. Diese Art von Volksaufklärung, die indessen die einzige wahre ist, muß ihrer Natur nach jedermann, dem ein menschliches Herz im Busen schlägt, lieb und werth seyn. Jeder Vater und jede Mutter, denen das Wohl ihrer Kinder, und jede Landesbehörde, der das Wohl ihrer Angehörigen am Herzen liegt, kann keine größere Angelegenheit haben, als diese Volksaufklärung in ihrem Kreise mit den Mitteln, die in ihrer Hand sind, zu fördern. Aber das Unglück der Zeit, unsre Verkünstlung, hat den guten Namen, Volksaufklärung, einem Unding gegeben, das im eigentlichen Verstand der bestimmteste Gegensatz aller wahren Aufklärung und das größte Hinderniß ist, welches das Verderben der Zeit ihr in den Weg legt. Sie hat ihn, diesen guten Namen, ihrem angebeteten Götzen, der

Halbaufklärung gegeben, und diese hat durch die Reize und Umtriebe ihres Verderbens in der Maßa der Völker so viel als alles das ausgelöscht, woraus das einzige, wahre Fundament der ächten Volksaufklärung, die Vereinigung der Gottesfurcht und Menschenliebe mit den wesentlichen Bildungsmitteln der häuslichen und bürgerlichen Weisheit und Kraft, und der ganze Umfang ihrer Seegensfolgen allein hervorzugehen vermag. Diese Halbaufklärung geht aus dem Zeitdrange, viel Unnützes und Segenloses, wenn auch nur oberflächlich und schlecht zu wissen und zu können, hervor, und steht mit dem Anspruch der wahren Aufklärung, das was einem jeden Menschen nothwendig und segensreich ist, wenn auch beschränkt, recht zu wissen und recht zu können, im entscheidensten Widerspruche; und es ist unstreitig, so wie die Halbaufklärung das kraftvollste Mittel ist, den Segen der wahren Aufklärung im Volke zu zernichten, so ist hinwieder die wahre Aufklärung das wesentliche und kraftvollste Mittel, dem Verderben der Halbaufklärung im Volke Einhalt zu thun. Aus dieser Ansicht geht dann aber auch unstreitig hervor, wer den wesentlichen Bildungsmitteln der wahren Aufklärung entgegenwirkt, der fördert dadurch das Verderben der Halbaufklärung im ganzen Umfange seiner Wirkung. Es geht daraus unstreitig hervor, wer immer die einfachen und reinen Erleichterungsmitteln der menschlichen Denk- und Kunstkraft als im Allgemeinen für das Volk nicht anwendbar und seiner Erziehung selber nachtheilig erklärt, der erklärt auch zugleich die Bildungsmittel der menschlichen Kräfte, durch

deren Entfaltung und Belebung der Segenseinfluß des Glaubens und der Liebe allein in thatsächliche Beweise ihrer Reinheit und Wahrheit, in Thaten der Liebe, des Erbarmens, in Handlungen der Hülfe und Handbietung, in allen Leiden unsers Geschlechts hinüberzugehen vermag, als im Allgemeinen für die Massa des Volks unanwendbar und sogar der Volkserziehung, als solche, nachtheilig. Aber kann das ein Mensch, der reines Herzens ist? Darf das ein Christ, der in Christo alle seine Mitmenschen als seine Brüder erklärt? Nein, er kann, er darf das nicht. Mit der Erklärung, daß die Erleichterungsmittel des richtigen Denkens und des nöthigen Kunstfleisses für die Masse des Volks nicht anwendbar und ihr im Gegentheil als nachtheilig vorenthalten werden müssen, wäre der Weg zu der Finsterniß der egyptischen Dienstbarkeit ohne Widerrede vollkommen auf gutem Fuße angebahnt. Der Grundsatz, daß die Erleuchterungsmittel des richtigen Denkens und des nöthigen Könnens dem niedern Volk nur die gesezlichen Schranken seines Standes zur Last machen und ihm sonst nichts helfen würden, wäre mit dem Grundsatze, daß der Gebrauch des Schubkarrens, des Hebeisens und der Winde bey dem Volk Israel diese und keine andere Wirkung haben würde, in vollkommener Uebereinstimmung. Aber im Christenland wird es, wills Gott! nicht dahin kommen. Wir werden, wills Gott! in Ewigkeit nie keinen Moses nöthig haben, der die Kinder Israel aus den bösen Schranken der egyptischen Finsterniß erlöst, und sie im gelobten Lande nicht nur zum freyen Gebrauche des Hebeisens, des Schubkarrens und der Winde, sondern selber zum freyen

Gebrauche aller Erleichterungsmittel des richtigen Denkens, des frommen und edlen Forschens in ihrem heiligen Glauben und des verständigen und gebildeten Handels und Wandels im häuslichen und bürgerlichen Leben und zu allen Segnungen hingeführt, die ein freyer Spielraum der gebildeten Kräfte unsrer Natur dem Menschengeschlecht allgemein gewährt.

177.
Die Bärenaufklärung.

Da sieht man jezt, was es mit der Aufklärung für eine herrliche Sache ist; würde man doch alles lassen, wie es ist, und den Bär im Walde! — also sprach Momus, als Petz, der erste der Tanzbären, seinen Führer mit Haut und Haaren fraß.

Aber Momus vergaß, daß der gefressene Bärenführer nicht der Mann war, der den Petz tanzen gelehrt, sondern sein Knecht, den dieser einige Wochen vor seinem Tode in seinen Dienst nahm. Dieser wollte sich das Bärenführerhandwerk bequemlicher machen, als es sein Vorfahrer betrieb. Dafür legte er dem Bären einen weit größern Ring an die Nase, als er vorher trug, prügelte ihn untreulich, da er den ersten murrenden Laut über diese Neuerung im an der Nase führen gab, und stieß überhaupt alle Tage unvernünftiger gegen die Natur des armen Thieres an, das er an der Kette hatte. Dieses trug es eine ziemliche Zeit geduldig und gieng nur mißmuthig und kopf-

hängend hinter dem neuen bösen Meister her; aber da er es einmal in einem Augenblick, in dem es eben so mißmuthig und trübsinnig hinter ihm einher gieng, mit seiner Kette so stark an der Nase riß, daß es blutete, ward der Bär plözlich wüthend; die ganze Kunstschwäche seiner Sclavengeduld verschwand jezt in ihm; er fuhr wie ein angeschoßner Waldbär auf den Jäger, der ihn nur halb getroffen, auf seinen Meister und zerriß ihn.

Man kann auch die wildesten Thiere zur höchsten Unnatur im Dienstgebrauch ihrer Kräfte hinführen; aber je weiter man diese Verkünstlungsgaukeleyen mit ihnen treibt, desto sorgfältiger muß man auch verhüten, daß die Schwachheitsgrimaçen, die man ihnen zur andern Natur gemacht, ihrer ursprünglichen Natur nicht plözlich Platz machen, und dadurch Unglücke veranlassen, die auf keine Weise wieder gut gemacht werden können.

178.

Der Wind und der Schiffer.

Wenn ich hinauf will, so wehest du hinab, und wenn ich hinab will, so wehest du hinauf — also sprach der Schiffer für gut derb zum Windegott Aerlus.

Weißt du was? erwiederte dieser. Wenn ich hinab blase, so fahre du hinab, und wenn ich hinaufblase, so fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht, und findest du mich dennoch dir entgegen, so arbeite du gegen mich, wie ich gegen dich.

Man kann Naturkräfte nicht mit Geschwazwerk zurückdrängen, man muß sie mit Fleiß und Arbeit zu überwinden suchen. Kräfte können nur durch Kräfte besiegt werden. Selber der Wind kann nur durch einen andern Wind und durchaus nicht durch eine Theorie vom Winde, und noch weniger durch einen Befehl, daß ein anderer Wind wehen solle, besiegt werden.

179.

Meine Angst vor dem Hunde.
(Ein Traum.)

Mit der Kette am Hals, aber nicht angeschlossen, legte der Bullenbeißer Tiran seinen Kopf schmeichelnd auf meinen Schooß; als eben ein Thor aufgieng, und ein Bär aus einer Scheune hervorkam.

Augenblicklich entstand ein Geschrei: mit den Hunden an die Ketten! man wollte den Bären ohne einen blutigen Kampf mit ihnen zum Thor hinauslocken. Die Knechte liefen auf allen Seiten gegen Sultan, der frei im Hof herumlief. An Tiran, der auf meinem Schooße lag, dachte Niemand. Indessen stutzte dieser die Ohren, und hielt den Kopf gegen den Bären in die Höhe.

Ich griff schnell an seinen Halsring, und hell wie die Wahrheit lag der Gedanke in meiner Seele, du mußt mit deiner Hand vom Halsring weg, das Ende der Kette anfassen, und ihn anschließen; aber ich vermochte es nicht, meine Hand war wie am Halsringe des Hundes angestarrt. Entsetzen durchfuhr mich, und ich erwachte am ganzen Leibe bebend.

Ich träumte das wirklich, und ein kalter Schweiß triefte wirklich von meiner Stirne herab, als ich erwachte. Auch war der Eindruck, den der Traum auf mich machte, sehr groß. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu mir sagen, er ist eine Folge der Umstände, in denen ich lebe.

Es zeigten sich nämlich in dieser Zeit Volksbewegungen in meiner Nähe, die mich beunruhigten. Ich schrieb auch den Traum dieser Unruhe zu. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu mir selber sagen: es hat mir nicht umsonst geträumt, und es muß mir nicht umsonst geträumt haben. Ich mußte mir denken, der Traum solle und wolle mir sagen: die Gemein-Kraft eines Volks, das, aus welcher Ursache es auch immer sei, lebendig zur Selbsthülfe gereizt, leidenschaftlich in Bewegung geräth, sei so schwer vor den äußersten Ausbrüchen der thierischen Verwilderung zu bewahren und an den Ketten der Vernunft und der Ordnung, die diese gebiethet, fest zu halten, als es mir im Traum schwer schien, den Bullenbeißer, der mir schmeichelnd auf dem Schooße lag, bei der Erscheinung des Bären an die Kette zu legen, an die ich ihn, vor Angst und Furcht zitternd anzulegen suchte. Ich mußte mir sagen, träume sich doch Niemand unter solchen Umständen, ein sinnlich lebendig bewegtes Volk in die Schranken zu lenken und in den Schranken zu erhalten, die erforderlich sind, und dahin wirken, daß die Aeußerungen und Ausbrüche des belebten Strebens nach Selbsthülfe nicht das Heilige der Fundamente untergraben, auf denen alle wahren Segensgenießungen des Volks ruhen. Aber diese Erklärung befriedigte mich noch nicht; ich fühlte tief, es brauche hiefür eine Gewaltkraft, die weder in dem Einfluß der Masse des Volks auf seine Individuen, noch von dem Einfluß einzelner Individuen auf die Masse des Volks zu erwarten sind. Ich fühlte tief, daß ich, um über diesen Gegenstand in mir einig zu werden, in mich selbst gehen, und die Mittel, wie einem Volke

unter diesen Umständen zu helfen sei, in mir selbst suchen müsse. Ich gieng in mich selbst und fragte mich: wenn das thierische Streben nach Selbsthülfe so lebendig in mir gereizt wird, wie das bei dem Bullenbeißer, der mir auf dem Schooße lag, als er den wilden Bären plötzlich erblickte, der Fall war, was muß ich denn thun, um nicht der in einem solchen Augenblicke in mir selbst so lebendig belebten, thierischen Selbstsucht zu unterliegen? Ich konnte nicht anders, ich mußte mir antworten: es sei nur durch den, in mir selbst wahrhaft belebten, göttlichen Glauben, und die in mir selbst wahrhaft belebte, göttliche Liebe möglich. Damit aber schien mir auch das Problem völlig aufgelöst, wie es möglich sei, ein Volk vor den Ausbrüchen der Rohheit, welche die Reitze der sinnlich belebten Gemeinkraft im Streben nach Selbsthülfe im Menschen allgemein erzeugen, zu bewahren. Es war mir vollkommen heiter, daß dieses nur durch Mittel geschehen könne, welche auf der einen Seite der Erscheinung diese Reitze, auf der andern der Empfänglichkeit des Volks, von ihnen verführt zu werden, zum voraus vorbeugen. Es war mir vollkommen heiter, dieses sey nur durch psychologische, tief in das Wesen der Menschennatur eingreifende, Mittel der wahren Veredlung des Menschengeschlechts, es sei nur durch eine, von dem einzelnen Falle eines solchen Empörungsaugenblicks ganz unabhängend in's Aug gefaßte Bildung des Volks zu einer allgemeinen, durch Gottesfurcht gereinigten und geheiligten Menschenliebe zu erreichen möglich. —

180.
Der Hirt und das Schaaf.

Dieser Zustand ist unleidentlich, sagte ein Schaaf, da es aus einer reinen Heerde in eine angesteckte versetzt wurde.

Der Hirt antwortete ihm: ich will dich gerne besonders versorgen, aber sage doch den andern Schaafen nicht, daß du ihren Zustand unerträglich findest.

Hierauf erwiederte das Schaaf, wenn ich ein eigensüchtiger Hund wäre, so würde mir deine Antwort behagen, da ich aber ein Schaaf bin, so finde ich sie abscheulich.

Hirt. Gutes Thier! überlege es doch, die Heerde fühlt ja nicht einmal, daß ihr etwas fehlt.

Schaaf. Wenn ich auch keinen Grund hätte, der Heerde ihre Gefahr nicht zu verhehlen, so wäre mir dieser genug, daß sie dieselbe nicht einmal kennt.

Hirt. Deine Grundsätze sind der Heerde selber verderblich.

Schaaf. Vielleicht; aber sicher nur in so weit du ein schlechter Hirt bist.

Hirt. Du thust mir unrecht; ich bin um deswillen, was ich dir anbiethe, gewiß kein schlechter Hirt. Hundert andere Thiere würden mir dafür danken.

Schaaf. Das weiß ich wohl; aber es gibt auch hundert Thiere, denen das Herz im Leibe gar nicht ob allem dem zittert, was mir das meinige zittern macht.

Auch unter den Menschen sind die Urtheile und Meinungen über Privilegien und Ausnahmgesetze sehr ungleich.

Was diesfalls einigen derselben das Herz im Leibe zittern macht, finden andere sehr rechtmäßig, oder wenigstens in Rücksicht auf seinen Schaden unbedeutend.

181.
Der Zankapfel.

Affenkinder baten ihren Vater um einige Aepfel aus dem Vorrathe, den er vor ihnen verborgen hatte. Er antwortete ihnen: ihr seid mir lieb, aber der große Jupiter hat euch Hände und Füße gegeben, wie mir, also seht, wie ihr selbst Aepfel findet. — Indessen warf er ihnen einen, aber nur einen dar.

Sie zerrißen sich ob demselben alle mit einander die Haut.

Das sind böse Thiere, diese Affenkinder, daß sie einander ob diesem Apfel so herumzausen, aber ich frage mich doch: warum sind sie so böse Thiere? und muß mir antworten: sie sind es nur, weil ihr Vater ein Affe und ein Narr ist; wäre er das nicht, so würde er gewußt haben, daß wenn man Zankäpfel selber unter die Menschen wirft, dieses ein Mittel ist, sie ganz gewiß zu viel schlechtern Menschen zu machen, als sie ohne diese, ihnen zugeworfenen Aepfel gewiß nicht geworden wären.

Es freute indessen den alten Affen, zu sehen, wie sich seine Jungen darüber zerkratzten. In seiner Affenseele, in der er sich keine andere Thierkraft, als eine Affenkraft zu denken vermochte, stellte er sich vor, indem sie sich also da-

für zerkratzen, stärken sie sich die Kräfte, die sie nöthig haben, sich in Zukunft auch selber Aepfel und was sie sonst alles bedürfen, zu verschaffen, wodurch denn auch die Gründe, weiter für sie zu sorgen, von selbst wegfallen werden.

182.

Ein alter Elephant.

Er war eben nicht der klügste aus seinem Geschlechte aber er bekam dennoch wegen der Ordnung, die er unter den Thieren eines kleinen Bezirks hatte, einen so guten Namen, daß ihn die Thiere eines großen Landes baten: werde unser König.

Er wollte im Anfange nicht, und sagte: ich will bei meinen alten Thieren leben und sterben. — Aber auch diese baten ihn und sagten: nimm die Ehre an und werde ein König.

Er that es endlich, aber die Folge davon war, die Thiere des alten Bezirks verloren einen Führer, mit dem sie zufrieden waren, und die Thiere des großen Landes bekamen einen, mit dem sie unzufrieden werden mußten.

Das alte Thier war zu kleinlich für ein Königreich, aber durch sein Königreich zugleich auch unfähig, seinen alten Forst so ordentlich und sorgfältig zu verwalten, als er es vorher gethan.

Das Sprichwort ist sehr wahr: man muß einen alten Baum nicht leicht versetzen — thut man es, so sterben hun-

derte gegen einen, der sich dabey beym Leben erhaltet. Mit dem alten Menschen aus ihrem gewohnten Lebensgange wegzunehmen und sie in einen andern zu versetzen, ist es das Nämliche. Man stellt das Gute, das sie sich durch ihr Leben eingeübt und jezt wohl können, still, und macht ihnen etwas Gutes zur Pflicht, das sie sich erst jezt einüben sollten und nicht mehr wohl einüben können. Der Fehler ist auffallend, obgleich die Uebung an vielen Orten ziemlich allgemein ist, auf gute Pfründe gewöhnlich sehr alte Pfarrer hinzuschicken. Wahrlich das Bleiben bey den Seinigen, bis der Tod uns scheidet, ist in tausend Verhältnissen des Lebens eine heilige Sache. Der Pfenning ist nirgend mehr werth, als wo er geschlagen worden, und das ist noch am meisten von einem alten, abgeschliffenen Pfenning wahr. Auch schwache Menschen von wenig Anlagen kommen in Sachen, die sie durch ihr Leben immer betrieben, zu einer Art von Gewandtheit und Vollendung; sie werden aber durch ihr Alter in eben dem Grad zu allem dem, was sie durch ihr Leben nie betrieben, unfähiger.

170.

Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer.

Im Lande *** war noch weder Elle, noch Maas, noch Gewicht eingerichtet. Das bloße Augenmaas bestimmte allen Verkehr, und wer kein gutes hatte, der irrte sich täglich.

Diesem Uebel abzuhelfen, rieth ein Mann, der die Auswelt gesehen hatte, dem Volke an, Maas und Gewicht im Lande einzuführen. Aber die Leute, die ein gutes Augenmaas hatten, beschwerten sich darüber, und sagten unter einander: sollen wir es dulden, daß uns dadurch alle Vortheile entrissen werden, die uns das Uebergewicht unsrer Naturgaben, unsers Fleißes und unsrer Erfahrungen bisher zugesichert haben, und soll zugleich auch der Reiz des Selbstdenkens und Selbstforschens durch dergleichen Kunststücke, um der Dummheit und der Trägheit willen, also unter uns vermindert werden?

Alles Volk gab ihnen Beifall. Unsere Alten hatten ja auch weder Pfund, noch Elle, noch Eimer, und doch giengs besser als jezt, also sagte die blinde Menge. Einige Schlauen setzten hinzu, und das Volk sprach ihnen nach:

„wenn von der Hülfe und Sorgfalt, die man den Armen und Schwachen im Lande schuldig seyn mag, die Rede ist, so ist ein freundliches Wort von einem gutmüthigen Menschen, der ein scharfes Auge hat,

für dergleichen Leute unendlich mehr werth, als alle diese Kunststücke, die man ihnen ja auch verfälschen kann."

In der alten, treuen, frommen, unverfänglichen Zeit waren die Geseze in den meisten Ländern vielseitig unbestimmt und die Willkühr der Richter sehr groß. Aber diese waren im Allgemeinen einfach, fromm und treu, eben wie das Volk. Sie waren im Allgemeinen Freunde des Volks, Volksmänner, ohne Falschheit und ohne verfängliche Kunstumtriebe. Aber da die Zeiten sich änderten und eine verfängliche Gerechtigkeitskunst im Lande allgemein wurde, wie der nasse Boden beym anhaltenden Regen, fühlte jedermann, der seinen Kopf und sein Herz am rechten Fleck hatte, die Nothwendigkeit, die für die Unschuld der Vorzeit passenden Landesgeseze in solche, die für die Verfänglichkeit der gegenwärtigen Zeit passen, zu umwandeln. Aber es gieng mit diesem Umwandlungsprojekte eben so, wie mit dem Projekte, Elle, Maas und Gewicht im Lande einzuführen, wo sie vorher nicht eingeführt waren. Jedermann im Land, dem die Unbestimmtheit der Gesetze dazu diente, seinen Beutel zu füllen und seine Leidenschaften zu befriedigen, that, was er immer konnte, die Einführung dieses Projekts zu verhüten, eben wie jedermann im Lande *** seinen Beutel damit spicken könnte, daß weder Elle, noch Maas, noch Gewicht darinn eingeführt waren, auch alles that, diese Einführung zu verhüten.

184.

Heidensorgen.

Da einst die blinden Heiden in *** zur Erkenntniß des einigen wahren Gottes gelangen wollten, jammerten die meisten alten Leute, was doch ihrem Lande für ein großes Unglück bevorstehe, und sogar diejenigen von ihnen, die den Unsinn ihres alten Molochdienstes ganz bekannten, behaupteten dennoch, die unglücklichen, neuerungssüchtigen Menschen werden sich mit ihrem neuen Gotte und mit aller seiner Wahrheit doch den Felsen ihres Heils, die Stützen ihres häuslichen Glücks untergraben, und Mord und Raub und Brand werde die unfehlbare Folge dieses so unglücklich einreissenden Aufklärungsfiebers seyn.

Diesen ängstlichen Alten antwortete die muthvollere Jugend: Ha! wenn wir schon aufhören werden, den Moloch zu verehren, so werden wir um deßwillen doch nicht uns auch die Hälse abschneiden müssen.

Ja! ja! sagten die ängstlichen Alten, so dachten wir auch, da wir noch jung waren, und so denken alle guten Menschen, bis sie durch Alter und Erfahrung zur Ueberzeugung gelangt sind, daß das irgend von einer Molochsfurcht entledigte menschliche Herz nicht anders kann, als zu Raub, Mord und Brand hinlenken.

Die jungen Leute erwiederten: es ist freilich wahr, wenn man irgend einen Moloch verabschiedet, so muß man in diesem, wie in jedem Falle, wo die Menschen durch Umstände gereizt werden könnten, das Kind mit dem Bade

auszuschütten, die Gelüste nach bürgerlicher Verwilderung durch gute Gesetze zu verhüten trachten.

O du allmächtiger Moloch! was müssen wir noch erleben, erwiederten die Alten, ihr wollet also euere Glaubensschwärmereyen noch mit Bürgerschwärmereyen übertünchen. Aber ihr werdet wohl erfahren, wohin das führt; ohne den Moloch und ohne seinen feurigen Ofen sind alle bürgerlichen Gesetze nur Täuschung, Schein und eitles Blendwerk.

Die muntere Jugend erwiederte: so lange ihr den Moloch verehrt und seine Unmenschlichkeiten euer höchstes Gesez und die oberste Richtschnur eures Fühlens, Denkens und Handelns ist, so dürft ihr nicht von guten bürgerlichen Gesetzen reden; ihr habt keine, und könnet keine haben, die euch ihrer Zwecke halber sicher stellen. Bey seinem Dienste sind alle bürgerlichen Gesetze für euch Spinnengewebe, durch die jeder Käfer, der auch nur so groß als eine Bohne ist, durchschlüpft und in denen nur völlig gewichtlose Fliegen hangen bleiben. Ihr redet also von dem, was gute Gesetze im Lande leisten können, wie die Blinden von den Farben, und könnet durchaus nicht wissen, was eine gute, mit der Menschennatur wahrhaft übereinstimmende Gesezgebung wirken würde, wenn sie einmal da wäre.

Diese Heidensorgen betreffen einen Punkt, den freilich die alten Molochsdiener zu schwer, aber auch die jungen ganz gewiß zu leicht ins Aug' gefaßt haben. Die Aeusserungen dieser jungen Heiden könnten in unsern Tagen

Mißverständnisse erzeugen. Es kann zwar gegenwärtig in unserm Welttheil nicht mehr vom Uebergang der Völker von einer Heidenreligion zur christlichen, wohl aber vom Uebergang eines christlichen Volks von den Glaubensmeynungen einer christlichen Parthey zu denjenigen einer andern die Rede seyn; indessen ist die Sache eines jeden Uebergangs von religiösen Meynungen zu andern in jedem Falle eine sehr kizliche Sache, und das noch in dem Grad, als er auf der einen Seite ernstlich gemeynt, auf der andern Seite menschlich, künstlich und lebendig betrieben wird.

Man muß seinen Boden um sich her wohl kennen, wenn man es wagen will, irgend einer menschlichen Betriebsamkeit für die öffentliche Aenderung religiöser Meinungen unter dem Schilde eines heiligen Eifers für allein seligmachende Glaubenswahrheiten Theil zu nehmen und ihnen das Wort zu reden. Das innere Wesen des wahren Glaubens, der das Herz des Menschen reinigt und ihm göttliche Kraft zu allem Göttlichen verleiht, ist eine Kraft, die über den Schall und den Ton menschlicher Meinungen, Ausdrücke und Wortfügungen unendlich erhaben, auch von aller Wortdeutlichkeit und Erklärungsbestimmtheit, ganz unabhängend, die Menschennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte sie heiligend ergreift. Als Meinung, als menschlich bestimmte, als menschlich gemodelte, gesiebte und decretirte Wahrheit, ist jede religiöse Ansicht nur eine todte Schaale des innern Wesens der Religion, des wahren Glaubens. Und es ist nur die innere Reinheit der göttlichen Gewalt, mit der die Menschennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte für das innere Wesen irgend einer mensch-

lich ausgesprochenen Glaubenswahrheit ergriffen wird, wodurch ihr diese Glaubenswahrheit individualiter zum Fundament seines wahren, ihn wirklich seligmachenden Glaubens wird. Aber in diesem Falle wird dem, durch seinen Glauben wahrhaft veredelten Menschen freilich auch die menschliche Schaale, in der ihm das innere Wesen seines Glaubens von Jugend auf beygebracht und zu einem heiligen, göttlichen und göttlich wahren Wesen eingeübt worden, an sich selbst heilig und in ihm selbst in der Ansicht ihres Heiligthums unverlezlich. Ein solcher Mensch denkt sich das heilige Fundament seiner innern Veredlung in jedem Fall in den ihm menschlich gegebenen Namen, Wortfügungen und Bildern seiner kirchlichen Glaubenslehren im innigsten Zusammenhange. Es ist desnahen offenbar, mit welcher Schonung und Zartheit auch die Irrthümer jeder von Jugend auf dem Menschen beigebrachten, religiösen Meinung, d. i. auch die Flecken der Schaale, mit der ihr inneres, segnendes Wesen dem Menschen menschlich in die Hand gelegt worden, behandelt werden muß. Wahrlich, es ist in dieser Rücksicht ein großes Wort: wehe dem, der Aergerniß gibt. — Und ich muß aufrichtig sagen, es ligt in der Ansicht der alten Molochsdiener, die in Rücksicht auf den Uebergang aus dem Heidenthum zu einer wahren, aber ihnen noch nicht durch die Erfahrung bekannten Religion ein achtungsvolles Fundament, das weit aus mehr psychologischem Takt verachtet, als der schonungslose, und ich möchte beynahe sagen, unchristliche Worteifer, mit dem diese heidnische Jugend ihren menschlichen Muth zu ihrem Uebergang ausgedrükt hat und ihm das Wort redet.

185.

Der Streit einer Bande.

Nein! die Hälfte unsers Raubs lassen wir dir nicht mehr, und bei Sachen, wo Leib und Leben darauf stehen, mußt du mit uns zu Rathe gehen.

Also sprach einst eine Räuberbande zu ihrem Führer.

Dieser antwortete kalt und entschlossen: thut was ihr wollt, aber wenn ihr mir die Mittel entzieht, alles, was uns dienen kann, auszukundschaften, und zu veranstalten, so seht denn, was ihr forthin zu theilen haben werdet; und mich mit euch zu berathen, über das, was uns einträglich werden soll, heißt in meinen Augen eben so viel als machen, daß uns alles fehlschlage, was uns einträglich werden könnte; wenn es aber euch nicht mehr behagt, euch von eurem Führer meistern zu lassen, so seht denn, ob es euch besser behage, euch vom Henker meistern zu lassen.

Seine Kameraden erwiederten: etwas folgen wollen wir auch, aber zu viel ist zu viel; du treibst Recht und Ordnung bey uns über alle Maaßen.

Nichts! Nichts! antwortete dieser, wenn ich unter euch bleiben soll, so muß alles forthin seyn und bestehen, wie es jezt ist; ich thue es nicht anders, und den ersten, der sich widersezt, schieße ich vor den Kopf.

Was? Was? riefen die Andern, wenn's Schießen gilt, so können wir auch schießen, und unser sind viel. — Doch sie schoßen nicht, und der Chef schoß auch nicht; aber alles gieng unzufrieden aus einander, und Nerin der im

Walde aufgewachsen, noch keine Ordnung und kein Recht in der Welt kannte, als die Ordnung und das Recht ihrer Bande, schlich sich einsam in's Gebüsche, staunte über sein Leben, und sagte endlich zu sich selbst: Unser Handwerk muß wohl selber nichts taugen, da wir uns über die Art, dasselbe zu treiben, so schwer vereinigen können.

Ein Philosoph, der zufälligerweise auf seinem Spaziergange dahin verirrte, hörte den unschuldigen Dieb, und rief ihm durch den Strauch zu: rem acu tedigisti! Ihr könnt euch über das Treiben eures Handwerks eben darum nicht vergleichen, weil es nichts taugt.

Lachend antwortete ihm Nerin: wenn du so Bescheid weißest, so sag mir zugleich auch, was müssen wir denn thun? Diese Frage machte den Philosophen einen Augenblick verlegen, doch er besann sich, und rief ihm zurück: ihr müßt, denke ich, aufhören Unrecht thun, und lernen Recht thun.

Und ich denke, erwiederte der Dieb, unsere Bande wird das weder können noch wollen.

Der Philosoph: Ich sagte es auch nicht der Bande, ich sage es dir.

Diese Auszeichnung freute den Nerin. Er trat aus dem Gebüsche hervor, und sagte zu dem Philosophen: Höre! ich habe längst gewünscht, einen Menschen zu finden, der glauben könnte, ich sei auch einer.

Du hast einen gefunden, antwortete dieser. Nerin setzte sich zu ihm hin, und der Philosoph fand in ihm eine Reinheit des Herzens, einen Glauben an sich selbst, eine Anhänglichkeit an jeden Zug der Gutmüthigkeit, eine Auf-

merksamkeit auf jede Aeußerung von Wahrheit und Recht, und einen Tiefblick ins menschliche Herz, den er im bürgerlichen Leben selten gefunden hatte.

Nach einer Stunde warf sich der wilde Jüngling, mit einer Zähre im Auge, in die Arme des weisen Bürgers, und sie blieben von dieser Stunde an ungetrennte Freunde.

Ich kann bei dieser Rubrik mich nicht enthalten, die Bemerkung zu wiederholen, die beynahe allgemein anerkantn, aber auch eben so allgemein ohne große, gute Folgen als wahr anerkannt wird, daß nämlich aus Mangel von genugsamer Sorgfalt für die innere Veredlung der wesentlichsten bürgerlichen Einrichtungen zahllose gute Kräfte der Menschennatur verloren gehen, und selber erhabene Kräfte die beim tiefern Eingreifen der bürgerlichen Einrichtungen in die wesentlichen Fundamente der Veredlung unsers Geschlechts dem Vaterlande zu hohem Segen gedeihn könnten, demselben beym Mangel höherer Sorgfalt in diesen Einrichtungen zum Fluch werden.

186.

Herr Frommann und ein Zuchthäusler.

(Keine Fabel, sondern eine Wahrheit.)

Herr Frommann, ein wohlhabender Mann, dessen Haus schon vom Vater und Großvater her mitten im Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens ein stilles, frommes, und exemplarisches Leben führte, und jedermann, insonderheit die in seinen Umgebungen lebenden Armen, mit trefflichen Worten zu einem eben so frommen, exemplarischen Leben aufzumuntern gewohnt war, kam vor einiger Zeit auch mit einem Mann in Bekanntschaft, dessen Gesichtsbildung ihm ausserordentlich auffiel, und suchte, obgleich er wußte, daß er vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassen wurde, sich öfters mit ihm in dem Geist, wie er mit jedermann that, zu unterhalten. Einmal aber sagte er in aller Herzensgutmüthigkeit zu ihm, er könne nicht begreifen, wie so viele arme Leute alle Jahre in's Zuchthaus und an den Karren kommen. Der Zuchthäusler antwortete ihm: Herr Frommann, die armen Leute haben eine Natur wie die Reichen, und sie kommen gar oft für Handlungen in's Zuchthaus und an den Karren, die, wenn sie ihnen im Großen und Allgemeinen gelungen wären, sie in den Stand setzen würden, eben so bequem, fromm zu seyn und exemplarisch zu leben, als es die Reichen gar leicht können.

Der Frommann, über diese Antwort betroffen, schwieg einen Augenblick; der Zuchthäusler aber fuhr sogleich fort:

Herr Frommann: die armen Leute suchen durch sehr viele Handlungen, die sie also in's Unglück bringen, bestimmt nichts anders als Mittel zu den Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten, die sich die Reichen bey allem ihrem frommen, exemplarischen Leben keinen Augenblick ermangeln lassen. Dazu kommt denn auch, daß diese Armen auf der einen Seite von der Wiege an, auf alle Weise dazu gereizt werden, nach diesen Bequemlichkeiten zu gelüsten, und als das einzige Gute, das ihnen in ihrem Leben als wünschbar vor die Augen gestellet wird, anzusehen, indessen sie auf der andern Seite bis an's Grab ohne alle Bildungsmittel und ohne alle Gelegenheit gelassen werden, durch welche es ihnen möglich werden könnte, sich irgend etwas Bedeutendes und Befriedigendes davon mit Fug und Recht zu erwerben.

Herr Frommann meinte, die christlichen Ermahnungen zu einem guten und frommen Leben, die diese Leute doch immer von allen Seiten erhalten, und die auch er nie ermangle, allen Armen, die in seinen Umgebungen wohnen, zu ertheilen, sollten doch mehr fruchten, als es wirklich geschehe. Der Zuchthäusler meinte das nicht; er erwiederte ihm: er sollte selber begreifen, wie wenig solche leere Ermahnungsworte, die von Leuten herkommen, die bey ihrem exemplarischen Leben alle Kommlichkeiten und Gemächlichkeiten, die sie nur wünschen, genießen, und sich von dieser Seite nie nichts versagen, auf Leute wirken können, die die gleichen Bedürfnisse und Gelüste mit ihnen theilen, aber dabey auf keine Weise, Mittel, Bildung und Handbietung finden, wodurch es ihnen möglich würde, ihre Sinn-

lichkeit auch nur auf eine, die ersten Ansprüche der Menschennatur genugthuende Art rechtmässig zu befriedigen.

Herr Frommann gieng betroffen von dem Manne weg. Er wagte es nicht, dem Zuchthäusler den Eindruck zu gestehen, den die Ansichten dieses Gegenstandes auf ihn gemacht hatten. Aber er war groß und mußte es seyn, denn Frommann war ein ehrlicher Mann, und kannte die diesfällige Schwäche vieler Menschen in seinen Umgebungen, auf welche die Bemerkung des Zuchthäuslers vollkommen paßten.

Er fühlte tief, daß solche zudringliche Predigten vom Frommseyn, Rechtthun und exemplarischen Leben aus dem Munde von Menschen, die durch den Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens alle Anstrengungskraft im Denken, alle Ausharrungskraft im Arbeiten alle Aufopferungskraft im Lieben, alle Zuverlässigkeitskraft in Treue, Glauben und Zutrauen in sich selber verloren, auf solche arme, unglückliche und in allen Rüksichten unbeholfene Menschen keinen, sie wirklich bildenden und dadurch ihnen real dienenden Eindruk machen können. Der Grund, warum tausend also hintangesetzte und verwahrloste Menschen Verbrecher werden, geht wesentlich davon aus, daß ihnen Bildung, Gelegenheit und Aufmunterung zu allem dem fehlt, was sie eigentlich lernen können und seyn sollten, um mit Erfolg von den Reizen und Gelüsten ab- und zurückgehalten zu werden, die sie zu den Verbrechen hinleiten, durch welche sie unglücklich werden können; und es sind in der Welt Gottes keine Menschen in dem Grad unfähig, auf solche Menschen einen, in dieser Rücksicht sie kraftvoll

bildenden Einfluß zu haben, als solche, im Sessel des Glücks und aller Bequemlichkeit behaglich sitzende Tugendprediger. Selbst aller sittlichen, geistigen und physischen Anstrengungen umgewandt, sind sie unfähig, diesen Unglücklichen das zu geben, was sie bedürfen; sie haben es selbst nicht, und sind darum durchaus unfähig, solchen Menschen den Kopf zu einem kraftvollen Denken und zu einem gewandten und angestrengten Arbeiten hinzulenken. Darum scheitern auch ihre Bemühungen, das Gemüth dieser Leute zu der wahren Kraft des Glaubens und der Liebe zu erheben, die allein fähig sind, das Denken und Arbeiten dem Menschen und besonders dem armen Menschen zum wahren Seegen zu machen.

Doch ich weiß nicht, wie es kommt, noch hat keine meiner Figuren mich, ich weiß nicht ob ich sagen soll, aus dem Geist oder aus der Form meines Buchs hinausgeführt. Es sollte nur winken, es sollte nur anregen und beleben. Jezt scheint es fast, ich wolle recht haben, und Rechthaberey, selber auch nur der Schein von Rechthaberey, ist was ich in diesem Buche ausweichen soll. Aber der Gegenstand ist mir zu wichtig. Ich will und muß dahin trachten, ihn, so viel mir möglich ist, überzeugend klar zu machen.

Es ist wahr, ich will es, ich muß es. Mein Gegenstand ist keine Fabel, er ist eine Wahrheit. Er ist eine große, weit eingreifende Zeitwahrheit. Die Nichtigkeit der Bestrebungen schwacher, blos gutmüthiger Menschen in ihren Bestrebungen gegen das Zeitverderben, in ihrem ganzen Umfang, ins Klare zu setzen, ist dringend nothwen-

dig. Man darf nichts versäumen, was dießfalls einiges Licht zu geben und einige Kräfte zu wecken geeignet ist. Aber indem man das thut, muß man zugleich auch die Bemühungen des Zeitgeists, dem rohen Verderben des Volks, durch welches die Folgen seiner Verwahrlosung zu Quellen seiner Verworfenheit gesteigert werden, wenn diese Bemühungen an sich und einzeln auch noch so schwach und segenlos wären, mit der höchsten Schonung behandeln. Die Schwäche der diesfälligen Zeitgutmüthigkeit muß gestärkt und nichts weniger als mit Unaufmerksamkeit behandelt, oder gar der Verachtung preisgegeben werden. Man muß ihrenthalben das große Wort der Weisheit ins Auge fassen: du mußt das zerklebte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht nicht auslöschen. — Diese Ansicht ist besonders auf die gegenwärtigen Zeitbewegungen der Welt zur Förderung eines sittlich religiösen Vorschrittes von der größten Wichtigkeit; denn wenn wir dieselbe auch wegen ihrer, nichts weniger als allgemein aus der Fülle sittlicher und religiöser Kraft hervorgehenden, sondern vielseitig auch aus einer, vom Mangel dieser höhern Kraft herrührenden Belebung der Einbildungskraft und des ihr immer beywohnenden, sinnlichen Wortwesens nichts weniger als mit allgemeiner Befriedigung ins Auge fassen können, so müssen wir denn doch bedenken, daß das Zeitverderben wenigstens diesen Bestrebungen vorhergieng, die Fehler der sinnlichen Belebung unsrer Einbildungskraft und unsers Wortwesens nur in andern, und zwar der Menschennatur noch weit gefährlichern Gestaltungen schon in sich selbst trug, und daß der Uebergang von dem Verder=

ben der exaltirten Einbildungskraft und seines Wortwesens, in dem wir uns irreligiös und unsittlich sehr lebendig bewegten, in den sittlich religiösen, bessern Zustand, dem wir jezt entgegenstreben zu wollen scheinen, sich nicht wohl anders gestatten könnte, als dieses wirklich geschehn.

Indem wir aber dieses im ganzen Umfange anerkennen, und aller Schonung, die unter diesen Umständen den Beschränkungen und Schwachheiten der diesfälligen Zeitbestrebung schuldig sind, mit Gewissenhaftigkeit Rechnung tragen sollen, können wir auf der andern Seite uns auch nicht verhehlen, wie nothwendig es ist, daß jeder Vorschritt wahrer, religiöser Gesinnungen das wirkliche Daseyn und die sorgfältige Benutzung des ganzen Umfangs aller sittlichen, geistigen und physischen Bildungsmittel, durch welche die Anstrengungs- und Aufopferungskraft für Wahrheit und Liebe, für Gott und Menschen, auch menschlicherweise unserm Geschlechte eingeübt und habituel gemacht werden kann, voraussezt.

187.

Der Thiere Gerechtigkeitspflege.

Der Löwe zerreißt das beklagte Thier; denn in seinem Rachen steht geschrieben: es ist des Todes schuldig.

Um die Wahrheit von dem Beklagten zu ergründen, schlägt ihm der Stier seinen Farrenschwanz über den Rücken.

Der Hund sucht sein Bekenntniß durch die Beängstigungen des Bellens und die Qualen des Beissens zu erzwingen.

Der Affe fragt das beklagte Thier auch, aber wie ein Affe, und wenn er dann mit seinen Affenfragen nichts herausbringt, so wird er wild, und nimmt zu den Maßregeln des Hunds und des Stiers seine Zuflucht.

Der Elephant hingegen fragt dasselbe, aber auf eine Weise, daß er es, wenn es sich im dritten Verhör nicht selbst verstrickt hat, mit Sicherheit aus seinem Gehäge lassen kann.

Auch hierinn zeigt sich die Wahrheit, daß die thierische Menschennatur alle Schwächen und Einseitigkeiten aller Thierarten in sich selber vereinige und im einzelnen Menschen den Eigenheiten aller Thierarten und darin in allen Gestalten, von den Kräften des Löwen bis zu den Schwächen des Faulthiers und der Mäusegeschlechter hinunter, in einzelner Menschen Beispiele aufstelle, die mit den Schwächen und Eigenheiten der verschiedenen Thiere die auffallendste Aehnlichkeit haben.

188.

Die Affen-Gerechtigkeit.

Der Thron des Thierreichs fiel einmal auch den Affen anheim. In diesem Zeitpunkte redeten einige Haupt-Affen miteinander ab, sie wollten in keinem Falle eine Ungerechtigkeit an sich kommen lassen. Die armen Thiere, es kam ihnen nicht einmal in Sinn, daß sie vermög' ihrer Natur nicht anders können, als verstellte, heuchlerische, naschende und beissende Thiere zu Handlangern ihrer Gerechtigkeit anzustellen.

Im Affenreich als Affen regieren, und keine Ungerechtigkeit an sich kommen zu lassen, kann nur Affen in Sinn kommen. Die Ungerechtigkeit fließt so nothwendig aus ihrer Natur, wie der Bach aus seiner Quelle; das ist so wahr, daß man bestimmt sagen darf: die Erscheinung der hellen Mittagssonne in der Mitternachtsstunde wäre kein größeres Wunder, als die Erscheinung der Gerechtigkeit im Affenreiche. Und dann kommt diesfalls noch eine Betrachtung, wer in irgend einem Geschäfte schlechte Handlanger anstellen muß, dessen Sache ist zum voraus als verloren anzusehn, und da auch der niederste Handlanger, so weit der Wirkungskreis seines Auftrags hinlangt, als Stellvertreter seines Committenten angesehn werden muß, so ist offenbar, daß die Affengerechtigkeit im Affenreiche in allen Mitteln und Maßregeln, die von ihr bis auf den Einfluß des niedersten Handlangers ihrer Gerechtigkeitsmuh-

mereyen aufgehn, nicht anders als affenartig, d. i. nicht anders als so seyn könne, wie sie aus dem Fleisch und Blut unruhiger verstellter, heuchlerischer, naschender und beissender Thiere hervorzugehn vermag.

189.
Die Gerechtigkeit im Waaghause.

Die Waage muß innestehen, sagte ein Mann, der immer mehr auf eine nie sinkende Schale auflegte.

Ein Armer, dem er nahm, was er der Schale auflegte, grämte sich. Aber der Waagmeister fuhr ihn rauh an, und sagte: du siehst ja, daß die Waage nicht innesteht, und ich muß doch mit Gerechtigkeit wägen.

Ja, wenn du das willst, erwiederte der Arme, so mußt du zuerst von der andern Schaale mit Gerechtigkeit wegnehmen, was mit Unrecht drauf liegt.

Ich sage nicht, der Mensch, wie er seyn sollte und seyn könnte, sondern nur der Mensch, wie er ist, wie er allgemein vor unsern Augen dasteht, legt sich nie von selbst und von freyen Stücken eine Last auf, und der Mensch, der Gewalt hat, fühlt in sich selbst und in seiner Gewalt große, entscheidende Reize, Lasten, die er tragen sollte, dem aufzuladen, über den er Gewalt hat. Der Reiche sieht im Reichen sich selbst; daher liegen auch in ihm, vermög seines Reichthums, entschiedene Reize, wo es um's Belasten zu thun ist, nicht den Reichen, sondern den Armen zu be-

lasten. Nicht der Mensch, wie er in dem Haufen dasteht, nur der Edle, der gewöhnlich außer dem Haufen allein steht, aber darum auch selten Gewalt hat, nur der Edle, wenn er Gewalt hat, belastet den Reichen, und entlastet den Armen; und nur innig belebte Gottesfurcht und Menschenliebe ist geeignet, den Sinn der Gerechtigkeit zu der christlichen und wahrhaft bürgerlichen Höhe zu erheben, in welcher der Arme, ich will nicht sagen, im Verhältniß zu seinen Kräften, wie es der Reiche nach den seinigen seyn sollte, ich sage nur, auf eine, dem allgemeinen Wohl wahrhaft zuträgliche und die wesentlichsten und vorzüglichsten, innern Kräfte des Staates wahrhaft äufnende Art belastet ist.

190.
Die Spinnen-Gerechtigkeit.

Auch die Spinne wollte einst gerecht seyn, und sagte der Besenfrau, welche alle Wochen einmal ihr Haus in den Staub legte: sie sey gewiß kein so böses Geschöpf, als man sie allgemein dafür halte; es sey freylich wahr, sie empfinde nicht alles immer richtig, was an den äussersten Spitzen ihrer langen Spindelgebeine vorgehe, und wenn sie zu Zeiten genöthigt sey, ein unglückliches Thier, wegen Frevel und Unruhe, so selbiges in ihrer verfassungsmässigen Existenz anrichte, zu ihrem Haupt bringen zu lassen, so sey sie ganz unschuldig, wenn ihre gefühllosen Fingerspitzen ein solches Thier etwa zu hart in die Klauen fassen.

Die große Kunstgewalt zum Morden, die der Spinne einwohnt, fiel mir auf. Es wunderte mich zum Erstaunen, wie dieses elende Thierchen dahin gekommen, im Mittelpunkt eines für sie mit so viel Kunstorganisirten Mördersitzes zu wohnen und gleichsam einen, zum Dienst ihres Lauerns und Mordens geschaffenen Weltkreis um sich her zu besitzen, den sie dennoch im Falle seiner Verletzung und sogar im Falle seiner gänzlichen Zerstörung aus sich selbst wieder herzustellen im Stande ist. Doch, es fiel mir bald auf, daß je kleiner das Thier ist, das vom Morden lebt, desto mehr bedarf es der thierischen Kunst, dieser großen Dienstmagd des thierischen Lauerns, Fangens und Mordens, zu seiner thierischen Erhaltung; und in diesem

Gesichtspunkt war mir ganz heiter, daß das elende Thierchen, die kleine Spinne, eine so ganze Kunstwelt zu ihrem Dienst nothwendig hat. Sie müßte ja ohne diese Kunstwelt, die ihr zu allen Bedürfnissen ihres Lauerns, Fangens und Mordens dienend die Hand biethet, wahrlich verrecken oder betteln gehn.

Die Sache der Spinne schien mir jezt vollkommen gerechtfertigt oder wenigstens erklärt. Indessen möchte ich doch um alles in der Welt kein Faden ihres Gewebes seyn, noch viel weniger ein Spinnenbein, das sie nach allen Richtungen zu ihrem Fraße hinträgt und unglückliche, gefangene Thierchen zu ihrem Haupt bringt und ihr vor's Maul legt.

191.
Die Baukunst in Nollingen, und ein Hansmichel, der sie beurtheilt.

Ehemals stand Nollingen auf festem Boden; aber der Runz des Lechstromes nahm seine Richtung gegen die Mauern der Stadt und untergrub sie. Natürlich ward der Boden unter den untergrabenen Mauern und Häusern der Stadt locker; indessen bauten die Herren von Nollingen forthin auf den weichenden Grund, und unterstützen und verblenden jezt seit Menschengedenken ihre sinkenden Mauern auf alle erdenkliche Weise. Auch sind sie hierinn so weit gekommen, daß es wirklich wahr ist, was sie von sich rühmen: man könne in der Welt die zerrissenen Mauern nirgends besser flicken, verblenden und unterstützen, als in Nollingen.

Aber ein Hansmichel, der die Kunst der Blendwerke in der Nothhülfe verachtete, und glaubte, man müsse der Noth selbst und ihren Ursachen abhelfen, trug den Bürgern von Nollingen an, ihnen über die Baukunst Vorlesungen zu halten. Die Herren von Nollingen glaubten zwar, diese Kunst sey in ihrer Stadt zu der größten Vollkommenheit gebracht und sie habe also keine solche Vorlesungen nöthig; doch wollten sie gerne hören, was ihnen der Hansmichel etwa von neuen Künsten und Ausflicken, Verblenden und Unterstützen von zerrissenen Mauern erzählen möchte; freylich alles dieses in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er den dießfälligen Baukenntnissen eines hochpreis-

lichen Stadtrathes und den Bauwerken der löblichen Stadt volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen werde.

Aber als er in seiner ersten Vorlesung über die Flick- und Verblendungskünste des Bauwesens überhaupt und über die Unpassenheit ihrer Maßregeln gegen den Lechstrom, sein Gespötte trieb, und Maßregeln gegen sein Eingreifen anrieth, von denen kein Mitglied des wohlweisen Stadtrathes vorher auch nur ein Wort reden gehört, wurden sie aufs äusserste entrüstet, verbothen dem Hansmichel bei hoher Strafe und Ungnade, weder öffentlich, noch viel weniger in Privathäusern weitere Vorlesungen über diesen Gegenstand zu halten. Auch forderten sie, die Ehre eines wohlweisen Rathes und einer löblichen Stadt zu retten, alle Baumeister der Stadt auf, die Irrthümer dieses Neulings in der Baukunst und die Unthunlichkeit aller seiner Vorschläge in ein helles Licht zu setzen, und versprachen dem Baumeister, der diese Aufgabe am besten vollbringen würde, eine Belohnung, die größer war, als man je einem Bürger, der sich um das Vaterland und die Stadt verdient gemacht, ertheilt hat.

Es herrscht an kleinen Oertern, die Rechte und Privilegien haben, die nur durch große Mittel und große Männer mit Würde soutenirt werden können, fast allgemein immer ein *Kleingeist* im *Großßthun*, der den Mangel an *Großgeist* im *Kleinseyn* oft bis zur Lächerlichkeit auffallen macht.

An solchen Orten schlägt hie und da das Herz der wohlgebornen Stadtbehörden für keine Angelegenheit der

Stadt so stark, ich möchte fast sagen, so fieberisch stark, als wo es eine Eitelkeits-Farce betrifft, die in ihrer Ausführung nur darum nicht immer öffentliches Gespött veranlaßt, weil sie gewöhnlich niemand sieht, als die Herren selber.

Wer klein ist, sollte immer klein thun, und man sollte allen Kindern einschärfen: thut doch immer klein, so lange ihr klein seyd; wenn ihr groß thut, so lange ihr klein seyd, so gefahrt ihr, daß man von euch sage, ihr habet euere Unschuld wie die Herren von Nollingen verloren.

192.
Die Freßordnung im Hühnerstalle.

Eine Hühnermagd fütterte alles Gefieder aus einem Troge. Die Starken hatten es gut; aber die Schwachen, Kranken und Jungen kamen täglich zu kurz, und wurden gedrückt und zertreten.

Das gieng einem alten Hahn, der schon einmal auf dem Todbette gelegen hatte, ans Herz. Da nach dem Mittagsmahle wieder eine junge Ente vor dem Troge todt lag, redete er die Häupter und die ganze Gemeinde im Hühnerstalle also an:

„Edle, gefiederte, zweybeinige Thiere!"
„Wir sind doch alle von einem schuldlosen Geschlechte,
„und handeln auf keine Weise, wie die grossen Bösewichter, die Katzen und die abscheulichen Marder, welche alles Geflügel essen, und selbst der heiligen Eier nicht scho-

„nen, noch das geweihete Blut scheuen; darum — ich weiß
„es, der Jammer geht euch allen zu Herzen, den die Frau
„Reichsvögtin unsers Gemeinwesens über unsre Armen
„und Schwachen verhängt: ich weiß es, ihr wollt alle lie-
„ber mit Gerechtigkeit fressen, als diesem Jammer länger
„zusehen."

Aber die Hühner und Gänse verstanden gar nicht, was das sey, mit Gerechtigkeit fressen.

Der alte Hahn machte es ihnen begreiflich und sagte: es lasse ein jeder von uns sich seinen Schnabel messen, und je nachdem dieser groß ist, bestimme man ihm sein Freßrecht. Dann wechsle täglich ein Hahn und eine Gans in der Freßstunde als Hüter. Der Hahn hüte den Gänsen und Enten, und die Gans hüte den Hähnen und Hühnern. Wer denn im Fressen nicht bey seinem Schnabelrecht bleibt, den strafen sie mit rechtlichem Picken am Kopfe und Rupfen am Halse.

Wer bisher in der Freßstunde zu kurz kam, der stimmte von Herzen zu der Meinung des Hahns. Anders wars mit den Häuptern und Vorstehern der Hühnergemeinde. Diese fanden die Sache in ihrer Weisheit bedenklich. Doch endlich auf Fürsprache des alten, geliebten Mithahns willigten auch sie darein, mit einem solchen Gerechtigkeitsfressen auf ein Jahr hin, und auf Zusehen eine Probe zu machen.

Also war die Meinung des alten Hahns, insoweit, im Hühnerstalle zum Gesetze gemacht.

Aber die Hähne und Gänse übten das Gesez aus wie Hähne und Gänse. Sie thaten sämmtlich ein Auge zu,

wenn die Stärkern frassen, und es blieb den Schwachen und Kleinen täglich weniger übrig, wenn die Ordnung des Fressens an sie kam, und dieses Wenige ward ihnen noch durch dieses neue Gerechtigkeits-Picken und Gerechtigkeits-Rupfen unerträglich verbittert. Auch starben bey diesem Gerechtigkeits-Elend weit mehr Hühner und Gänse, als bey dem Freiheits-Elend der Vorzeit in der Freßstunde umkamen.

Zum Glücke dauerte das neue Unglück im Hühnerstalle nur bis zur Lichtmesse, wo dann eine neue Hühnermagd eintrat, und alsobald die einzige Gerechtigkeit, die im Hühnerstalle möglich war, einführte: indem sie die stärkern Thiere einsperrte, wenn sie den Schwächern ihr Fressen vorstellte.

193.

Das Zutrauen der Thiere.

Die Löwen schenken ihr Zutrauen dem entschlossenen Tiger, dem bedächtlichen Bären, dem schwachen, aber listigen Fuchs, dem weitsehenden Luchs und selbst dem Oppositions-Chef ihrer Rachengelüste, dem hohen, menschlichen Elephanten.

Der Stier schenkt dasselbe der gutmüthigen Kuh und dem ihn fütternden, aber auch anjochenden Knechte.

Das wiehernde Pferd schenkt es dem Manne, der die Lust zum Reiten mit ihm theilt, und es damit bei seinem Reiten nie plagt, als um in ihm selber die Lust des Reitens durch die Kunst desselben zu erhöhn.

Der Esel hat den Widerspruch gegen das Zutrauen in seinen hintern Beinen, mit denen er gegen jedermann, der ihm von hinten zu nahe kommt, ohne zu wissen wer es ist, ausschlägt.

Der Hund schenkt sein Zutrauen im ächten, niedrigen, aber so ziemlich allgemeinen Geist des unedlern Dienstlebens jedermann, der ihn füttert.

Der Fuchs buhlet bey allen Thieren, die er zu fressen gelüstet, um Zutrauen. Er aber schenkt das seinige niemand als seinen Nestfüchsen.

Und die Schlange verbirgt sich unter den Boden, weil sie weiß, daß ihr auf der Welt von allem was lebt, niemand traut, und sie hinwieder ebenfalls das nämliche gegen alles, was auf Erden lebt, thut. Wenn sie sich aber

aus der Höhle, in die sie sich verbirgt, hervorläßt, so flieht auch alles vor ihr; sie aber hält dannzumal den Kopf in die Höhe, und lauert, ob noch irgend ein Thier ihr so nahe stehn geblieben, daß sie es mit einem Sprunge erhaschen und tödten könne.

Es ist ein eigenes Ding um das Zutrauen. Die Thiere verirren weit weniger darinn als die Menschen. Die ersten gehen nur auf Thatsachen, sie bauen darinn nur auf Anschauung und Erfahrungen; die Menschen gehen darinn zu oft auf Halbe- und Viertelserfahrungen und bauen auf ihre Neigung zum Glauben an Treue und Unschuld des Herzens träumerisch ihr Zutrauen; dann aber stossen sie auch oft damit ihre Köpfe so hart an, daß sie ihr Zutrauen nicht nur in dem, worinn es unrichtig begründet, sondern auch in dem, worinn es wohl begründet war, verlieren. Unglücklicher aber kann nicht leicht jemand seyn, als Menschen es werden, die in ihrem Zutrauen so leichtgläubig sind, daß sie, sobald sie an einem Menschen etwas Gutes, das sie anspricht, sehen, sogleich glauben, er sey überall gut, und in diesem Vertrauen sich gar leicht in die Arme eines jeden werfen. Solche Menschen machen oft Erfahrungen, die ihnen das Wort: verflucht ist, wer auf Menschen traut — auf eine Weise erklären, daß ich meinem ärgsten Feinde nicht wünschen dürfte, daß ihm dieser Spruch also erklärt würde.

194.

Milka und Emma.

Milka. Liebe Emma! sie ist doch immer unsre Mutter.

Emma. Ich weiß es.

Milka. Wenn wir ihre Schande auskommen lassen, so wird jedermann von uns sagen, wir seyen unnatürliche Kinder.

Emma. Das, was jedermann darüber sagen möchte, ist doch nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, ob wir forthin lügen, betrügen und zu einem Unrecht nach dem andern Hand bieten dürfen, damit sie sich ihrer Schandthaten ewig nie schämen müsse.

Milka schweigt, staunt, verhüllt ihr Angesicht und Emma fährt fort: Du weißt, wo unser Thun hinlangt; wenn wir ihre Schande verbergen wollen, so dürfen wir alles, alles thun, damit sie sich ewig nie schämen müsse; und was wird daraus erfolgen, wenn sie sich ewig nie schämt?

Jezt rollen heiße Thränen der Milka über die Wangen; aber sie sagt: nein, nein, wir dürfen nicht alles thun, damit sie sich nie schämen müsse.

Ich habe in meinem Leben mehreremale eitle Stadträthe behaupten gehört, man sollte alle Papiere, welche eine schlechte Handlung ihres Stadtrathes oder irgend eines seiner bedeutenden Mitglieder unwidersprechlich documen-

tiren würde, in den Archiven zernichten und ihre Offenkundigkeit für alle Ewigkeit unmöglich machen. Er setzte hinzu: jedes vorzügliche Glied des Stadtraths sey, wie jedes Haupt der Stadt, als ein Vater des Vaterlands anzusehn, und man müsse alles thun, einem solchen Mitglied gehörenden Respekt, ganz unabhängend von seinem Verdienst, oder Nichtverdienst, nach seinem Tode eben so wie bei seinem Leben unverletzt zu erhalten. Und so wie die gute Milka meynte, man müsse alles thun, um die Schande ihrer Mutter zu verbergen, und zu ihrer Schwester sagte: wenn sie es nicht thun würden, so würde jedermann von ihnen sagen, sie seyen unnatürliche Kinder — so meynten diese Regierungsglieder auch einstimmig, sie müssen die auf ihr Rathhaus oder auch nur auf ein bedeutendes Familienglied ihrer Rathstube fallende Schande auf alle nur mögliche Weise vor der Welt und vor der Nachwelt zu verbergen suchen. Ich hörte auch einen von ihnen, eben wie die Milka, mit Bestimmtheit aussprechen: wenn wir das nicht thäten, und irgend eine Schande, die wir verhüten könnten, auf unsere Rathstube oder auf eines unserer Mitglieder fallen lassen würden, so würde die Welt und die Nachwelt von uns sagen, wir seyen unnatürliche Rathsherren. — Man kann zwar diesen Herren eben so triftige Gründe gegen ihre Meynung anbringen, als die verständige Emma ihrer Schwester gegen die ihrige angebracht hat; aber ich glaube nicht, daß viele von ihnen, die darauf antragen, durch Entfernung von Papieren, die ihre Schande documentiren, sich ewig nie schämen zu müssen, durch ähnliche Gründe, wie Milka, zum Weinen gebracht werden möchten.

Wo man die Frage aufwerfen kann: darf man in irgend einem Verhältniß des häuslichen oder des bürgerlichen Lebens Schandthaten fortdauern machen und fortdauern lassen, damit man denen, die sie begangen, die Schamröthe ersparen könne? d. i. darf man die moralische Kraft wider das Laster der Aufmerksamkeit auf die Personen, die dasselbe begehn, unterordnen? da ist diese Kraft gegen das Laster im innern Wesen ihrer psychologischen Begründung untergraben. Das Heilige der gesetzlichen Staatskraft gegen die Verbrechen der Bürger wird zu einem Traumbild und zu einem Popanz. Das ist sie und mehr nicht, wo sie der richterlichen Aufmerksamkeit auf die Personen, welche dieses Laster begehen, untergeordnet dasteht. Wie weit das führt, ist heiter. Es verhärtet die Zartheit des Pflichtgefühls der Menschennatur an Ort und Stelle, wo die Menschheit derselben am meisten bedarf. Es bringt Männer, die die Stütze der Unschuld und der Schwäche seyn sollten, dahin, daß sie in Fällen, wo ihre Gerechtigkeitskraft am stärksten angesprochen wird, das Wort der Milka: „nein, nein, wir dürfen das nicht —" nicht mit ihrem Gefühl und mit ihren Thränen aussprechen.

195.

Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephistopheles.

Die Fürsten der Hölle beklagten sich einmal in ihrem gemeinen Rath, es gehe im Reiche der Lügen und des Unrechts nicht wie es sollte vorwärts. Die Gewaltsmittel, welche die Diener der Hölle wider ihre Erzfeinde, die Wahrheit, die Liebe und das Recht gebrauchen, verfehlen ganz ihre Zwecke. Die Zeugen der Wahrheit, die Helden der Liebe, die Opfer des Rechts leiden ihre Marter umsonst. Je mehr man die Feinde der Hölle verfolge, je mehr scheine sie Anhänger zu gewinnen. Eine Weile stand die Hölle von dieser Antwort betroffen. Dann stand aber Mephistopheles auf und sagte zur versammelten Hölle: es ist wahr, unsere Diener verstehen es nicht, unser Reich unter den Menschen zu fördern. Sie sollten den Erbfeind unsers Reiches, die Wahrheit und die Liebe, nicht nur mit Feuer und Schwerdt, sie sollten ihn weit mehr mit Maulbrauchen verfolgen. Sie müssen besser lernen, den Menschen mit leeren Worten Staub in die Augen zu werfen, und die Sache des Unrechts, als wäre sie die Sache des Rechts, die Sache der Lügen, als wäre sie die Sache der Wahrheit, zu plaidiren und demonstriren, das Krumme gerade, und das Gerade krumm zu machen und jedem Gegner das Wort der Wahrheit, fast ehe er es ausgesprochen, im Munde zu verdrehen, sie müssen lernen, die Aeusserungen von Gutmüthigkeit, Wohlwollen

und Liebe als die Sache menschlicher Erbärmlichkeiten und Schwächen, mit denen man nur Mitleid haben müsse, in die Augen fallen zu machen. Nur auf diesem Wege geht es in der Welt, wie sie jezt ist, für uns vorwärts wie es soll; dazu aber braucht es wahre Teufelskräfte; Leute, die uns jezt wahrhaft dienen können, dürfen durchaus nicht alle Menschenschwächen in sich selber vereinigt tragen, wie viele dieser Thoren, die uns gerne dienen möchten, zu glauben scheinen. Wir müssen unter den Schwächlingeu des Menschengeschlechts die Frechsten, die wir finden können, in unsern Dienst bringen. Frechheit im Maulbrauchen mit Schlauheit im Stillschweigen und Geheimnißmacherey verbunden, kann uns allein zu der Siegeskrone helfen, für die wir einst mit dem Himmelskönige selber Krieg führten, und jezt noch mit den Schwächlingen des Menschengeschlechts gegen die Brosamen von Liebe und Wahrheit, die von unserm feindseligen Himmel auf ihre arme Erde herabfallen, ein Nebenwerk von Kleinkrieg zu führen genöthigt sind. Die einzige Kraft unsrer Feinde auf Erden liegt in diesen Brosamen von Liebe und Wahrheit, die ihnen vom Himmel zugefallen; aber dieses Geschenk liegt in den Händen von großen Schwächlingen, gegen die wir nichts anders und nichts mehr als Frechheit im Maulbrauchen bedürfen. Wer frech ist, zudringlich und schlau, der arbeitet in unserm Dienste. Welche Farbe, welche Meinung und welchen Glauben jeder unserer dießfälligen Diener und Handlanger auch habe, macht uns gar nichts; wenn er nur also teuflisch frech ist, so haben wir alles, was wir von ihm bedürfen. Wir können die

Frechheit nicht genug loben. Lieblosigkeit, Rechtlosigkeit, Hartherzigkeit und ein eingewurzelter Lügengeist sind der Frechheit angeboren und von ihr unzertrennlich. Und das ist ja alles, was wir bedürfen, um unsern Kampf gegen das Himmelsgeschenk von Wahrheit und Liebe unter den Schwächlingen von Menschen siegend zum Ziele zu führen.

Die ganze Hölle jubelte dem Mephistopheles Beyfall entgegen, und der Fürst der Hölle sprach das Wort aus, so muß es seyn, so muß es geschehen, unser Reich muß unter den Schwächlingen des Menschengeschlechts nicht durch Henkersgewalt, es muß mit Maulbrauchen und Frechheit geäufnet werden.

Die ganze Hölle horchte, und alle Teufel gehorchten.

196.

Der Junker Milichius.

Seine Bauern besassen einen Weg in den Berg als ein Dorfrecht, und er hatte den Mitgenuß des Wegs als ein Bauernrecht. Aber er verwandelte sein Bauernrecht in ein Schloßrecht und verboth dann seinen Bauern den Mitgenuß des Schloßwegs.

Sie machten Vorstellungen dagegen; aber es ward ihnen durch die Kanzley bedeutet: was von Seite Sr. Wohlgeboren zu erkennen und zu verordnen beliebt und geruht worden, dabey habe es sein endliches Bewenden. Um ihnen aber sein anderweitiges hohes und geneigtes Wohlwollen zu bescheinen, erlaubte er ihrem Dorfe ein neues Schenkhaus.

Wenn der Bauer, der einzig mit den Gutthaten des Junker Frizen, von dem oben die Rede war, nicht zufrieden, ihm antwortete: „wir gedeihen besser, wenn Sie uns „unser Recht widerfahren lassen, als wenn sie uns mit „Gutthaten übermisten" — jezt da gewesen wäre, er hatte dem Junker Milichius für das neue Schenkhaus gewiß auch nicht gedankt, sondern das liebe, alte Wegrecht der neuen Schenke weit vorgezogen, ob man gleich in unsern Tagen immer mehr in der Uebung hat, alle Dörfer mit Schenkhäusern und vielerley Arten von Freyheiten für dieselben ebenso zu übermisten.

197.

Eben dieser Junker Milichius.

Auf seinem Gute Hertenstein mußte jeden zwanzigsten Tag aus jedem Hause ein Mann und ein Weib Frohndienste thun.

Ihre Arbeit war vormals Heuen, Emden, Aerndten und Herbsten. Dennoch gab schon damals jeder ehrenfeste Dorfmann einem Paar armen Leuten den Taglohn, und ließ sie für sich frohnen.

Unter Milichius aber mußten sie die Treppen und Böden im Schlosse waschen und in den Höfen das Gras zwischen den Steinen herauskratzen. Natürlich scheute sich dessen ein jeder. Wer immer konnte, bezahlte den Frohntag und kam nicht selbst.

Aber Milichius hieß das Bauern-Unfug. Er sprach und befahl: es müsse mehr eine Gleichheit im Dienste seyn. Die reichen Dienstleute müssen mir, wie die armen, am Boden kratzen.

Wenn du Ehre im Leibe hast, so fühlst du, wie das wehe that.

Aber der Junker lachte, und das Gesindel, das schon lange den Boden gekrazt hatte, fand es gar lustig, daß die hoffärtigen Reichen mit ihnen den Boden kratzen mußten.

Indessen gewöhnt sich der Mensch an alles. So wehe es that, die reichen Dienstleute lernten jezt, was die armen schon konnten.

Aber so wie die ersten mit dem Gesindel vermischt schamlos wurden, also wurde das Gesindel mit jenem vermischt, frech.

Sein Lachen über die Gleichheit im Dienste verwandelte sich allmälich in ein Geflüster über die Gleichheit im Rechte, und bald fragten die Leute auf allen Vieren, sich ohne Umschweif unter einander: wenn wird die Reihe auch an ihn kommen?

Ein schwarzes Buch sagt: die neuen Wörter, Freyheit und Gleichheit, seyen also von der schrecklichen Dienstgleichheit erzeugt, und von Leuten auf allen Vieren ausgeheckt worden.

Es muß auch etwas hieran wahr seyn, sonst hätten sie nicht so viel Uebel in der Welt veranlassen können und so viele gelehrt auf allen Vieren am Boden kratzen, die sich dessen noch weit weniger gewohnt waren, als die reichen Dienstleute des Junkers Milichius.

Auch der niederste, ärmste Mensch hat in seinem Innersten ein Ehrgefühl, dessen Verletzung ihn, wenn er ein guter Mensch ist, zu Thränen, und wenn er ein böser ist, zur Wuth bringt. Wer klug ist, und gerne Ruhe um sich her hat, der hütet sich in jedem Fall eben so sehr, das Ehrgefühl der Niedern im Land zu verletzen, als auch die Unklugen gewohnt sind und gewöhnt werden, es bei den Reichen und Großen im Land zu schonen.

198.
Der Steg ohne Lehnen.

Eben dieser Milichius machte seinen Bauern ihren Kirchsteg über den Dorfbach wieder zurechte. Aber nicht wie ihn die Alten besessen hatten; denn vormals war er von breiten Eichen, jetzt machte er ihn von schmalen Tannen.

Doch das hätte noch angehen können; aber er machte ihn ohne Lehnen, und die Bauern konnten nun nicht mehr, wie sie es vorhin gethan hatten, an den Sonntagen, und oft auch an den Werktagen, auf ihn hingelehnt, den Fischen und Fröschen zusehen und mit einander plaudern.

Das that ihnen wehe. Einige Tage flüsterten sie dies und das unter einander. Die einen sagten: es ist vor Gott und Menschen nicht recht, wie man mit uns umgehet. Andere: wer bei Nacht und Nebel über den Steg geht, der gefahret in den Bach zu fallen, und beim großen Wasser zu ertrinken. Wieder andere: ja! ja! wir sind mit ihm an Leib und Seel versorget. Wenn dann einer ertrinkt, so macht er noch auf Kosten der Erben ein Visum repertum.

So wurmte es vier oder fünf Tage in den Köpfen der Bauern. Am sechsten fluchten sie: er sey ihnen einen Steg schuldig, wie ihn ihre Vorfahren besessen hatten; und bald setzten sie hinzu: wenn einer von uns den Steg, wie er jetzt ist, mit einem Fuße betritt, so ist er nicht werth, daß er auf den Kirchhof zu den ehrlichen Alten ins Grab kömmt. Und damit keiner ein Mameluk seyn, und ihn

doch betreten könne, so warfen sie selbst ihn an diesem Abend in den Bach.

Indessen war es Samstag; sie sollten morgen zur Kirche, und hatten keinen andern Weg, als über den Steg. Was war jetzt zu machen? Sie riethen, da das Wasser jetzt klein sey, so wollten sie durchwatten. Gesagt, gethan! Am Sonntag des Morgens setzten sich Männer und Weiber am Reihen vor den Bach, zogen Schuhe und Strümpfe ab, und watteten durch.

Aber es war in Jupiters gaukelnder hoher Versammlung beschlossen, und eine Hexe hatte es den sterblichen Menschen verkündet: „der Steg ohne Lehnen solle Milichius Bauern einen traurigen, drangvollen Tag bereiten; dann aber werde Milichius, von einem Prädikanten erweckt, sich ihrer endlich erbarmen, nnd ihnen „am Plauderstege des heiligen Sonntags wieder eine Lehne erschaffen." Was die Hexe den sterblichen Menschen verkündete, das ist auch alles erfüllet.

Milichius Bauern kamen naß und erfroren zur Kirche. Der Pfarrer predigte lang, und hatte zu taufen. Aber das war nur der Anfang der Schmerzen.

Wie in den Tagen der Sündflut, also regnete es heute in den Gebirgen, und der Bach ward während der Predigt zum Strome. Man denke sich das Entsetzen der lieben Gemeinde, die jetzt jenseits des Bachs war, und nicht mehr durchwatten konnte. Freilich war noch eine Schloßbrücke neben dem Stege: aber sie war beschlossen, sie war die Brücke des Junkers Milichius, und nicht die Brücke des Volks.

Indessen baten die Leute, die Männer zogen die Hüte ab; die Töchter neigten sich; eisgraue Männer, schwangere Frauen, und unmündige Kinder stellten sich voran, und rangen die Hände, der Siegrist und der Schulmeister knieten vor Demuth in den Koth.

Doch ist es leichter, daß ein Kameel durch eine Nadelöhre eingehe, als daß Menschen von höherm Stand, die sich einmal bis zu den eckeln Gefühlen des Gesindelebens erniedrigt, den Koth von sich waschen, in dem sie sich täglich herumwühlen. Man muß von solchen Milichiusseelen bestimmt fragen: kann auch ein Mohr seine Haut und ein Panter seine Flecken ändern?

Es eckelt mir. Ich sehe den Junker in seinem Prachtzimmer hoch auflachen über den Glücksstreich, der ihm mit diesem Regen begegnet. Ich sehe selber den Pfarrer hinter seinem Vorhange über die Trübsale seiner Gemeinde am Bache Kedron seinen Muthwillen treiben, und Milichius scheut sich gar nicht, seine Freude darüber zu bezeugen, daß die armen Leute bei diesem Anlasse alle ihre Sonntags- und Hoffarts-Kleider zu Grund richten werden.

Meine Muse! Trage mich wieder aus dem glänzenden Zimmer der niedrigen Herrschaft, zum armen, lieben, fehlenden Volke.

Die guten Leute mußten jetzt zwey Stunden weit über Stauden und Stöcke, durch Sumpf und Dornen, einen Heimweg suchen, den sie noch nie betreten hatten.

Als sie heimkamen, vergaßen sie eine Weile ihren Jammer, und suchten nur den warmen Ofen und ihre Mittagssuppe. Während dem Essen gestanden sich auch viele, sie

hätten

hätten besser gethan, über den Steg ohne Lehnen zu gehen, als zu rebelliren.

Aber so wie sie wieder erwärmet waren, so wurden sie wüthender als je, und redeten selbst über den Pfarrer so heftige Worte, daß der Siegrist noch an diesem Abende, und fast außer Athem ins Pfarrhaus kam, und dem Wohlehrwürdigen sagte: Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Ihr gefahret, weiß Gott! um alle eure Accidenzien zu kommen, wenn ihr den Junker nicht dahin bringet, den Bauern einen Steg und eine Lehne zu machen, wie ihn die Alten gemacht haben.

Auf einen solchen Bericht wird ein jeder Milichius-Pfarrer ein Volksmann. Auch unserer ward's. Er eilte schnell zum Junker, um ihn für seine Bauern um einen Steg mit zwei Lehnen zu bitten. Aber dieser lachte ihm unter die Nase, und sagte: ihr! als ein geistlicher, frommer Herr solltet von Amtswegen und ex officio glauben, der liebe Gott habe gestern nur um deßwillen in den Gebirgen so regnen lassen, damit dieses Gesindel also unter meinen Fenstern zu Schanden werde, wie ihr gesehen habt, daß es zu Schanden worden ist.

Der Pfarrer säumete nicht, ihro Gnaden mit dem gewöhnlichen Weidspruche hierüber sein christliches Dienst- und Amts-Kompliment zu machen, lenkte dann aber bald ein, und kam wieder mit der Bitte für seine Bauern. Das empörte den Junker. Er hieß seine Bitte eine Narrenforderung, und sagte: er sollte sich schämen, ihm im Ernste mit so etwas zu kommen.

Aber der Pfarrer kannte die Bauern, und wollte eine

Lehne. Er ging also um einen Schritt weiter, und wie einst der grosse Christoffel das Stadtthor auf seine Schultern nahm, und über den Bach trug, also nahm er jetzt seinen heiligen Amtsmuth auf seine Schultern, und sagte dem Edelvesten, Gestrengen: er solle sich doch bedenken, wenn etwan eine schwangere Frau, oder ein unschuldiges Kind aus Mangel an Lehnen in den Bach fallen, und ertrinken sollte, so könnte die böse Welt — — — damit hielt er stille, und setzte dann noch leise, wie eine Schnecke geht, hinzu: er müsse ihm sagen, ein Zufall von dieser Art könnte ihm, bei den fortdauernden Diffikultäten mit seinen Dörfern, selbst bei den allerhöchsten Gerichten in *** nachtheilig seyn.

Wenn du ein Schaaf oder einen Rehbock gesehen, das das Messer im Halse hat, so hast du die Augen gesehen, die der Junker Milichius machte.

Aber der Pfarrer kannte dieses Augenmachen, und wußte, daß es nichts anders bedeute, als daß er sich zum Nachgeben gezwungen fühle. Er war also zum voraus der Resolution sicher, die dann nach dem Mittagsessen erfolgte, und dahin gieng: Herr Pfarrer! Euch zu gefallen will ich Ihnen eine Lehne an dem Stege machen lassen; aber versteht mich wohl, nur eine, und nur auf der linken Seite. Hingegen das schwör' ich Euch, bei der alten Ewigkeit meines Hauses, und bei der unveräußerlichen Ehre meines Degens: von zwo Lehnen, oder von einer Lehne auf der rechten Seite des Steges soll in Ewigkeit keine Rede seyn. — Der Pfarrer wollte nicht mehr. Er gab also in den Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht nach,

eilte dann aber zu seinen Bauern, und erzählte ihnen noch diesen Abend, was für ein Mann er sey, und was für ein Pfarrer- und Ritterstück er für sie ausgerichtet habe.

Nun ist alles in der Ordnung. Die Bauern gehen zufrieden über den Steg mit der halben Lehne. Der Pfarrer kriegt seine Accidenzien wie vorhin, und die Kinder und die Schwangeren, die Betrunkenen und die Alten halten sich, in Gottes Namen, an der linken Seite des Steges, weil sie es an der rechten nicht können.

199.

Ein Klubb im Thierreiche.

Zwischen Himmel und Erde sind keine verfluchtere Vögel; sprach König Rulph, der stärkste der Geier, da ihn eine Schaar von Dohlen durch das ganze Krauchthal verfolgte.

Alle Geier fanden, wie Rulph, es wäre gut, wenn kein solcher Mittelstand wäre zwischen den Vögeln. Aber sie glaubten alle, seine Vertilgung sey unmöglich.

Nur der staatskluge Rulph, der unter seinem Gefieder eine Fuchsseele verbarg, erhob sich über den Kreis dessen, was gewöhnlich gefiederte Wesen für möglich finden können, und faßte den, für eine Vogelseele bewundernswürdigen Gedanken, das ganze Geschlecht der frechen Dohlen und Krähen zu vertilgen.

Aber wie das machen? das sagte er freylich Niemand. Nur einmal entrann ihm das Wort: „Was die Könige „nicht vermögen, das müssen die Bettler vollbringen."

Doch schon an diesem Abend sah man den Erzvater der Kauze im Geheimsitz des Königs, und bald darauf predigte das Dienstgeschlecht der Kauze auf allen geweiheten Aesten gegen alle Vereinigungen der Vögelgeschlechter, vorzüglich aber gegen diejenigen der Dohlen und Krähen, und hoben ein großes Geschrey an, wie der hohe und erhabene Jupiter nicht mehr anders könne, als seiner Langmuth endlich ein Ende machen, und alle Vögel mit schrecklichem Ernst zu vertilgen, weil sie in ihrer Bosheit so weit gekommen, sich

nicht mehr zu begnügen, wie dieses auch vorhin geschehen, einzeln und unter gehöriger Anführung zu sündigen, sondern sich jetzt auf eine unerhörte Weise zu ganzen Geschlechtern vereinigten, um die unnatürlichsten Thaten mit eigener Gewalt auf die schrecklichste und strafbarste Weise zu vollbringen und durchzusetzen erfrechen. Sie predigten mit großem, sonderbarem Ernst, wie alle Arten von Vereinigungen unter den Vögeln zu gar nichts Gutem und Nützlichem führen, wie solche ganz einzig von dem höchsten Verderben des Vogelherzens, und der darinn lebenden, ewigen Gelüste nach allem, was dem geistlichen und weltlichen Vögelrecht entgegen sey, herrühre; und wie dergleichen sträfliche Vereinigungen den betrogenen Vögeln in ihrem Innersten das gute und edle Gefühl ihrer natürlichen Schwäche und Ohnmacht rauben, und sie dagegen frech, übermüthig und gewaltthätig machen; wie besonders die Dohlen sich ohne Scheu und Scham täglich mehr an der Hoheit der mächtigsten Vögel vergreifen, und auch den friedlichen Geschlechtern der Vögel zum Trotz, was diese in ihren unschuldigen Seelen verabscheuen, vollbringen, und täglich auf die mächtigsten Geyer und Welhen eine Lustjagd nach der andern anstellen. Sie predigten ferner: wie die schändlichen Dohlen auch den Brodrechten der gemeinen, schwächern und kleinern Vögeln auf die sträflichste Weise zu nahe treten, indem sie auf allen Misthäufen und auf allen neu gedüngten Aeckern alle eingemachte Früchte, die beste Nahrung der Vögel, ihnen also in Haufen vereinigt vor dem Schnabel wegschnappen, endlich bezeugten sie noch, die Dohlen seyen von den Göt-

tern verflucht, und von jeher mit der Farbe des Unglücks bezeichnet gewesen, und schloßen dann von ihren geweiheten Aesten herab, dahin, man könnte weder Tugend noch Recht unter seinen Fittigen tragen, wenn man es auf irgend eine Art mit der Dohlen-Parthey halten wollte.

Die dummen Vögelhorden glaubten, und hoben ein großes Geschrey an: sie wollten alle Dohlen vertilgen.

Viele Tauben wurden auch gegen die armen Dohlen aufgebracht, daß sie auf die höchsten Gebirge hinflogen, ihnen ihre Eier, die sie in den Klippen und Felsritzen verborgen, aufzupicken und zu verderben. Aber so wie die guten Vögel die Dohlen vertilgten, so gediehen die Geyer, und endlich merkten die dummen Vögel doch an ihren leeren Nestern, daß sie übel gethan hatten, den Mittelstand vertilgen zu wollen, den die Natur ihnen zum Schutz gegen die Geyer erschaffen hatte.

Seit dieser Zeit aber herrscht auch ein ewiger Haß zwischen den friedlichen Vögeln und dem Kauzengeschlechte, das also verführt, zu Gunsten ihrer Tyrannen ihre frommen und friedlichen Schutzherren vertilgen zu wollen.

Ich muß über die Darstellung dieses Traums aus dem Thierreiche sagen: Sie ist vor mehr als dreißig Jahren geschrieben worden, und veranlaßt mich jetzo, folgendes beyzufügen: Die Erhaltung und das Wohlbefinden der größern Anzahl der Thiergeschlechte hängt vielseitig von der, ihnen innwohnenden und mit großem Reitze belebten Kraft, sich untereinander zu beschädigen, zu betrie-

gen und zu vertilgen, ab; offenbar aber liegt diesem wesentlichen Fundamente der thierischen Selbsterhaltung ein entschiedener, der thierischen Natur innwohnender Mangel an Menschlichkeit, der dann seiner Natur nach auch einen eben so mit vielen Sinnlichkeitsreizen unterstützten Hange zur Unmenschlichkeit sowohl vorausgesetzt als zur Folge hat, zum Grunde.

Bey dem Menschengeschlecht ist dieses geradezu umgekehrt, seine Selbsterhaltung und der ganze Umfang der Beförderungs- und Sicherungsmittel seines Wohlstandes hängt unbedingt und wesentlich von dem seiner Natur innwohnenden Sinn der Menschlichkeit, und von der Unterdrückung des, in unserm Fleisch und Blut, eben wie im Fleisch und Blut der Thiere liegenden, sinnlichen Reize zur Unmenschlichkeit, das ist, von der Unterdrückung der thierischen Neigung einander zu beschädigen, zu bekriegen und zu vertilgen, ab. So wie die Thiere durch die Befriedigung ihres Unmenschlichkeitstriebs sich erhalten, sicher stellen und befriedigen, so richtet der Mensch durch die Befriedigung dieses thierischen Unmenschlichkeitstriebes sich selbst zu Grunde.

Was immer der Mensch von sinnlicher Selbstsucht und thierischer Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachtheil, zur Minderung des Wohlstandes seines Nebenmenschen, zu dessen Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, schwächt und entwürdigt er sich selber, und mit ihm den guten Zustand aller seiner Umgebungen, das ist, seines Geschlechts in dem ganzen Umfang, indem er

auf dasselbe eingewirkt und Einfluß hat, und von demselben berührt wird.

Diese Ansicht wird noch von einer andern Seite ganz klar.

Der Mensch wird nicht, wie das Thier, zu dem, was er seyn und werden soll, geboren, er wird, was er werden soll, nicht von sich selbst, er wird es nur durch die Erhebung seiner Natur zur Wahrheit und Liebe.

Diese Erhebung aber setzt wesentlich die Ausbildung des ganzen Umfangs der Kräfte voraus, durch die sich unsere Menschlichkeit ausspricht, das ist, durch die wir den innerlich belebten gereinigten und geheiligten Sinn derselben, äußerlich in göttlichen Thaten der Liebe, der Selbstverläugnung und der Aufopferungskraft unserer selbst für Wahrheit, Recht und Menschenseegen darzustellen vermögen.

Diese Ausbildung des Geschlechts sowohl in Rücksicht der inneren Reinheit, als der äußeren Fertigkeiten, deren Vereinigung das wirkliche Leben mit Wahrheit und Liebe allein möglich machen, geht indessen durchaus nicht aus der Maßabbildung unsers Geschlechts, es geht wesentlich aus der Individualbildung des einzelnen Menschen, als solchen, hervor. Die Anmerkung dieser Wahrheit ist in Rücksicht auf die Bildung unsers Geschlechts und in Rücksicht auf die Ansicht und Beurtheilung des ganzen Umfangs ihrer Mittel von der höchsten Wichtigkeit, und es ist nothwendig, die Wahrheit dieses Grundsatzes psychologischen Ursachen und Folgen, in ihrem ganzen Umfang, in ihrer ganzen Tiefe und in aller Vielseitigkeit seiner Anwendungsmittel, An-

wendungskräfte und Anwendungspflichten ins Auge zu fassen. Es ist klar, wie weit diese Ansicht hinführt. Ich sage über dieselbe nur dieses: Ich beschränke mich aber hierinn auf den einzigen Gesichtspunkt, zu dem mir die Darstellung des Thierklubbs Veranlassung giebt.

Die Ausbildung der Gemeinkraft mehrerer vereinigter Menschen führt durch ihr Wesen vorzüglich überwiegend zu der Stärkung der Kräfte, die wir mit dem Thiere gemein haben, und es ist unstreitig, daß die vorzügliche und einseitige Verstärkung der diesfälligen Kräfte die höhern Anlagen der Menschennatur schwächt, und hingegen den entgegengesetzten niedern, thierischen Kräften überwiegende sinnliche Reize, Nahrung und Spielraum verschafft, und dadurch die Fundamente, auf denen das eigenthümliche und wesentliche Heil unsers Geschlechts ruht, untergrabt und in unserm Innersten auslöscht. Man kann durchaus nicht in Abrede seyn, daß das lebhafte Gefühl der Gemeinkraft unseres Geschlechts, wie es sich durch die Zusammenstellung von vielen ausspricht, der Reinerhaltung des Selbstgefühls der menschlichen Schwäche im hohen Grade nachtheilig ist, und daß es dadurch die zur Ausbildung der Menschlichkeit so wesentlichen Eigenschaften, der Demuth, der Theilnahme, der Bescheidenheit, der Geduld und des Mitleidens gegen die Schwächern und Hülfsbedürftigen im innersten Heiligthum unserer Natur, unter beinahe allgemein eintretenden Umständen, zu schwächen und zu untergraben geeignet ist.

So wie der Sinn der Menschlichkeit, der von Liebe und Vertrauen ausgeht, und vom Gefühl der Schwäche

des einzelnstehenden Menschen unterstützt und in seiner ursprünglichen Natürlichkeit und Reinheit erhalten wird, so wird hingegen dieser reine, unschuldige Sinn der Menschlichkeit mit dem ganzen Umfang seiner Segensfolgen durch jede Art des Zusammenstehens der Menge untergraben, geschwächt und im Heiligthum seines innern Wesens gestört.

Das Wahre, Heilige der Menschenbildung geht im Wesen aller seiner Mittel von der Einheit der Menschennatur aus, und bewährt seine Wahrheit und Kraft, eben so wesentlich im ganzen Umfang seiner Resultate durch seinen Einfluß auf die Erhaltung, Stärkung und Belebung dieser Einheit. Sie, diese Basis der Harmonie unsrer Kräfte, ist indessen für jeden Menschen die Sache seiner Individualität. Wo auch nur zwey bey einander stehen, da ist, so weit sie zusammen stehen, diese Einheit nicht mehr in ihrer individuellen Reinheit da, sie ist in Zweyheit hinüber gegangen und steht in ihr also gebrochen und getheilt da; so wie mehrere zusammenstehen, geht sie in Dreyheit, Vierheit und endlich in Vielheit hinüber. Mit jeder Vermehrung der also verbundenen Menschen, mit jeder Ausdehnung ihrer Vielheit, vermehrt sich das Uebergewicht der Bedürfnisse und Neigungen, die aus der Massa der Vielheit ihres Zusammenstehens hervorgeht, und durch sie erzeugt und veranlaßt werden, auf Gefahr und zum Nachtheil dessen, was die Menschheit, als Individuum, zu solider Begründung ihres Wohlstandes allgemein und einzeln bedarf.

So weit ist es gewiß, daß das Heilige der menschli-

chen Individualveredlung und aller seiner Mittel durch die Folgen ihrer sinnlichen und physischen Vereinigung durch den Einfluß, den die Massabedürfnisse und die Massaneigungen vermöge der Menschennatur allgemein auf den esprit du corps der Vereinigten unausweichlich hat und haben muß, geschwächt und gefährdet wird, und zwar in jedem Fall in dem Grade, als das Gefühl der sinnlichen Massabedürfnisse und der sinnlichen Massaneigungen und Massakräfte noch in den Verhältnissen und Umständen der vereinigten Menschen durch große, sinnliche Reitze und Mittel unterstützt, belebt und erhöht wird.

Aus allem diesem folgt offenbar, daß das thierische Rechtsgefühl der Dohlen sich gegen den Feind ihres Lebens, ihrer Jungen und ihrer Eier, gegen den Geyer, zu vereinigen, und so vereinigt auf Tod und Leben Jagd auf ihn zu machen, kein Beyspiel ist, aus welchem ein Recht des Menschengeschlechts, sich eben so gewaltsam gegen irgend einen Feind, den die Menschen zu besiegen nicht vermöchten, zu vereinigen, herleiten läßt.

Das Menschenrecht darf durchaus weder durch die rechtlose Gewaltthätigkeit der Stärkern gegen die Schwächern, noch durch die rechtlose Vereinigung der Schwächern gegen die Gewaltthätigkeit der Stärkern, gesucht, betrieben und erzielt werden.

Das reine, heilige, von Gott selbst in die Seele der Menschennatur gelegte Gefühl des wahren Menschenrechts schließt die thierische Vereinigungslust der Schwächern gegen die Stärkern, das Dohlen- und Krähenrecht gegen die Geyer, beym Menschengeschlecht aber sowohl

aus, als es auch kein gesetzloses Gewaltsrecht des Stärkern gegen den Schwächern, kein Recht menschlicher Geyer gegen menschliche Dohlen, als ein menschliches, will geschweigen, als ein göttliches Recht anerkennt.

Aus der Wahrheit und Reinheit der Menschennatur und aus dem Bedürfnisse seines wirklichen Wohlstandes geht so wenig ein äußerliches Vereinigungsrecht des Schwächern gegen den Stärkern, als ein Gewaltthätigkeitsrecht des Stärkern gegen den Schwächern hervor; der Anspruch an beydes ist in seinem Wesen ein Anspruch gegen die heiligsten Fundamente des öffentlichen und Individual-Wohlstandes unsers Geschlechts.

Was immer der Mensch einzeln oder vereiniget, von sinnlicher Selbstsucht und thierischer Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachtheil, zur Minderung des Wohlstandes seines Nebenmenschen, zu seiner Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, dadurch untergräbt er die Fundamente seines eigenen Wohlstandes, seiner Selbstständigkeit und seiner Veredlung.

Die Massa-Gewalt irgend einer Art vereinigter Menschenhaufen, die nicht auf die vorhergehende und gesicherte Individual-Veredlung der Kräfte unsrer Natur gebaut ist, ist in jedem Fall eine, den Wohlstand und Segen unseres Geschlechts gefährdende Gewalt.

Ich fasse die erhabenste Vereinigung, die je auf Erden statt fand, die christliche Vereinigung ins Auge. Selbst die Glieder dieser Vereinigung, selbst die Bekenner der göttlichen Lehre des Erlösers dürfen zur Beförderung ihrer heiligen Zwecke nicht auf die Gewaltskräfte ihrer mensch-

lichen Vereinigung bauen. Sie dürfen den Erfolg ihres äußern Einflusses zur Beförderung des Christenthums nur von der Veredlung ihrer Individual-Kräfte in Wahrheit und Liebe erwarten. Das Christenthum selber ist nur durch den Individual-Gebrauch aller seiner Segensmittel in seinem Wesen eine wahre, unsichtbare Kirche; sie ist auch nur durch die Unsichtbarkeit ihres heiligen, innern Wesens, nur durch das Heiligthum des Segens ihres Individual-Einflusses auf die Veredlung des Menschengeschlechtes, eine wahre, christliche Kirche, das ist, eine geistige, unsichtbare Vereinigung der wahren Nachfolger Christi.

Aber wo finde ich sie, diese unsichtbare, christliche Kirche? Sie ist nirgends und allenthalben, sie steht nirgends in Massa vereinigt, der Welt sichtbar vor Augen, aber sie steht in jedem einzelnen Individuum, der ein wahrer Christ ist, unsichtbar der Welt, ihre Umgebungen heiligend und segnend wirklich da; als äußerliche Vereinigung von Menschen, als Gemeinkraft, als Volkskraft, als Resultat der äußern Vereinigung. Von vielen ist sie *nirgends*; als Resultat der göttlichen Mi..el, die die Menschennatur in ihren Individuen reiniget, heiliget und segnet, ist sie *allenthalben*; aber die Welt, als Welt, erkennt sie nicht; wo die Welt sie sucht, ist sie nicht da; sie ist in keiner Art von Verbindungen da, die aus den Bedürfnissen der Massa-vereinigung irgend eines Standes hervor geht.

Fasse ich den Adelstand, den Bürger-, den Bauern-, den Handwerks-, den Kaufmannsstand, fasse ich den Stand der verschiedenen Regierungs-Behörden, fasse ich den christlichen und sogar den Klosterstand ins Auge, so finde ich al-

lenthalben zum Dienst ihrer, in der äußern Vereinigung der Stände und in den bestehenden Mitteln ihrer Organisation große und sehr belebte Reize zum Uebergewicht ihrer Massaneigungen und ihrer Massa-Ansprüche über die Ansprüche der individuellen Existenz ihrer Glieder, und dadurch über das heilige, innere Fundament aller, unser Geschlecht wahrhaft segnenden, äußeren menschlichen Verbindungen und Vereinigungen; ich finde in ihnen allenthalben den Keim des Widerspruchs gegen das reine Leben in Wahrheit und Liebe, dieser wesentlichen, göttlichen Eigenheit des wahren Christenthums.

Jede gesellschaftliche Massavereinigung, die auf irgend eine Art die sinnliche Neigung eines Standes zu fördern, zu befriedigen, zu erhöhen und zu sichern geeignet ist, ist in so weit durch ihre äußere menschliche Organisation dem hohen und reinen innern Sinne des Christenthums entgegen. Sie hat, wenn auch noch so versteckt, den bösen Sinn der thierischen Natur und mit ihm den Keim des Krieges aller gegen alle, den Keim der Neigung, den Sinnlichkeitsgenießungen der Glieder seines Standes ohne reine menschliche selbstsuchtlose Rücksicht auf Wahrheit und Liebe im Genüge zu leisten, in sich selbst, und führt in jeder Abtheilung der Stände die Glieder derselben zu einem esprit du corps, welcher sie bald das honorificum, bald das utile ihres Stands als oberstes Gesetz desselben ansehen und die Ansprüche ihrer Nebenmenschen aus andern Ständen und andern Verhältnissen als ihr untergeordnet, anzusehen verleitet. Das ist so wahr, daß jeder armselige Handwerkspfuscher die Vortheile seines Handwerks und die Rechte seiner

Zunftinnung zum Nachtheil seiner ganzen Vaterstadt und seines lieben Wohnorts mit eben dem esprit du corps behaupten wird, als der sich in Vereinigung aller, auch der höhern Stände in Rücksicht auf das utile und honorificum jedes Standes gleich laut, gleich lebendig und gleich selbstsüchtig ausspricht. Die Täuschung, in der die Welt über das Unrecht des Uebergewichts der Massaansprüche vereinigter Menschen und Stände und des esprit du corps ihrer Selbstsucht über das Heilige, Ewige und sich selbst immer Gleiche der reinen Ansprüche in der Individualität der Glieder aller menschlichen Vereinigungen lebt, ist unermeßlich groß, und das Unterliegen des Menschengeschlechts unter dieselben so viel als allgemein, es hängt mit den Sinnlichkeitsgenießungen und Sinnlichkeitsansprüchen in allen Ständen zusammen und wird durch die Verstärkung und Verhärtung dieser Ansprüche, die aus den Massavereinigungen des gesellschaftlichen Zustandes entspringen, immer größer, und dem heiligen Uebergewicht unserer geistigen und sinnlichen Anlagen über die Ansprüche unserer Sinnlichkeit, immermehr allgemein nachtheilig.

Je ausgedehnter jede menschliche Vereinigung ist, die zur Beförderung der Sinnlichkeitsneigungen und Sinnlichkeitsgenießungen große Reitze und Mittel in sich selbst trägt, destomehr vermehrt sich auch die innere, geistige und sittliche Schwäche der Menschennatur, sowohl im einzelnen Mitglied der Vereinigung, als in der Massa, in der sie vereinigt dasteht.

Der böse Sinn der Selbstsucht unserer Natur und sein mächtiger Einfluß auf die Abschwächung und das Verder-

ben unserer edlern Anlagen steht schon selber in jedem Individuum unsers Geschlechts isolirt und an sich fest, und wenn er dann noch durch das sinnliche Intresse irgend eines Standes und seines esprit du corps gereizt, belebt, gestärkt und vergiftet wird, so ist seine Wirkung auf das Verderben unsers Geschlechts doppelt groß und doppelt entschieden. So heiter ist es, daß die Massavereinigung irgend eines Standes nur in so weit als dem Menschengeschlecht wohlthätig und wahrhaft zum Segen gereichend angesehen werden kann, als die Glieder dieser Vereinigung das Leben in der Wahrheit und Liebe höher achten als den ganzen Umfang der Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindungen und Ansprüche gewähren können. Eben so heiter ist, daß die Massavereinigung irgend eines Menschenhaufens ganz gewiß in dem Grade als dem Menschengeschlecht nachtheilig und wesentlich zum Verderben gereichend angesehen werden muß, als die Glieder dieser Vereinigung die Sinnlichkeitsansprüche und die Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindung zu verschaffen, zu versichern und zu erhöhen geeignet sind, höher achten als das Leben in der Wahrheit und in der Liebe.

Es ist also offenbar, daß das Segnende alles Zusammenstehens der Menschenhaufen, das Segnende aller bürgerlichen Vereinigungen, das veredelte Daseyn der Glieder dieser Vereinigung als ihr nothwendig vorhergehend oder wenigstens beywohnend voraussetzt, und daß die Mittel, welche gegen jede Art des gesellschaftlichen Verderbens als real wirksam angesehen werden können, durch keine Art von sinnlich belebten Volksbewegungen und Volksverei-

ni-

nigungen ausgehen können. Ich habe mich vielleicht zu weitläufig über den Zusammenhang, den man in der Darstellung dieser Thierklubbs mit klubbistischen Menschen und Volksvereinigungen finden könnte, aufgehalten; aber es war mir wichtig, daß meine Ansichten über diesen Gegenstand nicht mißverstanden werden, und aus den gleichen Gründen muß ich auch darüber, daß das Krähengeschlecht als ein Mittelstand zwischen den mörderischen Gewaltsvögeln und zwischen den sanften Hühnergeschlechtern und Singvögeln dargestellt wird, einige Bemerkungen hinwerfen.

Es hat unter den Thiergeschlechtern durchaus keinen eigentlichen Mittelstand; sie scheiden sich ihrer Natur nach in Thiere, die fressen, und in Thiere, die gefressen werden, davon die lezten schwächern allgemein dennoch mit einigen Vertheidigungskräften und einigen Ausweichungsmitteln, die andern aber mit Angriffskräften und Ueberlistungsmitteln versehen sind. Zwischen beyden aber ist kein Mittelstand, der zur Beförderung des Wohlstandes, beydes, der Schwächern und der Stärkern geeignet wäre, auch nur denkbar.

Unter den Menschen hingegen ist ein Mittelstand zwischen den Mächtigen und Schwachen, zwischen den Großen und Kleinen nicht nur denkbar, er ist ein wesentliches Bedürfniß des gesellschaftlichen Zustandes, das vorzüglichste Mittel der Bildung, Erhaltung und Sicherung des allgemeinen Spielraumes und der allgemeinen Belebung der sittlichen, geistigen und Kunstkräfte, von denen alle wahren Segnungen des Menschengeschlechts und mit ihnen

die wahren Quellen der öffentlichen, allgemeinen und des Privatwohlstandes unsers Geschlechts ausgehen; aber dieser Mittelstand kann und darf in keinem Lande in einem Personale gesucht werden, das im Dienst der Macht stehend, das Uebergewicht des Spielraums seiner Sinnlichkeitsgenießungen und damit auch des Spielraums seiner Leidenschaften diesen Dienststand zu verdanken hat; er darf aber auch nicht in einem Land gesucht werden, von dem man nur von Ferne vermuthen könnte, daß er in seinen Umständen und Lagen Ursache und Neigung, und in seinen Anlagen und Kräften Mittel suchen und finden möchte, im Dienst des Volkes und im Einfluß auf die Meinungen, Ansprüche, Verbindungen und Bewegungen desselben, Mittel und Wege zu einem ähnlichen Uebergewicht des Spielraums seiner Sinnlichkeitsgenießungen und seiner Leidenschaften zu gelangen. Nein! der Mittelstand des Volkes darf weder in einem Personale gesucht werden, das in den schon erworbenen Mitteln der Sinnlichkeitsgenießungen der Possidenti von Alters her bis zur Abschwächung seiner selbst und seiner wesentlichen Kräfte zu schwelgen gewohnt war, noch in einem, das in seiner Lage Reitze finden und Mittel suchen möchte, im Dienst des Volks den nämlichen Spielraum, die die Possidenti in dem Dienststand der Macht schon von Alters her genossen haben, sich durch ihren Einfluß auf das Volk, seine Meinungen und Ansprüche zu verschaffen und dieselben dann hinwieder, eben wie die andern, zur Abschwächung ihrer selbst, ihrer Kräfte und ihrer Mittel schwelgend zu mißbrauchen. Nein! der Mittelstand des Volks, dieser Mittelpunkt der schöpfe=

rischen Kraft aller wahren gesellschaftlichen Volkssegnungen muß in einem Personale gesucht und anerkannt werden, das sowohl von dem Kraftdienststand der Macht unabhängend, als von dem Traumdienststand des Volks ungeblendet durch die belebtesten Interesse seiner Realverhältnisse an die Einsichten, Kräfte, Fertigkeiten und Tugenden des Privatlebens und der häuslichen Selbstständigkeit gleichsam angebunden und durch seinen Lebensgang diese Einsichten, Kräfte und Fertigkeiten durch Erfahrung und Benutzung sich einzuüben und habituel zu machen in seinem täglichen Leben Reitze, Spielraum, Gelegenheit und Bildung findet und genießt; er muß in einem Personale gesucht und anerkannt werden, das die innern Fundamente des öffentlichen Wohlstandes, die Bildungsmittel der häuslichen Kräfte unsers Geschlechts und die Sicherheit der häuslichen Beruhigung durch eigene Erfahrung erkennen und mit auffallender Kraft benutzen gelernt hat; er muß durch Männer erzielt werden, die als persönlich redende Beispiele dastehen, welche auffallend beweisen, durch was für Mittel die Kräfte des Landes, für deren Mißbrauch und Zerstörung die sinnliche Selbstsucht des Menschengeschlechts, sobald sie einmal da sind, und zur Benutzung vorliegen, allgemein reizt, wirklich erworben und gleichsam aus dem Nichts erschaffen werden können. Er, dieser Mittelstand, der als die schöpferische Kraft alles wahren Landessegens und aller guten Landeskräfte anzusehen ist, muß in einem Personale gesucht werden, das Kräfte und Mittel in sich selbst trägt, als diese schöpferische Segenskraft im Lande selber dazustehen, d. h. durch irgend eine Art thatsächlicher

Erwerbskräfte und Erwerbsthätigkeit auf das Wachsthum des Landessegens und seiner Erquickungs- und Beruhigungsmittel mit auffallendem Erfolg einzuwirken und nicht aus einem, das als fruges consumere nato dasteht, noch weniger aus einem, das sich sichtbar dahin drängt, eben dieses zu werden.

200.

Die Katzen-Gerechtigkeit.

Wo wir uns nur zeigen, da heißt es: hier sind die untreuen, diebischen Katzen! Könnten wir nicht auch zu Futter und Mahl kommen, ohne diesen bösen Namen?

Also sprach neulich eine Katzenschaar, da ein Paar von ihnen über der That ertappt, mit wundem Felle ihrer Strafe entronnen. Eine fette Schooskatze antwortete ihnen: Kinder! schmeichelt den Menschen, und sie werden euch füttern, wie mich die Tante, die mir alle Sorge des Stehlens, und alle Mühe des Mausens mit ihrem eignen Brod und mit ihrem eignen Braten erspart.

Das hilft nur, sagte eine arme, magere, wenn man ein Fell hat, das dem lüsternen Mannthier gefällt, oder sonst so glücklich ist, eine Katzentante zu finden, wie du eine hast.

Ja! Ja! die Schooskatzen haben gut reden, schrien jezt alle magern Katzen, wir andere mögen lange miauen, es bringt uns dafür niemand weder Braten noch Brod.

Das verdroß die alte Schooskatze; sie sagte zu ihrer

Nachbarinn: das Bettelvolk ist allenthalben gleich, es läßt sich nie rathen; wenn sie Verstand hätten, so würden sie doch an meinem Sessel und an meinem Tische merken, daß ich es wohl verstanden habe, mich durch die Welt zu ziehen. — Mit dem schlich sie sich fort. Darauf sagte die alte, arme magere, die aber auch nur auf eine andere Art, als die Schooskatze, einen verdrehten Kopf, voll der Dünsten, träumerischen Einbildungen hatte, zu ihren magern Gespielen: ärgert euch nicht! sie meint es nicht böse, aber das Sesselsitzen macht alle Katzen zu Narren. Mich hat es nicht verderbt; mein mageres Fell zeuget, daß ich alles Katzenelend selbst erfahren und selbst getragen habe.

Ich weiß also aus sichern, eigenen Erfahrungen nicht blos, wo es uns fehlt, sondern auch noch, wo es uns in Zukunft fehlen wird.

Auf diese Erfahrungen gestützt, glaube ich, es sey ein einziges Mittel zu unserer Errettung übrig. Wir müssen uns nämlich mit den Mäusen vergleichen, daß sie uns Futter und Mahl selbst zusammentragen, und wir hingegen sie dann auch nicht mehr fressen.

Erstaunt stand die Katzenschaar da. Der Vorschlag schien ihr eine wesentliche Neuerung gegen die uralte Verfassung der Welt und gegen die ursprünglichen Naturansprüche und Gewaltsrechte ihres Standes.

Doch allmählich wurden sie mit dem Gedanken an eine solche Vereinigung vertrauter, und fingen an, ihn allerdings mit dem Geist der Zeit und der Umstände übereinstimmend zu finden. Er gefiel vorzüglich den Armen und Magern. Von den Jungen und Starken hingegen

sagten einige: die so allenthalben zusammengetragene Mäusespeise kann uns nicht dienen, und es ist uns ewige Schande, also an der Mäuse Kost zu kommen, und von ihnen das Gnadenbrod zu essen.

Andere hingegen behaupteten: diese Ehrenbedenklichkeiten gegen Mäuse sind weit unter uns, und jetzo gar zur Unzeit. Was uns Thiere bringen, die wir fressen könnten, kann uns in Ewigkeit keine Schande seyn.

Eine arme, magere, die diese Ehrenbedenklichkeiten auch zur Unzeit angebracht fand, sagte annoch: glaubet mir, ich habe es erfahren, Mäusespeisen sind Leckerbissen; und wenn sie es auch nicht wären, so bedenket, wenn wir uns forthin ohne eine Nachhülfe, blos mit Mäusefleisch erhalten wollen, so müssen diese Thiere, sie können nicht anders, nach und nach aussterben, und dann wird das hartherzige Mannthier, das uns nicht ferner brauchen kann, uns zu Tausenden zu Tode schlagen.

Vor diesem Gedanken entsetzten sich alle Katzen, und hoch schwoll jezt in ihrem Herzen der Wunsch, mit Mäusebrod versorget, ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu haben, und die Mäuse dann nicht mehr zu fressen.

Diese wurden also versammelt; die mürben Katzen gaben ihnen Geleitsbriefe, und ein katzenfeindlicher Dogge war ihnen für das Worthalten der untreuen Mäuserinnen Gewährmann.

Indessen hatten es die schlauen Thiere durch Hoffnungen, die sie bei einigen Mäusen erregten, beim einzuführenden Katzentribut als Commissaires angestellt zu werden, dahin gebracht, daß ihre Gesandtschaft mit großen Ehren

empfangen, und mit einer feierlichen Anrede bekomplimentirt wurde, deren Auszug den Akten beigefügt ist.

Sobald die Komplimentirmaus ausgeredet hatte, so trat dann der Katzengesandte mit gemessenem Schritte hervor, stellte sich ganz bescheiden an die Seite seines Gewährmannes, dankte vorläufig für den freundlichen, ehrenhaften Empfang, und versicherte darauf von aller Katzen wegen: ihr jezt lebendes Geschlecht sei mit dem Geiste der Zeit unendlich vorgeschritten, und habe selbiges an der Liebe, die nunmehr alle Thiergeschlechter zur Gerechtigkeit, zur Mässigung und zur Sittlichkeit zu zeigen anfangen, sein gröstes Wohlgefallen, sie wünschen auch nichts mehr und nichts sehnlicher, als das goldene Zeitalter, in welchem alle Thiere friedlich untereinander lebten, wieder herzustellen, und besonders schickliche Mittel ausfindig zu machen, den alten Zwist, der zwischen ihrem gewaltigen und starken Geschlechte, und dem gutmüthigen, bescheidenen, aber schwächern Mäusegeschlecht, seit der Erschaffung der Welt, unglücklicher Weise obgewaltet hat, wenn es immer möglich wäre, ein beförderliches und glückliches Ende zu machen; sie seyen auch ihrerseits fest entschlossen, das Mäusegeschlecht von nun an nicht mehr als ein ihnen mit Leib und Blut zu dienender Fraß, sondern als ein mit ihnen freiwillig und rechtlich verbundenes Volk anzusehen und zu betrachten; hoffen dann aber, daß die Mäuse hierin ihren Edelmuth ganz erkennen, und auch ihrerseits alles dasjenige thun werden, was unumgänglich erfordert werde, eine so glückliche Vereinigung des gegenseitigen Interesses beyder Geschlechter zu Stande zu bringen.

Darauf ließ sie von der Spitzmaus, welche die Feder führte, das weitläufige Projekt dieser ewigen Vereinigung ablesen; und nachdem dieses geschehen war, sagte sie dann noch mit katzenfreundlichen Worten: Es ist ja nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, was die mächtigen und edelmüthigen Katzen von euch zu fordern geruhen, und ihr könnet jetzo, was ihr nie hattet hoffen dürfen, Sicherheit, Leben und häusliche Ruhe mit unglaublich kleinen Dienstleistungen erkaufen.

Aber kaum hatte sie ausgeredet, so trat eine Maus, deren Kühnheit sie zum Sprecher ihres Geschlechts machte, auf und sagte: Brüder und Schwestern! bisher fieng uns doch nur das Mannthier mit Speck; laßt uns nicht dahin versinken, selbst am Katzenspeck anzubeißen, und uns durch Verräther aus unserer Mitte und ihre freche Beredsamkeit selbst dahin verführen, uns, unsere Kinder und Nachkommen zu ewigen Katzenknechten zu machen. Die Natur, fuhr sie fort, hat uns gelehrt, unser Heil in unsern Löchern zu suchen, und es unserm Herzen verboten, dasselbe jemals von Katzen-Gunst und Katzen-Gnade zu erwarten.

Das war allen guten Mäusen wie aus dem Herzen geredet; sie flohen in ihre Löcher, und was auch die Komplimentirmaus immer that, es zu verhüten, so konnte sie die Mäuse nicht mehr zum Stehenbleiben bringen, und die deputirte Katze mußte mit dem Bericht zurück; wenn sie leben wollen, so müssen sie sich forthin allen Beschwerden des Laurens, allen Mühseligkeiten des Mausens und allen Gefahren des Stehlens unterziehen. Die unnatür-

lichen und verstokten Mausthiere seyen ganz unmöglich dahin zu bringen, ihnen aus freiem Willen ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu versichern.

Das hatten die stolzen Katzen nicht erwartet; sie glaubten im Gegentheil, die Mäuse würden alles in der Welt thun, um sich von ihrem Blutrecht loszukaufen. Da es aber also nicht geschah, schrien sie aus einem Munde: „Es ist nichts daran gelegen, wir wollen es ihnen jetzo schon machen." Doch miaute noch eine zwischen hinein: es ist verflucht, daß wir mit diesem unvorsichtigen Antrage unsern ganzen Katzenstand kompromittirt haben, aber wenn ich dabei gewesen wäre, so wäre es gewiß nicht geschehen.

201.

Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von aller Mäuse wegen die T. T. Katzengesandtschaft bekomplimentirt hat.

Sie theilte ihre Rede in Quis? Quem? Ad quem? das ist, Wer? Wen? Zu wem? ab, und sagte dann: „es fragt sich also erstlich: quis? wer sendet, in dem wich„tigen Zeitpunkt einer allgemeinen Gährung im Thierrei„che, ihre hohe Gesandtschaft an unser Geschlecht? dieß „ist das erhabene königliche Katzengeschlecht, das von dem „sich veränderten Geist der Zeit, in seiner hohen Seele „durchdrungen, uns nicht ferner nur im schrecklichen Mun„de und zwischen den Zähnen vor seine Audienz zu tra„gen gesinnt ist, sondern vielmehr geruhet, an uns, wie „wenn wir seinesgleichen wären, seine hohe Gesandtschaft „abzusenden."

„Es frägt sich dann ferner: Quem? Wen sendet die„ses hohe königliche Geschlecht an uns? Und dieses ist der „Hochgeborne, gnädige Kater, Kater Mameliski, dessen „hohes Geschlecht aus der Arche Noå entsprungen, in „Syrien und Egypten mit Löwen und Leoparden ver„schwägert, und in Europa seit undenklichen Zeiten bei „allen Katzenfürsten in Gnade gestanden hat, und also „auch die wichtigsten Stellen in Kirche und Staat ver„waltet."

„Endlich frägt es sich: Ad quem? Zu wem sendet „das hohe Katzengeschlecht den Hochgebornen Kater, Ka-

„ter Mameliski? Und auch dieses ist kein unrühmliches „Geschlecht. Auch unter uns haben von jeher Helden ge„lebt, die sich mit unglaublichem Muthe, selbst am hellen „Tage, ihren Feinden vor Augen stellten; noch weit mehr „aber, Weise, die uns die künstlichsten Schleichwege zu „unsrer Errettung und zu unsrer Erhaltung gelehrt haben."

„Endlich könnte man noch fragen: Quare? Das ist: „Warum sendet das königliche Katzengeschlecht in der Per„son des erlauchten Katers, seinen Gesandten an uns? „dieses wäre aber ganz augenscheinlich dem Gegenstande „vorgegriffen, dem wir aus dem beredten Munde Sr. „Excellenz, den ich in aller Mäuse Namen und mit wah„rer Mäusebescheidenheit zu begleiten die Ehre habe, in „aller Ehrfurcht zu vernehmen uns eigentlich versammelt „haben."

„Es bleibt uns also nichts übrig, als zum voraus „uns mit allem Zutrauen der freudigen Hoffnung zu über„lassen, von Seite der königlichen Katzen Vorschläge zu „erhalten, die auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet, „die dankbare Anerkennung unseres Geschlechts für uns „und unsere Nachkommen erfordern werden."

Diese Katzenvorschläge an die Mäuse, wenn man die Angelegenheiten der Katzen an die Mäusegeschlechter mit den Angelegenheiten des Menschengeschlechts vergleichen darf, sind ein eigentliches Bild der Unnatur, in welche die Schwächlinge des Menschengeschlechts durch die Folgen des Verkünstlungsraffinements unsers Civilisationsver-

derbens versunken, und so heiter es aus der Ansicht, die der Darstellung des Thierklubbs zum Grunde liegt, hervorgeht, daß der Mensch seine Selbsterhaltung und den ganzen Umfang seines Wohlstands nur durch das Uebergewicht des sittlichen und geistigen Wesens unserer innern Natur über seine äussern und thierischen Ansprüche zu erzielen, zu befördern und zu erhalten vermag, und so gewiß es ist, daß das Uebergewicht seiner sinnlichen Ansprüche den wahren Wohlstand unsers Geschlechts in allen seinen Fundamenten gefährdet und untergräbt, und den Krieg aller gegen alle im Menschengeschlecht in dem Grade mehr nährt, belebt und erhaltet, indem er den Resultaten der sinnlichen Selbstsucht unsers Verderbens in allen Standes-, Berufs-, Kunst-, Gewerbs- und Gewaltsvereinigungen mehr oder minder großen Spielraum verschafft; so gewiß ist es hinwieder, daß das Uebergewicht unsers sittlichen und geistigen Wesens über unser sinnliches Verderben alle Fundamente unserer Selbsterhaltung und alle Mittel der Stärkung und Veredlung unserer Kräfte und Verhältnisse stärkt, belebt, erhaltet, und dadurch unsrer sinnlichen Neigung zum Krieg aller gegen alle im innersten Heiligthum unsrer Natur selbst entgegenwirkt, und durch Begründung des innern Friedens unsrer selbst mit uns selbst uns mit unserm ganzen Geschlecht versöhnt; so unstreitig ist es hingegen, daß die Welt nicht in diesem Frieden lebt, daß der Krieg aller gegen alle, in jeder Form der menschlichen Vereinigung, welche äußere Gestaltung sie auch immer haben mag, vom Anfang der Welt bis auf diese Stunde fortdauert, und bis ans Ende der Welt fortdauern wird.

Es kann nicht anders seyn, die Welt in allen ihren Verbindungen und allen ihren Gestaltungen liegt im Argen. Der Krieg aller gegen alle ist das Erbtheil unsers Geschlechts. Aber die Art, wie er geführt wird, ist so verschieden als die Gestaltung der äußern Verhältnisse der Welt, die ihn veranlassen, nähren und unterhalten. Er wird in rohen, barbarischen Zeiten sichtbar roh und barbarisch geführt. In civilisirten, auch eben so wie in rohen, kulturlosen Zeiten geht er zwar aus dem gleichen barbarischen, in seinem endlichen Resultat zur Unmenschlichkeit hinlenkenden Sinne unsers thierischen Verderbens hervor, und ist in seinen Ursachen und Wirkungen in beiden Verhältnissen innerlich durchaus sich selbst gleich, äusserlich aber verliert er, auch im tiefsten Verderben des civilisirten Zustands, den grellen Schein seines, das Göttliche unsrer Natur vergiftenden Wesens, aber wahrlich nur auf Gefahr der Verstärkung seines unsichtbaren, innern Gifts selber. Dieses erzeugt seiner Natur nach in seinem Verhältniß und in seinen Umgebungen einen Verkünstlungszustand, dessen Natur unser Geschlecht in sittlicher und geistiger Hinsicht immer mehr abschwächt und entkräftet, und dadurch den Krieg aller gegen alle in seinen verschiedenen Erscheinungen nicht so fast blutig, als auf Abschwächung und Entkräftung einwirkend, in die Augen fallen macht. Je weiter indessen in einem Lande ein Volk in diesem Abschwächungs- und Entkräftungszustand vorschreitet, je mehr führt es dasselbe dahin, daß es bald keine größere Angelegenheit kennt, als das Verderben seines innern Wesens zu übertünchen und zu verblenden, und mitten im wach-

senden Gift seiner Unmenschlichkeit, bei allen, auch bei den stärksten Schritten seines fortdauernd immer mehr belebten Kriegs aller gegen alle, einen blendenden Schein der Neigung zum Frieden, und selber zu einer, alle Pflichten der Menschlichkeit anerkennenden, Cultur vor sich zu tragen.

In diesem Zustand gefährdet der Krieg aller gegen alle unser Geschlecht in Rücksicht auf die steigende Minderung aller wahren Fundamente der menschlichen Cultur, so wie auf die steigende Abschwächung des innern Heiligthums aller gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Segnungen in einem gleichwachsenden Verhältniß. In allen diesen Rücksichten wird er in seinem Einfluß auf die Untergrabung aller sittlichen, geistigen, häuslichen und bürgerlichen Fundamente des menschlichen Wohlstands in allen Ständen immer verfänglicher, und das innere Heiligthum des gesellschaftlichen Zustandes im Allgemeinen weit gefährdender, als er es in rohen, barbarischen Zeiten durchaus nicht in dieser Allgemeinheit und Ausdehnung werden könnte. Die rohesten Zeiten sind wenigstens in christlichen Staaten so viel als allgemein, mit einem, wenn auch der Erkenntniß- und Kunstmittel halber beschränkten Gemeingeist, und einer dadurch erzeugten, innern, gleichartigen Gemeinkraft belebt, deren Einfachheit und Unverschrobenheit die allgemeine Abschwächung der Kräfte der Menschennatur, die ein hoher Grad des Verkünstlungsverderbens unsers Geschlechts nothwendig mit sich führt, unmöglich und undenkbar macht, geradezu ausschließt.

Desnahen ist die Verschiedenheit im höchsten Grad

merkwürdig, die in der Art der Volksbewegungen zur Selbsthülfe in den Epochen ihres mehr oder minder rohen, und in denjenigen ihres mehr oder minder raffinirten Verkünstlungszustands statt findet; in dem ersten gehen die Bewegungen der Völker zur Selbsthülfe und Empörung gewöhnlich von Gewaltthaten wirklich schreiender Unmenschlichkeiten, von Verweigerung des gesezlichen Rechts, vom Gefühle kränkender Verletzungen wirklich besitzender Privilegien, von warmer Theilnahme an dem Unrechtleiden gekränkter und mißhandelter Menschen, besonders solcher, die öffentliche Achtung und allgemeines Vertrauen im Lande besitzen, hervor; auch sind sie, diese Volksbewegungen zur Selbsthülfe, in einer solchen Epoche vielseitig mit heissen Thränen der Wehmuth und Demuth begleitet, und erscheinen in diesem Falle immer als Resultate des Gemeingeistes und der Gemeinkraft des Volks mit großer gradsinniger Entschiedenheit, so wie sie sich mit muthvoller, freiwilliger Hingebung des Volks zur Darbietung seines Haab und Guts, seines Leibes und Lebens, seines Guts und Bluts, für Weib und Kind, zum Schutz seines Haussegens und des Vaterlands äußern. In den raffinirten Epochen unsers Verkünstlungsverderbens hingegen ist dieses gar nicht der Fall, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß die Volksbewegungen zur Selbsthülfe in solchen Epochen allein und einzig aus den natürlichen Folgen des bestehenden Abschwächungszustands und Verkünstlungsverderbens aller Stände hervorgehen, so ist doch unwidersprechlich, daß sie in denselben allgemein mit den belebtesten Folgen dieser Abschwächung innig verwoben sind, und das Gepräge

der Unnatur des Verkünstlungsverderbens ihrer Epochen und alle seine Folgen allgemein an sich tragen und auffallend als Aeusserung einer allgemeinen und rasend gereizten Begierlichkeit, zu erndten, wo man nicht gesät, erscheinen und von, im höchsten Grad sinnlich belebten Gelüsten, auf der faulen Haut zu liegen und mit aufrechtem Rücken herumzugehn, herrühren; und so wie die Geschichte und die Erfahrungen beweisen, daß die Volksbewegungen zur Selbsthülfe in rohen Epochen, so viel als allgemein, von einer warmen Theilnahme am wirklichen Leiden des Volks ausgehen und gemeiniglich mit heißen Thränen der Wehmuth und Demuth begleitet sind, so gehen diese Bewegungen in verkünstelten Zeiten gar oft vom Uebermuth im Wohlstand, vom Lachen des Hochmuths aus; und wie sie in der ersten Epoche sich als Resultate des Gemeingeistes und der Gemeinkraft mit großer Entschiedenheit und mit muthvoller Darbietung von Haab und Gut, von Leib und Blut, beides, für Weib und Kind und für das Vaterland aussprechen, so sprechen sie sich in den Verkünstlungsepochen als Resultate des Partheigeistes und der Partheikräfte, und vielseitig mit zweideutiger Unentschlossenheit, mit Muthlosigkeit im Unglück, und mit allen Kleinlichkeitsrücksichten auf das, was jeder einzeln in diesem Volk spielt, zu gewinnen und zu verlieren hat, und mit mehr Rücksicht auf die Erhöhung der sinnlichen Lebensgeniessungen ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Stände, als auf die allgemeinen Fundamente des häuslichen und bürgerlichen Segens und der häuslichen und bürgerlichen Selbstständigkeit aus. Sie sind in solchen Epochen gar oft Folgen von Aufwieglungen und

Aufbrausungen eines künstlich belebten Modetons, und hangen in denselben eben so oft mit einem großen Appareil eines unruhigen und nicht selten belebten Cerimonien- und Comödiantenlebens affenmässig und mit einer, in allen Ständen allgemein gewordenen Abneigung vom Leben und den Lebensgeniessungen im väterlichen Hause und im väterlichen Stande, innig zusammen, und äussern sich ebenso in einer rasendbelebten Neigung, zu fliegen ehe man Federn hat, zu einem allgemeinen träumerischen Streben nach Luftschlössern, mitten indem man in der Realität seines wirklichen Seins immer tiefer in den bodenlosen Sumpf, auf dem man wirklich steht, hinein sinkt. Er, dieser Krieg aller gegen alle, bezeichnet sich in einer solchen Epoche wesentlich durch einen traurigen Verlust von der reinen Anhänglichkeit an besitzende Rechte, an das innere Heiligthum aller wahren Rechte, an das Rechtthun selber, und erzeugt allgemein im Volke selber träumerische Modenurtheile, Modenmeynungen und Modengrundsätze über das Volksrecht, die ohne Rücksicht auf die Fundamente der Segenskräfte aller wahren Rechte und aller wahren Volkshülfe leidenschaftlich auf das Volk wirken, und durch die Intresse der sich durchkreutzenden Selbstsucht aller Stände geeignet sind, in ihren Folgen auf die Edlern ihres Landes dahin einzuwirken, um auch sie zu Partheimännern umzustempeln, daß in solchen Epochen auch sie mit dem besten Herzen von den gegenseitigen Blendwerken der bürgerlichen Zeitmeinungen und Modebestrebungen irregeführt, die reinen Ansichten von den Fundamenten der wahren Volkshülfe und des wahren Volkssegens aus den Augen ver-

lieren, und das Heil des Landes, oft wie Tollhäusler, deren Gehirn von einer fixen Idee überworfen ist, einzig und allein in dem Sieg der Herrschafft ihrer Partheimeinungen und Partheigelüste und in der Allmacht des esprit du corps ihrer selbstsüchtigen Vereinigungen erkennen.

Er, dieser Krieg aller gegen alle, ist in dieser Epoche geeignet, jeden Staat im ganzen Umfang seiner allgemeinen Interesse in die Hand einer einseitigen Clique zu liefern, und das Heil des Landes im Allgemeinen auf die Spielkarte des Glückes oder Unglücks dieser Clique zu setzen, und dadurch ihn an den Rand des äußersten Verderbens und dahin zu bringen, die fixen Ideen jedes selbstsüchtigen Partheigeists selber den Umgebungen der Thronen näher zu bringen, und selber auf den Stufen des Throns feststehen zu machen, die dem geheiligten Herzen des Fürsten nahe stehen, und zugleich mit eben diesen fixen Ideen den göttlich gegebenen Boden der Throne zum Tumultplatz der Verwirrung und der Zwietracht zu machen, und so den Mittelpunkt aller wahren Segensgenießungen der Staaten in seinem Innersten zu erschüttern, und in einen Schwachheitszustand zu versetzen, wie dieses in rohen, barbarischen Zeiten durchaus nicht der Fall seyn kann. Nein, nein, dieser Grad des allgemeinen Staatsverderbens kann nur durch die Resultate des Verkünstlungszustandes des Kriegs aller gegen alle, die die äußerste und unsinnigste Trennung der Interesse der Possidenti und der Eigenthumslosen, er kann nur durch den Alleinbesitz der Ehre in der Hand stolzer Gewalthaber, an der Seite der erbitterten Ehrlosigkeit verdienstvoller Männer Statt finden, er kann

nur durch den vollendetesten Sieg der Unnatur und Verkünstlung über die Natur und Kunst selber herbeigeführt werden. Die Unnatur der Resultate einer solchen Epoche führt aber auch in allen Ständen zu Auftritten, Projekten und Begegnissen, die den Auftritten und Begegnissen, die in der Darstellung der Katzen- und Mäuse-Vereinigungsprojekte vorfielen, wie ein Ei dem andern gleichsehen; und erzeugt hinwieder unter den vorzüglichern Theilhabern der Volksbewegung Charaktere, die den Charakteren und Auftritten, die beim obgewalteten Vereinigungsprojekt der Katzen und Mäuse statt fanden, wie ein Ei dem andern gleichen. Man erinnere sich nur des Projekts der Freßordnung, die der alte Hahn im Hühnerstalle vorschlug, und des Füchsen mit rothen, glühenden Augen im Kreise der fleischfressenden Thiere und aller Vorschläge, die er ihnen machte; und in Rücksicht auf die Gleichheit der Charaktere, die sich in einer solchen, aus der Abschwächung aller Stände hervorgehenden Volksbewegung entfalten, mit den sich in dieser Katzen- und Mäuseangelegenheit auszeichnenden Charakteren, und denke namentlich an die fette Schooskatze, die den magern anrieth, wie sie dadurch, daß sie den Menschen schmeicheln, alle zu guten Bissen gelangen können, und dann nebst vielen andern noch an die Spitzmaus, die gerne von den Katzen als Commissär angestellt werden möchte, und an die künstliche Rede, die sie in quis, quam, ad quem abtheilte, hingegen aber das quare gar nicht berührte, sondern den versammelten Mäusen anrieth, dasselbe mit vollkommenen Zutrauen aus dem Munde des erlauchten Katers, Katers Mamelisti zu erwarten.

202.

Der große Thierkrieg mit seinen Ursachen und Folgen.

Die die Erde beherrschenden Löwen versanken einmal, durch Jupiters alles verhängenden Willen, in Blödsinn, und setzten, von innerer Unfähigkeit des Herrschens erniedriget, die ganze Kraft ihrer kranken und exaltirten Herrschergefühle an den Schein der Sache, deren Wesen ihnen die heiligen Götter geraubt hatten.

Vorher zollte täglich ein Rehbok, oder ein anderes vollwichtiges Thier seinen Magen den Natur=Zoll seines Geschlechts nach des Löwen wirklichem Bedürfniß.

Jezt aber sollten alle Rehböcke zusammen und alle Geschlechter der Thiere ihrer zerrütteten Einbildungskraft, einen eben so kränkenden und erniedrigenden, als unnützen Augendienst leisten.

Die Blödsinnigen hatten alles Gefühl der Natur verloren. Sie bedurften des Regierens, wie hysterische Weiber Nerven stärkender Gerüche. Sie fielen vom Gedanken, es nicht mehr regieren zu können, in Ohnmacht. Also im Innersten widernatürlich gestimmt, wollten sie immer, und alles regieren, und alle Thiere der Erde glauben machen, daß sie sämmtlich unfähig seyen, sich selbst zu regieren, und nur durch das Wohlgefallen ihres Maulverzerrens, das sie lachen hießen, Thiere werden könnten, wie sie seyn sollen und müssen. Auch fanden sie jezt keinen Gefallen mehr an irgend einem Dienste der Thiere, als insoweit er wider ihre Natur war.

Ihre Tiger mußten mit Seife gewaschen vor ihnen erscheinen; ihre Wölfe hatten Hofkleider von Lämmerfällen; ihre Bären trugen Maulkörbe, und giengen an Stecken; ihre Adler hatten Pfauenschwänze, ihre Geyer zwangen den knorrichten Hals in Schwanengestalt; ihre Schlangen giengen auf Stelzen; ihre Kauzen hatten haarlose Köpfe, und mußten, ihnen zur Freude, oft am hellen Mittage an der Sonne fliegen; ihre Stiere mußten Bärendienste thun; ihre Kühe wurden für Hunde, und ihre Esel für Parden gebraucht, und den Hunden war vielseitig aufgetragen, was sonst die Löwen selbst verrichteten. Auch der hohe Elephant war, wider seine Natur, zum Blutdurst gereizt; und das reine und edle Geschöpf, das sich, voll Verachtung von jedem Viehe trennt, an dem ein Blutstropfe hängt, das Pferd, athmete am vollen Haberbaren grimmige Kriegslust.

Aber dadurch, daß sie also einem jeden Thiere die Tugend seines Geschlechts raubten, erhielten diese sämmtlich die einzige Eigenschaft darinn sie alle zusammen kommen konnten, sie wurden alle zu Affen, und erhielten, anstatt der verlorenen Tugenden ihrer eigenen Natur, die wesentliche Eigenschaft ihres neuen Geschlechts: Die Fehler ihrer Meister zu riechen, und mit zitternder Ungeduld zu gelüsten, sich über dieselbe zu erheben.

Hieraus entstand in ihren verdorbenen Seelen der widernatürliche Wunsch: „Wir wollen alle mit einander regieren.“ Dieser Wunsch liegt sonst gar nicht in den Seelen der Thiere, aber jezt sprach ihn ein Einzi-

ger aus, und wie ein Blitz war er in den Seelen von Allen.

Allein er erschien in den einen als ein Katzengefühl in Mäuseseelen; in dem andern als ein Hundgefühl in erbitterten Schaafen. Hier als ein Schlangenwind im ungebåndigten Stiere; dort als ein Tigergelust in der Kälbergebährenden Kuh; und oft als eine Löwenbegierde im wunden, elenden Esel.

Indessen war die Affenmeinung, wir wollen alle mit einander regieren, nichts mehr und nichts weniger, als eine Kriegserklärung wider die Meinung des Wahnsinnes: wir wollen wie hysterische Weiber, und immer und alles regieren. Auch standen die Krautfressenden Thiere plötzlich und allgemein gegen die Fleischfressenden im Aufruhre.

Da sie aber sämmtlich zu Affen geworden waren, so standen viele Fleischfresser auf die Seite der Krautfresser, und viele Krautfresser auf die Seite der Fleischfresser. Schlangen und Füchse stellten sich auf beiden Seiten voran. Der Krieg war erschrecklich. Weit und breit waren alle Wälder und Berge damit erfüllt.

Selbst in Asiens fetten Weiden erschallte der Ruf der vielsiegenden Krautthiere, und was in diesen Gegenden noch nie erhört worden war, geschah jezt.

Zahllose Affen riefen, auf ihren Bäumen versammelt, allen Thieren, und dem Elephanten selbst, der in ihrem Forste Recht und Gerechtigkeit verwaltet, das neue Krautfresser=Geschrei zu: „wir wollen alle mit einander regieren, und zu Felde ziehen wider Tiger und Löwen.

Der Elephant that eine Weile, wie wenn er nichts hörte; aber da sich immer mehr Thiere, oben in den Lüften, und unten auf dem Boden, bei den Affenbäumen versammelten, wollte ihm dieses Geschrei nicht mehr behagen. Er warf seinen Rüssel gegen die Affenbäume auf, und sagte: ihr elenden Thiere! esset doch ferner eure Nüsse und Mandeln, und suchet in jeder Gefahr, mit euern langen Beinen, das Heil über Stauden und Stöcke; aber maßet euch nicht an, die Ruhe meines Forstes zu stören.

Dann wandte er sich an die andern Thiere, und sagte zu ihnen: ihr stehet hier nicht unter wahnsinnigen Löwen. Ich schütze euch selbst vor dem Unfuge dieser wilden Höhlenbewohner; ich ehre in eurer Natur einem jeden sein Recht, und gönne ihm dieses Recht als seine Freiheit. Was wollet ihr mehr? Wollet ihr unter Füchsen und Schlangen, gegen Löwen und Tiger zu Felde ziehen? Wisset ihr auch, was das ist? Ich stoße meinen Zahn dem Löwen in den Rachen; ich werfe den Tiger mit meinem Rüssel über meinen Rücken; ich bringe den wildesten Stier unter meinen Fuß; ich drücke den Bären mit meinem Bauche an die Wand, bis er dünne ist, aber ich habe mein einziges Kind nicht vor den Stichen der Klapperschlange erretten können, und ich vermag es nicht, mein liebstes Gefieder vor den Schleichwegen der Füchse sicher zu stellen. Also seht, was ihr thut! Ich will forthin in meinem Forste Recht und Gerechtigkeit ausüben; aber hinter Schlangen und Füchsen über die Berge laufen, und Löwen und Tiger aufsuchen, die nicht wissen, daß wir in der Welt sind, das sind Affengelüste, die in keine Elephanten-Seele hineinkommen

können. Darauf sezt er noch hinzu: die Affen sind von den Göttern verflucht, sie haben eine erschreckliche Krankheit. Es ist ihnen nie wohl; sie wissen nicht, was sie sind, und nicht, was sie wollen. Und da ihr hier unter ihnen lebet, so sollte es, ob Jupiter will! doch nicht so leicht seyn, euch selbst zu so armseligen Thieren zu machen, als dieses in dem schlechtern Welttheil nicht seyn mag, wo man die Affen nicht weniger kennt, und sich also weniger scheut, ihnen zu gleichen.

Damit schwieg er. Aber das Krautfressergeschrei hätte selbst Asiens feinere Nasen neuerungssüchtig gemacht. Der Elephant sah es, warf seinen Rüssel noch einmal auf, und schrie schrecklich: was ist das? Alle mit einander regieren? Soll ich euch alle mit einander zertreten?

Das entschied jezt. Die nahen Hunde krochen, die Affen schwiegen, Asiens Thiere giengen auseinander, und der Elephant naschte wieder an seinem Lotus.

Indessen verbanden sich die fleischfressenden Thiere immer enger und allgemeiner zusammen, und die Zahl der Krautfressenden, die zu Grunde gieng, ward mit jedem Tage größer, und bald unermeßlich.

Da erhob sich im großen Elend dieser Tage ein Kranich, und schrie, wie wenn ihn ein himmlischer stärkte: „Auf! Auf! Ihr Thiere, zum ewigen Frieden!"

Der Adler aber, welcher das Aas liebt, schoß über den Kranich, und tödtete ihn, und die wegen diesem bedenklichen Vogelgeschrei, eigentlich versammelten Seifen-Tyger, Tanz-Bären, Lämmer-Wölfe, nebst feierlichem Zuzuge, Stelzen-Schlangen und haarlose Kauzen, erklärten einmü-

thig das Kranichgeschrei für gefährlich und zur Unzeit angebracht, und dekretirten hoheitlich und kirchlich: „Krieg ist der Thiere Natur, und es ist uns wohl im Dienste der streitenden Löwen.“ Ferner: bis sich alle Krautfresser zum Ziel gelegt haben würden, dürfe der Gedanke an einen Frieden mit denselben, so wenig als derjenige an ein den Löwen genierendes Thierrecht, in den Krautthieren weder erzeugt, noch erhalten werden; es sey vielmehr an dem, daß das zweideutige Gefühl für Wahrheit und Recht, welches etwan besorglich in den Seelen der Kühe, Esel und Schaafe rege gemacht worden, selbst mit aller Kunst auf das sorgfältigste und väterlichste erstickt, und wo es nicht anders möglich, auch mit dem größten Ernste herausgepeitscht und herausgemezelt werden müsse.

Auch ließ der Apostel der Thiere, an dem Faden, an den sich dergleichen Apostel alle anbinden lassen, dahinbringen, alles Unglück dieses Thierkrieges ausschließend den Krautfressergeschlechtern zuzuschreiben, und die Lehre des Kranichs, ob sie gleich die alte orthodoxe Lehre seiner heiligen Bücher ist, dennoch in den Bann zu thun: 1°. weil selbige von dem unverschämten Vogel nicht in der vorgeschriebenen mystischen Form stylisirt; 2°. weil sie auf einmal gar zu vielen Schaafen, Eseln und Kühen zu Ohren gekommen sey; 3°. endlich aber und vorzüglich, weil der offenbar ungläubige Elephant und das heterodoxe Pferd ihr öffentlich ihren Beifall bezeugt haben.

Von dieser Zeit an werden alle Kraniche von den Adlern und Geyern verfolgt: der unglaubige Elephant und das zweifelnde Pferd sind den Füchsen und Schlangen zum

getreuen Aufsehen empfohlen; gegen die hartnäckigen Esel wird die Schärfe der Ruthe gebraucht; die neuerungssüchtigen, aber furchtsamen Affen werden mit ihr bedrohet, und die Priester der Thiere lehren die Kinder der Kühe und Schaafe, selbst auch die armen Hasen, und die schuldlosen Rehe, mit einer beispiellosen Anstrengung:" „der Krieg sey ihre Natur, der Löwendienst, wie er ist, ihre unbedingte Pflicht, und die Lehre der Kraniche, so wie sie von den Kühen, Eseln und Schaafen verstanden werde, allerhöchst verdammlich; so wie das freche Reden über den Wahnsinn der Löwen eine todeswürdige Sünde."

Den sämmtlichen Kauzenstühlen wurde beförderlich und dringend aufgetragen, von den Löwen-Sünden und Löwen-Schanden immer nur mit großer Vorsicht und mit gehörigem Respekte zu reden, und besonders dem irrigen Wahne, daß selbige so vielen Einfluß auf das Wohl und Weh der übrigen Thiere habe, mit allem Eifer, und mit aller Sorgfalt entgegen zu wirken, auch alles nur mögliche zu thun, um unter den Stieren, Kühen und Eseln die beruhigende Ueberzeugung zu verbreiten, daß sie, unter allen Umständen, an ihrem Verderben einzig und allein selbst Schuld seyen.

Ich füge dieser Rubrik, ungeachtet alles dessen, was ich schon bey mehrern Nummern dieses Buches gesagt habe, nochmal hinzu: Sie ist schon vor mehr als zwanzig Jahren in meiner Vaterstadt, mit Bewilligung ihrer Censur, gedrukt worden. Ihr Zweck ist offenbar auf mein Vaterland beschränkt' und warnend gegen alle Theilnahme an

den Volksbewegungen des damaligen Zeitpunkts gerichtet. Der Erfolg des großen Weltbegegnisses entsprach meiner diesfälligen Ansicht auf eine auffallende Weise. Ich mußte indessen in diesem Zeitpunkt mich beschränken, den Gegenstand, der mein Herz bewegte, blos bildlich zu behandeln, und weiß gar wohl, daß jeder blos bildlich dargelegte Gegenstand das Gepräg seiner Einseitigkeit in sich selbst trägt, und ob ich gleich nicht fürchten darf, daß das, was ich in diesem Zeitpunkt und in dieser Beschränkung für mein Vaterland gesagt habe, mißverstanden und als Anspielungen auf Begegnisse, die ganz außer meinem Kreise liegen, angedeutet werden könnte, so glaube ich gleichwohl, es sey, wo nicht nothwendig, doch dienlich, meine ersten, wahren und innern Ansichten über den Gegenstand, der dieser bildlichen Darstellung zum Grunde liegt, mit einiger Bestimmtheit auszusprechen. Das Menschenrecht, d. i. die Pflicht der Anerkennung des Uebergewichts der göttlich gegebenen, hohen und heiligen Ansprüche der innern Menschennatur über die niedern Ansprüche der Selbstsucht unsers sinnlichen, thierischen Verderbens ist an sich selbst unstreitig ein heiliges, göttliches Recht, und seine ehrfurchtsvolle Anerkennung in den menschlichen Organisationen des gesellschaftlichen Zustands und besonders in den christlich zu organisirenden Gemeinheiten dieses Zustands ist ohne allen Widerspruch die Pflicht aller Individuen in allen Ständen desselben. Es geht aus der Natur dieses Rechts selber hervor, daß wenn es durch eine, im Staat gesetzlich auctorisirt bestehende Macht mit physischer Gewalt auch noch so sehr verletzt würde, die Entgegensetzung einer andern, physischen

Gewalt nicht als ein gesetzlich rechtmässiges Mittel gegen das Unrecht der herrschenden Gewalt angesehen werden darf. Dieses Entgegensetzen führt in jedem Falle das innere, heilige Wesen aller wahren Segnungen des gesellschaftlichen Zustands in seinen ewigen, unveränderlichen Fundamenten seinem unausweichlichen Verderben entgegen. Nein, das Menschenrecht darf nicht thierisch gesucht, es kann und darf nicht thierisch erhalten, es kann und darf nicht thierisch medizinirt, es muß in allen Verhältnissen menschlich gesucht und menschlich erhalten, und auch wenn es verletzt ist, mit Mitteln der Weisheit und Liebe, die aus reinem Herzen hervorgehn, wieder hergestellt werden. Wenn die gesetzliche Macht, von menschlichem Irrthum verleitet, sich selbst und dem Volke Unrecht thut, so kann der dadurch gefährdete und verletzte Segen des gesellschaftlichen Zustands nur durch Mittel wieder hergestellt werden, die an sich geeignet sind, das innere, reine Wesen des gesellschaftlichen Segens, beides, in den Herzen des unrechtleidenden Volkes und in denjenigen der irrenden Mächtigen mit innerer, göttlicher Kraft zu beleben und zu stärken, und dadurch die reinen, ewigen Fundamente eines wahrhaft gesellschaftlichen Rechtszustands, so sehr er auch durch den Irrthum und die Schwächen der Macht verlezt worden wäre, durch erneuerte Belebung dieser Fundamente wieder herzustellen und einen Zustand der Dinge herbeyzuführen, in welchem die Uebel der Gegenwart in jedem Falle gemildert und die Bahn zu diesem bessern, segensvollern Zustand mit der möglichsten Sorgfalt geöffnet werden kann. In der physischen Massa des Volkes und noch

weniger in einer ungesetzlichen Bewegung dieser Massa liegt durchaus keine Hülfe gegen das Unrechtleiden desselben, und weder ein göttlich geheiligtes, noch ein menschlich rechtlich begründetes Mittel zur Erzielung der reinen Segnungen des gesellschaftlichen Zustands, und noch weniger zur Wiederherstellung derselben, wenn sie in einem hohen Grad gefährdet würden; aber in der Individualkraft veredelter, weiser und frommer Menschen aus allen Ständen liegt eine, von Gott gesegnete und menschlich rechtlich begründete, allmächtige Kraft gegen das Unrecht menschlicher Herrscher und herrschender Behörden. Ich sage nichts mehr; es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht auszuführen; aber auch heute Feind und Verächter des thierischen Volkskriegs, suche ich, wie damals, da ich die Rubrik dieses Thierkriegs in meinem Vaterlande und für dasselbe schrieb, nichts anders, als die Förderung der sittlichen, geistigen und physischen Segenskräfte des Volks in allen Ständen als das wesentliche Fundament alles wahren, wirklichen Nationalsegens und aller, von Gott geheiligten, wahren Nationalkräfte in die Augen fallen zu machen, und auf der reinen Bahn der wahrhaft rechtlichen Menschlichkeit und des hohen Christenthums dahin zu wirken, jeden Keim einer selbstsüchtigen Neigung zum Mißbrauch der Gewalt und zur Unterdrückung der Schwachen im Lande, der in den Menschlichkeiten der Macht liegen möchte, so wie jeden Keim der Frechheit und Gewaltthätigkeit, der aus der Verwilderung der verwahrloseten Menge hervorgehn könnte, im Wachsthum seines gegenseitigen Verderbens durch reine Belebung der, diesem Verderben entgegenstehenden, höhern,

heiligen Kräfte, Neigungen und Ansichten stille zu stellen und in sich selbst zu ersticken. Und indem ich die, den guten und edeln Menschen aller Zeiten heiligen Worte der Freiheit und des Rechts durch mein ganzes Leben mit Anhänglichkeit aussprach, und bis an mein Grab anhänglich aussprechen werde, erkenne ich die Fundamente alles wahren Volksrechts und aller wahren Volksfreiheit einzig in der Sicherstellung der sittlichen, geistigen und häuslichen Kräfte, in der bürgerlichen Sicherstellung ihrer Bildungsmittel, deren edle und genugthuende Ausbildung jedes Individuum in allen Ständen nothwendig hat, um unter seinem Weinstok und Feigenbaum, so weit es Menschen möglich ist, sicher zu ruhn, d. h. in sittlicher, geistiger und häuslicher Selbstständigkeit sein zeitliches und ewiges Wohl im Schoos seiner Familie, von keiner bösen Gewalt unrechtlich gehemmt, verwirrt und gekränkt, zu besorgen; und bin zugleich vollkommen überzeugt, daß dieses alles nur durch einen großen, soliden Vorschritt des Erziehungswesens unsrer Zeit erzielt werden kann.

203.
Die Menschengerechtigkeit.

Weibel und Schulze wünschten ihm Glück. Der neue Richter antwortete: ich will mich einmal nicht bestechen lassen.

Der Schulze erwiederte: das ist recht und wohl gethan. Tugend und Rechtschaffenheit sind immer die ersten Stützen des Staats, und hierin wird dem Herrn, er darf es versichert seyn, unserseits gewiß niemand etwas in den Weg legen. Aber in die vorläufigen Abreden, die wir in jedem Falle miteinander treffen, wird der Herr doch hoffentlich auch eintreten.

Der neue Richter wußte gar nicht, was das sagen wollte. Allein der Weibel, der sein alter Schulkamerad war, nahm ihn beiseits und sagte: es ist einmal bei uns so, eine Hand wascht die andere, und wenn du es nicht mithalten wolltest, so würde es mit dem Nutzen und mit der Ehre deiner Stelle nicht viel seyn.

Der neue Richter antwortete: ich will natürlich aus meiner Stelle auch ziehen, was jeder andere. — Der Schulze, der bald sah, daß er es näher gab, schlug ihm auf die Achsel und sagte: ich sehe schon, der Herr wird als ein freundlicher, braver, neuer Gerichtsbruder das Utile und das Honorificum seiner Stelle sich nicht schmälern lassen, sondern auch, wie unser einer, dahin trachten, daß das, was wir von unsern Voreltern empfangen haben, auch ungeschmälert auf unsere Nachkommen herabfließe, und dabey darf der Herr nicht aus den Augen lassen, daß die von der Bürger-

schaft beschwornen Stadtrechte in Rathhausübungen hinübergegangen und als solche seit undenklichen Zeiten Vorzüge der regierenden Fami ien und der jeweilig von ihnen zugezogenen bürgerlichen Rathsverwandten geworden sind.

Der neue Richter. Ich werde mir es zur heiligsten Pflicht machen, diesen, in meiner Stellung, wie ich wohl sehe, höchst wichtigen Gesichtspunkt nie aus den Augen zu verlieren.

Aber er sah bei dieser Art so verwirrt und betroffen aus, daß der Weibel es merkte, und für gut fand, um ihm den Puls darüber noch mehr zu greifen, ihn, als seinen alten Schulkameraden und Duzfreund, noch einmal auf die Seite zu nehmen und ihm zu sagen: es wird dir freilich im Anfange gar nicht alles gefallen, was wir in unsern Abendstunden mit einander verabreden; aber wenn du einmal ein paar Jahre dabei gewesen seyn wirst, so wirst du sicher finden, es sey in jedem Falle besser, daß wir uns verabreden und Freunde bleiben, als daß wir uns zanken und Feinde werden.

Ja! Ja! antwortete jetzt der neue Richter, Streit und Zank ist in jedem Falle immer das allergrößte Uebel.

Aber vom sich nicht bestechen lassen, und von der Tugend und Rechtschaffenheit, als den ersten Stützen des Staats war doch keine Rede mehr.

Es ist heiter, der neuerwählte Rathsherr muß nicht aus den alten und auch nicht aus den neueingeweihten Geschlechtern der Rathsfreunde gewesen seyn, sonst hätte er in den ersten Tagen seiner Rathsherrnwahl zu Gunsten der lieben

gemeinen Bürgerschaft ein wenig den Oppositions-Mann gegen die alte Rathsherrngewohnheit gespielt und dem Sprichwort: „Die neuen Besen wischen wohl," ein wenig Ehre zu machen gesucht; aber man sieht schon daraus, daß er den guten Ton der hohen Bürger im Städtchen nicht einmal kannte, da er sich von seinem alten Schulfreunde, dem Weibel, als Rathsherr noch jetzt duzen ließ.

204.

Der allgemeine Thiervorschritt in der Gerechtigkeit.

In der Gaukelzeit, in welcher die wilden fleischfressenden Thiere, eben wie die krautfressenden, allgemein über die Gerechtigkeit unter einander ein großes Maulwaschen hatten, versammelten sich die Fleischfressenden einmal, um sich zu berathen, wie sie sich unter obwaltenden Umständen zu benehmen hätten. In dieser Versammlung rieth ihnen der Fuchs, fürohin und in Zukunft niemal mehr ganze Heerden von Vieh miteinander anzugreifen; zweitens keine Ställe und keine Wohnungen mehr gewaltsam zu erbrechen; und drittens vorzüglich unter allem Vieh dem verirrten, verlaufenen und unbekannten aufzulauren, und sich wo immer möglich mit dem Fraß von Thieren, deren Verschwinden kein großes Aufsehen im Thierreich zu machen geeignet sey, zu begnügen, vor allem aus aber, sich sorgfältig zu hüten, irgend ein Thier mörderisch anzufallen, wenn andere Thiere um den Weg seyn möchten,

die als Zeugen ihrer That dem krautfressenden Gesindel im Land ein Geschrei gegen sie machen könnten.

Dieser Fuchsenrath hatte höchst wahrscheinlich in dem gleichen Zeitpunkt Statt, in welchem eine närrische, träumerische, alte Katze ihrem Geschlechte den Rath gab, die Mäuse nicht mehr zu fressen, sondern sich mit ihnen über ihren nothwendigen Unterhalt freundlich zu verstehen. Es war nämlich der noch nicht gar lang verflossene Zeitpunkt, in welchem eine Menge Thiere aus allem Vieh den alten Traum vom goldenen Zeitalter wieder aufwärmten, in welchem alle Thiere auf Erden in frommer Eintracht glücklich neben einander lebten, keines das andere fraß, keines vom andern gefressen wurde, in welchem sogar keines das andere drückte, und keines vom andern gedrückt wurde; und ich denke, es sey im gleichen Zeitpunkt gewesen, in welchem der alte Hahn im Hühnerstall ein Gerechtigkeitsfressen einführen und jedem fressenden Huhn und jeder fressenden Gans den Schnabel messen lassen wollte.

205.

Die Löwen-Gerechtigkeit.

Da also alle Thiere gerecht seyn wollten, wollte es der Löwe auch seyn, und proclamirte in feyerlichen Edikten, daß er allerhöchst gerecht sey, und daß alles, was in seinem Namen Frevelhaftes und Ungerechtes im Löwenreiche begegne, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehe, daß er auch gegen dasselbe für sich und in seinem und seiner Erben Namen auf das feyerlichste protestire und in so weit etwas davon im Nahen oder Fernen, ihm und ihnen zum Nachtheil und Schaden gereichen möchte, als ungeschehen erkläre und vor allen Gerichten ohne weiteres Eintreten und Nachtreten anderweitiger Umstände als ungeschehen beurtheilt, behandelt und erklärt wissen wolle.

Der Meister Löwe erscheint hier als der Schöpfer einer Thierkraft, die man bisher weder Engeln noch Menschen zugestand und die selber auch der Teufel noch nie ansprach, nämlich der Kraft, das Geschehene ungeschehen zu machen. Diese Kraft aber steckt auch wirklich nirgend als in der träumerischen Hirnverirrung des alten Löwen. Ewig, so lange die Welt steht, ist noch nichts, das geschehen, in seinen Folgen als ungeschehen erschienen, und ewig wird auch nichts, das geschehen, als ungeschehen dastehen; und was die Folgen der Löwenerklärung betrifft, so ist gewiß, daß wer immer in seinem Reiche durch ge-

schehene, jetzt aber als ungeschehen erklärte Ungerechtigkeiten um Haab und Gut, um Ehre und guten Namen gekommen, der hat den Doctor noch nicht bezahlt, der ihn von den tiefen Wunden der Löwenungerechtigkeit heilte.

206.
Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeitalter.

Wie unter den Menschen, also pflanzet sich auch unter den Thieren, wie oben gesagt, noch immer ein Traum von einem goldenen Zeitalter, in welchem alle Thiere friedlich mit einander lebten, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Und in den glücklichsten Tagen des Thierreichs suchten die friedlichen Geschlechter immer dahin, durch Schonung und gegenseitige Ehrliebe einen Schatten dieser goldenen Zeit wieder herzustellen.

Aber die Fleischfressenden sind dem Angedenken dieser glücklichen Tage, und vorzüglich dem Schatten derselben, der Ehrliebe, unter dem krautfressenden Volke, alle entgegen. Und als in den neuen Zeiten, durch die Ausschweifungen des fleischfressenden Thiervolkes, das Gerede über diese goldene Tage, unter den Krautfressenden allgemein ward, so gab sich der Fuchs vorzüglich Mühe, die Wirkung dieses Geredes in den Seelen der Thiere zu verderben, und hauptsächlich den Begriff der Ehrliebe in ihren Köpfen zu verdrehen. Indessen redete er nichts weniger als geradezu gegen denselben. Er lobte vielmehr, jetzo

mehr als je, das Glück der durch die Tugend aller Ehren werthen, niedern und gemeinen Krautfresserthiere.

Aber er suchte, mit rastloser Thätigkeit im Thierreiche den Begriff festzusetzen, die besondern Thiertugenden müssen in jedem Falle einer allgemeinen Reichs- und Landestugend untergeordnet seyn, und diese Obertugend im Löwenreiche sey der Löwendienst, und alle Ehre, von welcher Art und Gattung sie immer sey, und welche Art von Verdienst sie im Land auch immer zum Grund haben möge, müsse in jedem Fall dem Rang, den ein jedes Thier im Löwendienst habe, untergeordnet werden.

207.

Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe.

Alles Fuchshütens ungeachtet, geschah es doch einmal, daß ein Löwe in einer goldenen Fürstenstunde den Befehl gab, das Hundegefühl der Ehrlosigkeit in seinem ganzen Reiche auszulöschen.

Man denke sich das Entsetzen der Füchse. Mit Flor behängt, und mit rothem glühenden Auge erscheint der Hauptfuchs im Löwenreiche als Sprecher im Kreise der fleischfressenden Thiere. Laßt einmal, so sagt er zu ihnen, einen Schatten eurer Ehre, an Schaafe, an Kühe, an Esel und Gänse kommen, und seht dann, ob euch nicht von allen euren Blutrechten eines nach dem andern entrissen werde.

Die Natur, sprach er weiter, hat den Blut- und den Ehrdurst im Innersten unsers Rachens zusammengefügt, und wenn euere Unvorsichtigkeit sie in den Begriffen der Thiere, die ihr, seitdem die Welt steht, zu fressen in thatsächlichem Recht steht, trennen läßt, so seht dann, wie ihr euch erhaltet. Der Fall ist dringend, die ganze Ordnung im Thierreiche, alle unsere Vorzüge, selbst die Erhaltung unsers Lebens steht auf dem Spiel, und unsere alte Löwentreue verpflichtet uns jetzt sogar, selbst seinem Befehle entgegen zu handeln, indem wir in Fällen, wo er sein eigenes Geschlecht Preis gibt, mehr zur Treue gegen dieses, als zum Gehorsam gegen ihn, verpflichtet sind.

Die versammelten Thiere fanden die Sache, wie der Fuchs, dringend, und beschlossen, man müsse den Löwen allgemein und von Reichswegen bearbeiten, und wenn dieses nicht helfe, sich wieder versammeln; aber es half.

Der Löwe war bald zur Erkenntniß seiner Löwensünde und dahin gebracht, daß er dem Fuchs, der ihn vorzüglich, und ex officio bearbeitete, ganz reumüthig gestand, er habe diesen unvorsichtigen Befehl in einem Anfall unfürstlicher Schullehre gegeben.

Um aber jetzt einerseits die Rücknahme desselben weniger auffallend zu machen; anderseits die nun einmal zur Mode gewordenen Thiergelüste nach Ehrenfestigkeit nicht allzusehr zu stoßen, rieth Reinecke dem König, zuerst im Stillen die Grundsätze einer unübersteiglichen Demarcationslinie der hohen und allein realen Ehrart für die fleischfressenden Thiere, unabänderlich festzusetzen; und

dann, wenn dieses geschehen, für die niedern Thiere eine, mit der Ehrlosigkeit gar nicht unverträgliche, eigne Krautfresserehre zu erschaffen, und im ganzen Löwenreiche zu etabliren.

Das ist auch alles geschehen, und der im Löwenreich allgemein gewordene Hundestolz ist eine Folge dieser Maßregel.

Die Aeußerungen dieser Rubrik, die beiläufig nichts weniger als eine Aeußerung neuerer Zeit, sondern vierzigjährig ist, ist der Ausguß meiner innigsten Ueberzeugung, daß die Ehre des Menschengeschlechts in ihrer Reinheit, Wahrheit und Würde, eben wie seine Tugend, ein allgemeines göttlich gegebenes und tief im Innersten unsers Wesens allgemein und kraftvoll belebtes Bedürfniß unsers Geschlechts ist, das ohne den Ruin des ganzen Umfangs unserer Veredlungsbedürfnisse nicht mißkannt und nicht erniedriget werden darf. In dieser Rücksicht ist es unwidersprechlich, daß die wahre Ehre der Menschennatur auch in bürgerlicher Rücksicht als in ihrem Wesen hoch über jeden blendenden Schimmer der Weltehre und ihrer tausendfach trügendem Blendwerke emporstehend und bestimmt als göttlich über allen Trugschein erhaben anerkannt werden soll. Es ist unwidersprechlich, daß die Umtriebe unsrer verkünstelten Welt, insoweit sie dahin zielen, die wahre allgemeine, dem Verdienst und der Tugend aller Stände gleichgebührende, göttlich begründete Ehre hinter den Schimmer der trüglichen Weltehre zurück und in Schatten zu setzen, den wesentlichen Fundamenten eines

beruhigten, gesellschaftlichen Zustandes tief ans Herz greifen, und in dieser Rücksicht die ernste Aufmerksamkeit der menschlichen Gesetzgebungen verdienen. Wird der Modeton unserer verkünstelten Zeit dem Weltschimmer der äußern Ehre, dem Reichthum und Gewalt, und selber dem übel erworbenen und schlecht benutzten Reichthum und dem bösen, übel erworbenen und schlecht angewandten Gewalt, eben wie dem guten Gewalt und dem wohl erworbenen und edelmüthig benutzten Reichthum, unbedingt zur willkührlichen Benutzung in die Hand zu legen, nicht durch gesetzliche Sorgfalt für die Sicherstellung des Spielraumes und des Segens der wahren Ehre in allen Ständen in die Schranken gesetzt, die das allgemeine Wohl wesentlich erfordert, so sind die Folgen davon auf die Minderung der ersten Segnungen des gesellschaftlichen Lebens nicht zu berechnen.

Ich erinnere mich auch immer lachend eines Mannes, der einen großen Theil von Europa durchreiste und gewöhnlich, wenn er in eine neue Gegend kam, sich vor allem aus erkundigte: was thut man in diesem Lande, zu Gunsten der allgemeinen Volks- und Landesehre, gegen die Büchse? Die Frage war ihm so wichtig, daß er allemal, wenn man ihm das oder dieses, was in einem Lande diesfalls Gutes und Zweckmäßiges geschehe, nachfragte: aber sind es nur vorübergehende, durch Augenblicksbegegnisse der Gegenwart veranlaßte, oder gesetzliche, allgemein tief auf die Segensquellen des öffentlichen Wohlstands eingreifende Maßregeln?

208.

Der Fuchs simplificirt das System der Natur.

Eben dieser Sprecher, der sich so heißenden edlern Thiere, behauptete einmal: alle Uebel im Thierreiche entspringen nur daher, daß zu vielerlei Geschlechter und Arten derselben in der Natur seyen; und wie ein Bäcker den zahllosen Mehlstaub zusammen knetet, und daraus ein paar Brodte macht, also knetete er die zahllosen Geschlechter der Thiere zusammen, und backte aus ihnen zwey einzige Arten.

Die erste hieß er die Löwenklasse. Darein setzte er sich selbst, alle Thiere, welche die andern fressen, und das Hundegeschlecht.

In die zweyte setzte er alle Thiere, welche die andern nicht fressen, mit Ausschluß der oben benannten Hunde.

Dieses Fundament nun einmal angenommen, etablirte er dann, von Löwens wegen, eine allgemeine Reichs- und Landesordnung, darinn freilich ein jedes Thier, das nicht Löwe, Fuchs, Schlange oder Hund war, zurückgesetzt ward, darinn hingegen auch ein jedes, in dem Grade als es hinterlistig, niederträchtig und gewaltthätig ist, sich wohl versorget findet, und wohlversorget finden muß.

Es ist heiter, diese Simplification des Natursystems ist nur ein einzelner bildlicher Beitrag zu den vielseitigen Umtrieben, deren sich viele im Verkünstlungsverderben unsers Geschlechts irrgeführte und durch dasselbe verblendete und dabei Einfluß habende Glieder des gesellschaftlichen Zustandes hie und da schuldig machen, daß sie die An-

sprüche der wahren, göttlich begründeten Ehre unsers Geschlechts dem Trugschein der Weltehre und ihren, das Heilige der Menschennatur oft so wenig schonenden Ansprüchen unterordnen und nachsetzen.

209.
Der Fuchs erklärt das Wort Usurpation.

Als dieses Wort durch widerliche Umstände auch unter den größern Thieren zur Sprache kam, fragte König Löwe, was es auch eigentlich bedeute?

Sire! antwortete der Fuchs, es ist in seinem Wesen nichts anderes, als eine abscheuliche Folge der irrigen und gefährlichen Lehre von einem Krautfresser=Recht, dem man uns, die wir keine sind, und keine seyn wollen, wider unsre Natur und wider unsern Willen zu unterwerfen, sich freventlich anmaßet.

Das ist freilich eine einseitige Zeiterklärung, derenthalben es ein großes Unglück wäre, wenn ihre Ursachen auf unserm Wohnplatze vergessen und so lange die Welt steht, nicht mehr zur Sprache kommen würden. Das aber ist nicht zu fürchten. Die diesfälligen Irrthümer sind nur vorübergehende Zeitirrthümer, und eben so ist die diesfällige Blindheit selber nur eine vorübergehende Zeitblindheit; und es ist Welterfahrung, eine Zeit sticht der andern den Staar, und, Gottlob, fallen die Schuppen von dergleichen Irrthümern den Völkern gar oft von den Augen, ehe es noch noth thut oder auch nur noch zu wünschen wäre, daß die Vorsehung ihnen darüber den Staar selber stechen möchte.

210.

Fuchs und Esel beurtheilen den Löwen.

Da einst ein Löwe, so gut er konnte, gerecht war; das heißt, da er die Thiere seines Waldes gar nie zu seiner Lust zu Tode jagte, sondern nur zu seiner Erhaltung auffraß, erhub ein Esel gegen den Elephanten ein großes Geschrei, und sagte: Du großer Baumnascher! komm und siehe, ob es wahr sey, was du immer behauptest, daß die Löwen zu regieren nichts taugen?

Der Elephant ließ ihn reden, und pflückte Cocusnüsse von seinem Baume. Aber ein Fuchs, der eben jetzt nicht im Löwendienst war, antwortete ihm: wenn du nicht ein Esel wärest, so würdest du begreifen, daß Thiere, die nicht leben können, ohne andere zu fressen, ewig nie gegen eben diese Thiere gerecht seyn können.

Das denk' ich, Du; — aber Er ist doch gerecht, unser Herr, erwiederte der Esel.

Und der Fuchs: Ja, er hat eben gestern, ich denke, aus Vollmaaß (ex plenitudine) seiner Gerechtigkeit ein Pferd zerrissen, weil es gesagt hat, er regiere um seiner selbst, und nicht um des andern Viehs willen.

Der Esel war unterrichtet, und antwortete: Der Fall, wie du ihn erzählst, ist entstellt. Der Löwe hat das Thier nicht um der Gerechtigkeit willen zerrissen, er hat es um der opinion publique willen thun müssen.

Der Fuchs, wenn er schon ein mitfressender Thierschalk war, hatte doch recht. Die Thiere haben keinen

Frieden und keine Gerechtigkeit, weil sie Thiere sind, und als Thiere nur thierisch fühlen, denken und handeln; und umgekehrt haben die Menschen nur in so weit Frieden unter sich und Gerechtigkeit unter einander, als sie wahrhaft menschlich denken, fühlen und handeln; in so weit sie aber thierisch fühlen, denken und handeln, ist er auch von ihnen so ferne, als er bei den Thieren undenkbar ist. Daß aber der Fuchs diese Wahrheit ausspricht, ist leicht dadurch zu erklären, daß er nicht mehr im Löwendienst war; denn man weiß ja, Thiere außer dem Dienst reden ganz anders als Thiere im Dienst. Weit unerklärlicher scheint mir die Antwort des unterrichteten Esels; man sollte fast denken, er wäre an des Fuchsen Statt im Löwendienst angestellt gewesen. Wie wäre sonst ein armer Distelfresser und der Unterricht zusammen gekommen?

211.
Das Rechtsgefühl der Thiere.

Der Löwe sagte: Wenn ich mein rechtliches Mahl zu mir genommen habe, so bin ich die edelmüthigste Thierheit unter der Sonne. Nur das Wort Schuldigkeit spreche niemand gegen mich aus. Es empört sich etwas hinter meinem Rachen, wenn ich dieses Wort höre.

Der Stier sagte: Ich bin nicht so, ich erkenne mich gerne schuldig, wenn ich etwas schuldig bin.

Der Fuchs sagte: Allenthalben in der Welt muß Rechnung und Gegenrechnung Statt finden; wenn der Löwe jemand etwas schuldig ist, so sage man es nur mir.

Der Hund sagte: Wer vor den Großen wohl kriecht, und gegen die Kleinen laut billt, der kommt gewiß zu seinem Recht.

Der Affe sagte: Narren sinds, die an Schuldigkeit glauben. Lange Arme sind ein großes Recht, und lange Finger eine große Kommlichkeit.

Die Schlange sagte: Ich finde das Recht, dessen ich bedarf, nur durch das Verbergen meines Daseyns, durch einen schleichenden Gang und durch Kraftsprünge, die ich, wenn ein Fang mir in der Nähe ist, auch ohne Füße und Klauen dem Fuchs und dem Tiger gleich zu machen im Stande bin.

Der Elephant hörte mit großer Verachtung, was Löwe, Stier, Hund, Affe und Schlange von der Gerechtigkeit sagten. Denn er fühlte sich in seiner hohen Kraft so anspruchslos als gutmüthig, und meinte, so sehr er sonst auch ein Thier ist und wie die andern gerne gute Sachen frißt, so habe er, weil das, was er fresse, niemand wehe thue und niemand nachtheilig sey, alle Eigenschaften, die zur Gerechtigkeit nothwendig, die aber allen fleischfressenden Thieren eben so allgemein mangeln müssen.

Es ist merkwürdig, wie die Thiernatur in der Menschengestalt so gerne den Schein der Menschennatur und der menschlichen Gerechtigkeit an sich tragen möchte, und wie die Gierigkeit nach diesem Schein der Menschlichkeit zu haschen, beim Menschen selber auch den letzten Funken ihres Lichts in ihm auslöscht.

212.

Die Freiheitsbegriffe der Thiere.

König Löwe verwunderte sich einmal, was doch die Thiere darunter verstehen möchten, wenn sie von Freiheit reden?

Der Stier, dem er es zu verstehen gab, antwortete ihm: Nie ins Joch gespannt, aber wohl immer an vollen Bahren angebunden zu seyn, das wäre mir eine wünschenswürdige Freiheit.

Der Affe sagte: Ich kann mich nicht frei denken, so lange ich Haare am Leib und einen Schwanz habe; wenn ich das nicht hätte, so wäre ich ein vollkommener Mensch, und damit auch ganz frei.

Das Karrenroß sagte: Wenn mir mein Knecht alles vom Leibe schafft, was ich nicht selbst bin, so fühle ich mich frei.

Das Prachtpferd sagte: Wenn ich vom vollen Bahren weg den Prachtsattel auf meinem Rücken oder das Prachtgeschirr am Hals und den Prachtwagen zu einem kurzen Spaziergang hinter mir habe, so fühle ich mich freier als der Freiherr, der hinter mir im Wagen sitzt.

Der Esel sagte: Durch sein ganzes Leben keinen Korb und keinen Sack auf dem Rücken tragen zu müssen, das wäre ein großes Freiheitsleben.

Das Faulthier sagte: Wenn mich jemand von dem Ast, den ich abgefressen, auf seinen Armen auf einen andern tragen, und mir die Blätter, die ich liebe, mit seinen Händen vor das Maul hinlegen würde, so wäre ich frei.

Der Fuchs sagte: Wenn ich meinen Fraß ohne meine List, ohne meine Stille und ohne meine Furcht finden könnte, so wäre ich frei.

Ein Mensch, der diese Vieháußerungen über die Freiheit hörte, sagte zu sich selber: So darf doch nur das Vieh gelüsten, frei zu seyn. — Und er hatte Recht. Jeder Gelust und jeder Anspruch an eine viehmäßige Freiheit tödtet den einzigen wahren Begriff, den eine reine, menschliche Seele sich von ihr machen kann.

Indessen ist nichts weniger als wahr, daß die Menschen, wie sie wirklich sind, in irgend einem Stand sich allgemein wahre, gereinigte Begriffe von der Freiheit machen. Auch ist eben so gewiß, daß der Sinn des innern Wesens der wahren Freiheit sich in den ursprünglichen Urkunden aller positiven Rechte und Freiheiten der Völker sich durchaus nicht rein menschlich ausspricht. Es ist merkwürdig, daß sie durchaus nicht von allgemeinen theoretischen Grundsätzen von Freiheit, am allerwenigsten von dem Grundsatze ausgehen, alles thun zu dürfen, was nicht gesetzlich verboten ist, daß sie hingegen allgemein von den einseitig beschränkten Ansichten selbstsüchtiger Privatvortheile der einzelnen Stände und Oerter, selber der einzelnen Handwerker- und Berufsvortheile ausgehen, und dahin lenken, den Gliedern dieses Standes, dieses Ortes und dieser Innung die sinnlichen Lebensgenießungen der Glieder derselben, leichter, bequemer und sicherer zu machen, als sie es den nämlichen Ständen, ohne diese Privilegien, nicht sind und nicht werden können.

Diese ursprünglichen, aus wahren, aber dunkeln und einseitig beschränkten und darum standesmäßig selbstsüchtig ausgesprochenen Ansichten von der Freiheit hervorgegangenen Urkunden der Rechte und Privilegien einzelner Stände, Oerter und Innungen sind überhaupt von einer Natur, daß sie als eine Art von stiller, geräuschloser, gemäßigter und gesetzlich geregelter Fortsetzung des alten Naturkriegs aller gegen alle dastehen und geeignet sind, in unserer Mitte isolirte Gefühle und Begriffe von der Freiheit zu entfalten und zu nähren, die mit den Freiheitsbegriffen des Stiers, des Affen, des Esels und anderer Thiere in großer Uebereinstimmung stehen, auch vielseitig und beinahe allgemein alles das mangeln, was den Besitzern dieser Privilegien die allgemeinen äußern und innern Bildungsmittel zu den Pflichten, Fertigkeiten und Kräften, die ein würdiger, menschlicher Gebrauch der wahren Freiheit von allem aus anspricht und voraussetzt, zu sichern, und die Individuen dieser bürgerlichen Vereinigungen fähig und geneigt zu machen, mit Anstrengung ihrer selbstständigen Kraft ihre Rechte und Privilegien gegenseitig zum Segen aller Stände und aller Mitglieder derselben zu benutzen. Dieser Anfangsfehler der positiven Rechte und Freiheiten der Stände, der indessen seinen Ursprung in der Unschuld, Gutmüthigkeit und gegenseitig altchristlichen und altbürgerlichen Zutrauen gegen einander zu suchen hat, ist in der Folge der Zeit und des durch unser Civilisations-Raffinement eingerissenen Verkünstlungsverderbens aller Stände und der allgemeinen Abschwächungsfolgen, die es auf dieselbe hatte, dem Menschengeschlecht zu unermeßlich großem Nachtheil gereicht.

213.

Wie die Thiere überhaupt regieren würden.

Wenn wir jetzt auch Menschen wären, und wie sie die Erde regieren könnten, was würden wir auch thun? Also sagte ein Affe zu einer Thierschaar.

Der Löwe antwortete: Ich würde thun, was mich gelüstete, und es denn darauf ankommen lassen, was daraus entstünde.

Der Esel sagte: Ich würde in eine Schule gehen, und was ich darinnen lernen würde, das müßten mir Menschen und Thiere dann alle auch lernen und betreiben.

Das Schwein sagte: Ich würde die ganze Erde mit Eicheln besäen, und dafür sorgen, daß die gemästeten Thiere allenthalben Pfützen fänden, sich darinn zu erquicken.

Der Hund sagte: Ich würde, denke ich, auch dann ein Hund bleiben, und also dem dienen, der mich fütterte und streichelte, und den anbellen, an den er mich hetzte.

Der Stier sagte: Ich würde eine große Rathsstube erbauen; alles müßte mir beim offenen Mehr verhandelt werden, und Recht seyn, was das Mehr wollte.

Der Fuchs sagte: Die Stierenordnung würde mir recht seyn; aber ich würde mich hinter den Rathsbänken hindurch in ein Geheimnest unter den Thron hinschleichen, und dann da freilich nicht für das Stierenmehr, sondern für meine Fuchsgelüste zu arbeiten suchen.

Die Schlange sagte: Sie wolle der Thiere Teufel

seyn, und sie durch Entsetzen zu allem dem hinführen, was ihre weisern Oberthiere von ihnen fodern würden.

Der Rehbock fand den Antrag der Schlange abscheulich, und trug seinerseits an, die Thiere von des großen Jupiters wegen und mit lauter Liebe zu eben diesem Endzwecke hinzuführen.

Der Affe sagte: Bald denke ich, ich wollte alle Thiere thun lassen, was sie gelüstete, und Freude haben am Spiel ihrer Freiheit; bald aber, ich wollte mich auf einen Thron setzen, der wie die Sonne glänzte, und alle Thiere der Erde müßten mir mit dem Schilde meiner Herrschafft auf eine Weise bezeichnet seyn, daß man sie daran auf tausend Schritte hin als Unterthanen meiner Hoheit und Herrschaft erkennen würde.

Der Elephant wollte lange seine Meinung nicht sagen, da aber vom Löwen an bis zum Esel hinunter alles in ihn drang, sagte er: Wenn ich regieren müßte, so würde ich glauben, in allewege nur in so weit gut zu regieren, als ich verhüten könnte, daß von allem dem, was ihr in diesem Falle thun würdet, gar nichts geschähe.

Ich würde also trachten, daß König Löwe gar nicht thun dürfte, was ihn gelüstete.

Ich würde dem Rathsherrn Esel bedeuten, die Eseleien seiner Schuljahre für sich selbst zu behalten und sie gar nicht zu Normalformen der allgemeinen Bildung des Viehreichs zu machen.

Ich würde dem Gemeinmann Schwein sagen, daß Menschen und Vieh nicht allein von Eicheln leben, und daß die Pfützenordnung, die ihm so lieb sey, und seine

wilden Borsten eigentlich nicht schlechter machen, als sie schon seyen, den meisten andern Thieren ihr Fell verderben würde.

Dem Allerweltsknecht Hunde würde ich erklären, daß er kurzum nicht mehr Hund seyn, oder nicht regieren müsse.

Dem Innungsmeister Stier würde ich sagen, daß bei einem Gemeinmehr, bei welchem ein Stier präsidire, der Stier selber auf seinem Präsidentenstuhl von den Füchsen unter dem Thron einem Metzger verkauft werden könnte.

Dem Geheimrath Fuchs würde ich seine Höhle unter dem Thron mit einer Glasthüre beleuchten, und ihm alle Schleichwege hinter den Rathsbänken verrammeln.

Dem infamen Affen würde ich das Viehmäßige, beides, seiner Freiheits- und seiner Regierungsgelüste, mit der Knutte auf seinem Hintern austreiben.

Die satanische Schlange würde ich fangen und würgen, wo ich sie fände.

Der geweiheten Einfalt des Rehbocks würde ich die Schädel aller wilden Thiere an seine Hörner aufhängen, damit er sich anatomisch und physionomisch überzeugen lerne, wie groß die Thorheit sey, Menschenwahrheit und Menschenrecht in Löwenschädel, in Stierenköpfe, in Hundsbäuche und in Schlangenhäute hineinpredigen zu wollen.

Der ganze Thierkreis schnitt lange Gesichter, aber er schwieg. Nur der Löwe antwortete: Ich weiß es schon lange, daß du den Adel aller Bluthiere verachtest, und

dich allein den schwachen, aber hinterlistigen Feinden unsers Geschlechts, den Menschen, gleich glaubst.

Der Elephant versetzte: Von mir sagte ich nichts, aber was ich über euch urtheilte, das ist Wahrheit. Ihr seyd alle an Hirn und Herz nicht so beschaffen, daß es gut gehen könnte, wenn ihr regieren würdet, den Fall ausgenommen, wenn ihr mit Gewalt gehindert würdet, nach eurem Herzen und nach eurem Kopfe zu regieren.

Aber das würden wir in keinem Falle leiden, schrie jetzt der ganze Thierkreis, und der Elephant antwortete: Eben so schreien auch unter den Menschen alle die, so euch gleichen, wenn Recht und Gesetze sie hindern wollen, gewaltthätig, hinterlistig, niederträchtig, dumm, herzlos und affensüchtig, das heißt, also zu regieren, wie ihr es allenfalls auch könntet, wie ich es aber in keinem Fall möchte.

214.

Der Elephant motivirt sein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere.

Ein Mensch, der diese Elephantenäußerung hörte, sagte zu ihm: Ich wünschte zu wissen, wie du dein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere gegen sie einzeln begründen könntest. Der Elephant erwiederte: Beim Löwen sind, außer seinem, in Blutsachen allen Verstand tödtenden, Rachengefühle noch seine allgemeine Verachtung der Thiere, sein stolzer Anspruch an ungestörte

Ruhe, und seine, den Mord wie ein Nichts vollbringende, Organisation ein ewiges Hinderniß der Theilnahme, ohne die keine Regierungsfähigkeit Statt findet.

Daß auch die Esel gerne regieren möchten, ist sehr natürlich, indem ihnen kein anderes Mittel übrig bleibt, sich einem elenden Leben zu entziehen, als dieses einzige. Aber ewig lebt unter einem abgeriebenen Fell die Beruhigung nicht, ohne die ebenfalls keine wahre Regierungsfähigkeit Statt hat.

Auch der Stier wird am Pfluge zu müde, als daß er sich zu einer ruhigen, von Selbstsucht freien Gemeinnützigkeit emporheben könnte. Der Hund ist zum Knechte geboren. Lecken und Bellen in einem Munde, gehört ewig an die Kette.

Der Fuchs vereinigt, neben der Mordlust des Löwen, die ängstliche Besorgniß selbst gefressen oder zu todt geprügelt zu werden. Hieraus entspringt eine Gemüthsstimmung, die die Theilnahme und die Zuverlässigkeit zugleich ausschließt.

Die Schlange ist nichts anderes, als ein Fuchs ohne Beine, mit noch tausendmal stillerer Mordkraft.

Der Rehbock kömmt durch die Eitelkeit, die neben seiner Guthmüthigkeit, unter seinem Horn und hinter seiner Nase sitzt, alle Augenblicke in Gefahr, in seinem Einfluß auf die friedlichen Thiere, ein Spiel der Fleischfressenden zu werden.

215.
Das höchste Gesetz.

Lehrer. Irre dich nicht! setze die Grundsätze fest, und unterscheide genau; die Ruhe des Staats ist das höchste Gesetz. Dieser Ruhe ist der Gemeingeist entgegen, also sondere das Volk in Gemeinheiten. Das Uebrige wird dann die Natur für dich selbst thun.

Schüler. Wie das?

Lehrer. Sie wird im getheilten Volk den Geist der Gemeinheiten, (Esprit du Corps) erzeugen, und mit diesem wird der Gemeingeist dahin seyn.

Schüler. Also pereat Gemeingeist! Vivant Gemeinheiten!

Lehrer. Ja, ja! es kann nicht anders seyn; der Gemeingeist muß dem Geiste der Gemeinheiten untergeordnet werden.

Schüler. Es ist doch etwas stark, pereat Gemeingeist, vivant Gemeinheiten.

Lehrer. Es versteht sich, psychologisch getrennte Gemeinten.

Schüler. Ich verstehe das nicht, ich meine: pereat Gemeingeist — vivant Gemeinheiten, wollen nichts weniger sagen, als vivat l'Esprit du Corps! Pereat Patriotisme!

Lehrer. Der Esprit du Corps kann psychologisch zum Patriotismus erhoben werden.

Schüler. Ist das wahr? Kann der Esprit du Corps wirklich so leicht zum Patriotismus erhoben werden?

und ist es thatsächlich und geschichtlich richtig, daß dieses vielseitig wirklich geschieht, und daß man den Esprit du Corps gewöhnlich nur darum mit so viel Sorgfalt, Kunst und Gewandtheit cajolirt, damit man ihn dadurch zum Gemeingeist, zum Patriotismus, erhebe?

Lehrer (den Kopf schüttelnd). Ich will das eigentlich nicht behaupten, aber gewiß ist immer: die Ruhe des Staats ist das höchste Gesetz.

Der Schüler schüttelte jetzt auch den Kopf und sagte: Sie meinen doch die wahre Ruhe, und nicht eine bloße Scheinruhe.

Lehrer. Es versteht sich, daß ich das meine.

Schüler. Also wäre doch nur die wahre, in ihrem ganzen Umfang menschlich begründete Ruhe das höchste Gesetz des Staates.

Lehrer. Man darf sich in diesem kitzlichen Gegenstand nicht in Spitzfindigkeiten und methaphysische Abstraktionen hineinlassen.

Schüler. Ich sehe doch nicht, daß man den Grundsatz, die Ruhe des Staats, wenn sie als das erste Gesetz desselben anerkannt werden soll, müsse eine wahre und wohl begründete, und nicht blos eine Scheinruhe seyn, als eine Spitzfündigkeit und methaphysische Abstraktion ansehen und also behandeln dürfe.

Der arme Lehrer hatte große Mühe, die Natur im Kopfe seines Schülers durch seine Schulmeisterkünste so sehr zu verdrehen, als sie in dem seinigen verdreht und verkrüppelt dasteht.

Der Kampf der Unnatur mit der Natur, so wie der Kampf der Verkünstlung mit der Kunst, führt indessen in dieser Welt gar oft zu Erbärmlichkeiten, die ins Lächerliche fallen, aber dabei so enge mit Speise und Trank, mit Lob und Ehre zusammenhangen, daß bei weitem nicht ein jeder, der sie lächerlich findet, auch darob lacht.

216.
Die Staatswirthschaft.

Sohn. Papa! in Berlin will ich dann auch einen Curs in der Staatswirthschaft machen.

Papa. Du kannst ja diesen Curs in meinem Hause machen.

Sohn. Das ist nicht möglich! Es versteht bei uns diese Wissenschaft kein Mensch.

Papa. Einfalt! Deine Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite haben alle aus Staatspfenningen gelebt; also wird, ob Gott will! die Staatswirthschaft unserm Hause kein fremdes Feld seyn.

Sohn. Papa! Das ist die praktische; aber ich glaube, es könne uns jetzt auch etwas dienen, ein wenig in der theoretischen zu schnüffeln.

Das Gespräch dieses Beamteten, das er als Papa und Hausvater so ganz confidentiell mit seinem Sohne über die Bildung zur praktischen Staatswirthschaft hielt,

die man durch die Aemterverwaltung in den Amthäusern selbst haben könne, ist im Grunde ein zwar einseitiges und beschränktes, aber sehr belebtes Beleg von dem Unterschied, der zwischen der thierischen und menschlichen, zwischen der selbstsüchtigen und selbstsuchtlosen Ansicht von Wahrheit und Recht in tausend andern Verhältnissen Statt findet.

Aber es ist traurig, daß des guten Papa's, aus seinen eignen, häuslichen Verhältnissen hervorgehende, einseitige und beschränkte, praktische Kenntniß der Staatswirthschaft so allgemein zum Fundament alles dessen gelegt wird, was man von der theoretischen als allgemein anwendbar anzuerkennen geruht.

217.

Der Staats-Horoscop.

Dieser Serbling wird bald sterben, sagte Kunz. Nein! er wird noch lange leben, erwiederte Heinz, und bewies seinen Satz aus der Beschaffenheit der festen Theile eines Todtengerippes.

Dieser Horoscop war wohl ein Narr; aber doch ist wahr, das die Ueberreste kraftvoller und tiefgegründeter Staatseinrichtungen, auch wenn sie durch Alter und Abschwächung zu einem bloßen Knochengeripppe geworden, den Staat dennoch auf eine Weise zusammenhalten können, die ohne die Segensfolgen, welche das Mark dieser Knochen ehmals ins ganze Leben des Staates verbreitete, nicht denkbar und nicht möglich wäre. Man hat desnahen unrecht, solche veraltete Knochen, ohne Dankbarkeit für ihren ehmaligen Staatseinfluß ihres gesunden Marks, unter das alte Eisen zu werfen.

218.

Der Staatsdienst.

Mit Blut an der Schnauze, warf König Löwe den Fürsten der Thiere die Frage auf: was ist der Staatsdienst?

Der erste Hofschranze, der aber etwas dumm gewesen zu seyn scheint, antwortete: daß deine mächtige Schnauze täglich ihr Mahl finden und es täglich in ihrem hohen Wohlseyn verzehren möge, das ist Jupiters erstes Gesetz, und die höchste, ewige Wahrheit der Thiere.

Was, erwiederte wüthend der Löwe, das ist der Hyäne, der Leoparden, der Bären, aller meiner großen Gewaltsthiere, und ihres niedrigen Anhängsels, der Wölfe, der Luchsen, der Marder und Katzen erstes Gesetz und ihre einzige Wahrheit. Er setzte hinzu: Es ist aber auch für sie nicht Staatsgesetz, es ist ein Privatgesetz, das aus Privatbedürfnissen entsprungen, deren Befriedigung ich nicht zu hindern vermag, und auch nicht zu hindern gedenke; aber mein Wille und mein Wohlgefallen ist es dennoch, daß keines von allen meinen Großthieren und ihrem Anhängsel das Freßrecht, das ihnen als eine Bewilligung und Erlaubniß für ihre Nothdurft und nicht als ein Recht meines ganzen Forsts gegeben ist, durchaus nicht als ein allgemeines, ihm zu freier, unbeschränkter Benutzung gegebenes Recht ansehe. — Ja! ja das erste Gesetz deines Reiches ist, daß Gerechtigkeit in demselben herrsche. — Und alle Großthiere des Reiches und ihr ganzer Anhang, schreien jetzt dem Fuchs nach: ja, ja, das erste Gesetz im Thier-

reiche und die Grundsäulen alles Rechts und alles Diensts in deinem Reiche ist, daß Gerechtigkeit unter uns herrsche; dafür bist du auch, o großer Löwe, unser König.

Auch diese Rubrik ist ein redender Beleg der für das Menschengeschlecht so wichtigen Wahrheit, daß die thierische Natur, so sehr sie auch in ihrem Fühlen, Denken und Handeln zur Unmenschlichkeit versunken, sich dennoch allgemein bestrebt, den Schein der Menschlichkeit und Gerechtigkeit an sich zu tragen.

219.

Das Staatsrecht.

Nicht an einem Festtage, (ich glaube, es war in der widerlichen Stunde eines gefahrenden Aufruhrs,) fragte dieser König eben diese Fürsten und Edlen: was ist das Staatsrecht?

Allein der erste Hofschranze antwortete jetzt nicht. Er fand in dieser Frage selbst einen Staatsfehler des Löwen, indem er dafür hielt, die fleischfressenden Thiere müssen dieselbe so wenig aufwerfen, als selbige von außen auf irgend eine Art an sich kommen lassen.

Also verlegen winkte er dem Kautze, der, weil sein Geschlecht Mäuse frißt, bei der Löwen-Aufwart auch Zutritt hat, er solle sich weislich bedenken, und gut herausziehen.

Dieser hüpfte aus seinem Winkel hervor, stellte sich vor den König auf den Kanzleitisch, schüttelte das mächtige Haar von seinem dunkeln Gesichte und sagte: Herr König! das Staatsrecht ist eine Sammlung trefflicher, wirksamer Mittel, einerseits deine heilige Macht zu sichern, daß du in der vollen Kraft deiner königlichen Thierheit immer und ewig bleiben kannst, wer du bist; anderseits uns deinen getreuen und ungetreuen Unterthanen die erhabenen Tugenden der Menschen anzugewöhnen, und uns mit Glimpf und Ernst dahin zu bringen, unsrer ursprünglichen Natur, nach deinem allerhöchsten Willen, zu entsagen, und nur insoweit Thiere zu bleiben nach unserer Art und Gattung, als es deiner heiligen Macht dienlich, ersprießlich und wohlgefällig seyn mag.

Der Kautz verstand es vollkommen, mit schlauer Schonung des edeln fürstlichen Löwenherzens die seinem Fleisch und Blut inwohnende Ansprüche seiner Thierheit und mit ihnen auch diejenigen aller fleischfressenden Gewaltsthiere zu sichern, und die letzten von den Gefahren zu schützen, denen sie hätten ausgesetzt werden können, wenn die Menschenfreundlichkeit des Löwen nicht in die, dem Thierreich unumgänglich nöthigen Schranken zurückgedrängt worden wäre.

220.

Das blinde Vertrauen.

Sey du jetzt unser Vater! Also sprachen unerzogene Kinder zu ihrem ältesten Bruder vor dem Sarge ihres Vaters.

Dieser aber war ein fester Mann, und antwortete ihnen: wenn ich euer Vater seyn soll, so müßt ihr mir als meine Kinder gehorchen.

Das wollen wir gerne thun, antworteten die Kinder. Er erwiederte ihnen: Das ist bald gesagt. Aber es giebt Stunden, wo es schwer fallen könnte, euer Wort zu halten, und auch ich bin ein Mensch. Ich habe ein Weib und eigene Kinder und eigene Verhältnisse. Tausend Umstände könnten eintreffen, wo auch diese Verhältnisse selbst mich an meiner Pflicht gegen euch hindern, und gegen meinen Willen zu eurem Schaden blind machen könnten. Wählet also aus den Freunden unsers Vaters zwei Männer, die mir auf der einen Seite euern Gehorsam und eure Mithülfe versichern; auf der andern Seite aber mich zu einer genauen Rechenschaft von allem, was ich in eurem Namen verwalten werde, anhalten sollen.

Wir trauen dir ja ohne alles dieses, erwiederten die Kinder. Aber er antwortete ihnen: ich traue mir selbst nicht, und bin überzeugt, der Mensch thut seine Pflicht in jedem Falle zehnmal besser, wenn er für dieselbe verantwortlich ist, als wenn er darüber, wie man zu reden pflegt,

niemanden als dem lieben Gott Rechenschaft zu geben schuldig ist.

Wie der Glaube und die Gottesfurcht beten, arbeiten und rechtthun lehrt, also lehrt auch die Verantwortlichkeit unser Geschlecht das nämliche: aber der Mangel an ihrer Realität ist allenthalben, wo das Truggewand unserer Verkünstlungsformen sie allgemein so unübertrefflich bedeckt, so groß, daß das hohe Glaubenswort: „Verflucht ist wer auf Menschen vertraut" — täglich neue, das Menschenherz empörende Belege erhaltet. Ein Mensch darf den andern nur in soweit und in dem trauen, worinn er sich bewährt hat, daß er Glauben verdiene. So wie niemand gut ist als nur einer, so verdient auch niemand Vertrauen, als nur Gott; vorzüglich darf der Mensch auf sich selber nicht allgemein das Vertrauen setzen; darum ist aber auch jeder edle Mensch in dem, was ihm vertraut wird, gerne verantwortlich; und nur ein schwacher leichtsinniger Mensch nimmt das unbedingte Zutrauen der Gutmüthigkeit, ohne in Verbindung mit der Pflicht der Verantwortlichkeit, gerne an.

221.

Leander und seine drei Söhne.

Leander, der seinen drei Söhnen drei gleiche, aber verwilderte Höfe hinterließ, sagte auf seinem Todtenbette zu ihnen: bauet sie wohl, und ihr werdet glücklicher werden, als ich es war.

Aber der erste Sohn dachte in seinem Herzen: was will ich mit meinem verderbten Hofe machen? Ich will darauf wachsen lassen, was wächst, und übrigens warten, bis meine Kinder erzogen sind. Vielleicht ist es dann etwan mit ihrer Hülfe möglich, denselben in eine bessere Ordnung zu bringen. — Aber er that von dem gar nichts, was unumgänglich nöthig gewesen wäre, um in seinen Kindern, durch eine gute Erziehung, die Kräfte und Fertigkeiten zu entfalten, die in ihnen den Willen und die Lust erzeugen konnten, ihm in ihren erwachsenen Tagen zur Verbesserung seines verwilderten Hofes mit Kraft und aufopfernder Hingebung an die Hand zu gehen.

Er hatte Unrecht und bereitete sich selber großes Verderben. Da seine Kinder erwachsen waren, fanden sie, er sey kein Vater an ihnen gewesen, und giengen in ihrem Unwillen darüber so weit, daß sein ältester Sohn, der durch seine Verwahrlosung im äußersten Grade roh und derb geworden, ihm ins Gesicht sagte: du bist ein alter Lump, und hast uns und den Hof, beide, gleich verwahrloset!

Sein zweiter Sohn gab sich alle Mühe, ein paar Aecker seines Hofes in den höchsten Abtrag zu bringen, und

sagte darauf seinen Kindern: ihr könnet an diesen Aeckern sehen, wie glücklich ihr seyn werdet, wenn ihr einst den ganzen Hof also bearbeitet.

Lieber Vater! antworteten die anwachsenden Kinder, gieb die Aecker, welche du nicht anbaust, uns in freie Hand, zu bearbeiten und zu benutzen, so siehst du dann noch bei deinem Leben selber, wie du uns durch das Beispiel und die Lehre deiner zwei so unübertrefflich wohl besorgten Aecker, und durch die Freiheit, deinen ganzen Hof eben so gut zu besorgen, glücklich machen kannst. Der Vater aber war ein ängstlicher, kleinlicher Mann. Er dachte bei sich selbst: es ist ein altes Sprüchwort, und ich habe es schon von vielen braven und klugen Vätern nachsprechen gehört: man muß den Löffel nicht eher aus den Händen geben, bis man selber geessen hat. — Er that also das nicht, warum seine Söhne in herzlicher, kindlicher Gutmüthigkeit ihn baten. Dadurch wurden nun aber diese auch mißmuthig, und fiengen an, das Musterkartenleben des Vaters mit seinen zwei Aeckern und seine eigennützige Schwäche zu verachten, und dasselbe eben so mit selbstsüchtigen und eigennützigen Augen ins Auge zu fassen, und unter einander sich in die Ohren zu flüstern, wenn er alles allein haben will, so kann er auch alles allein machen, und wenn er, wie der Junker, der seine Fische lieber im Teich von den Hechten fressen, als irgend jemand mitfischen lassen wollte, auch so seinen Hof lieber unabträglich verwildern, als uns erlauben, ihn für ihn und uns abträglich zu machen, so müssen wir, weil er uns nicht, wie er wohl könnte, helfen will, trachten, uns selber zu helfen. Zwei

seiner Söhne verließen auch wirklich sein Haus, und suchten sich jeder eine selbstständige Laufbahn. Und der Vater hatte ein elendes Leben, er brachte es mit seinem Musterkartenleben nirgendwo hin, und seine zwei unübertrefflich wohl besorgten Acker standen auf seinem verwahrloseten Hof, wie ein künstlich in Marmor gehauenes Prachtpflaster in der zerfallenen Mauer eines verlumpeten Hauses.

Der dritte Sohn zog seine Kinder von Jugend auf, wozu er sie brauchte, um seinen Hof mit ihnen und durch sie, so geschwind als möglich, in eine gute abträgliche Ordnung zu bringen. Er freute sich jeder Kraft des Leibes und der Seele, die er in ihnen entwickelte. Sein höchster Stolz war, Söhne und Töchter vor seinen Augen zu sehen, die einst mehr als er wissen, verstehen und besitzen würden. Je mehr sie waren, je mehr vertraute er ihnen, und je mehr er ihnen vertraute, je weiter brachten sie es.

Er genoß ein frohes, glückliches Leben, und brachte seinen Hof, bei seinen Lebzeiten, auf einen Ertrag, auf den er ihn, ohne die freye und thätige Theilnahme und Mithülfe aller seiner, für dieselben weise erzogenen Kinder, in Ewigkeit nicht hätte bringen können.

Es ist traurig, daß so viele Menschen, theils als Individuen im Privatstand, theils im öffentlichen Leben als Regierungsglieder und Regierungsbehörden den progressiven Fortschritt der menschlichen Cultur, und den dadurch zu erzielenden Fortschritt des menschlichen Wohlstandes durch die mißmuthige Unzufriedenheit, die sie, wie der erste dieser Väter, darüber zeigen, daß das noch nicht in der

Ordnung ist, was sie in Ordnung machen sollten, und dadurch mit ihm in eine Gemüthsstimmung gelangen, die ihnen das Todeswort aller menschlichen Vorschritte auf die Zunge legt: Das Beste sey bei ihrem Leben alles bleiben zu lassen, wie es ist, in der Hoffnung, daß denn nach ihrem Tode vielleicht wohl jemand kommen könne, der das, was etwa einer immer gefährlichen Neuerung bedürfen möchte, dann zumal auf seine Rechnung und auf seine Gefahr versuchen und probiren könne.

Eben so traurig ist das, was in Rücksicht auf den zweiten Vater wahr ist, wenn der erbärmliche Grundsatz, man muß den Löffel nicht aus den Händen geben, bis man selber gegessen, schwache, kleinliche Eltern dahin bringt, aus unpassender Sparsamkeit das zu versäumen, was wesentlich nothwenig wäre, ihre Kinder von Jugend auf zu einer selbstständigen Mitwirkung in allem dem, was die Führung ihrer Haushaltungen wesentlich bedarf, kraftvoll und gebildet zu erziehen, und ihnen, wenn sie erwachsen, aus Furcht, sie möchten ihnen über den Kopf wachsen, eine freie, selbstständige Mitwirkung ihres Hauswesens zu versagen. Dieses kleinherzige Benehmen wird in seinen Folgen noch bedeutender, und in die Störung des öffentlichen Wohls allgemein eingreifend; wenn diese kleinliche Selbstsucht sich selber in Regierungsgrundsätzen und Regierungsmaximen im Munde von Beamteten ausspricht, und Personen von öffentlichem und bedeutendem Einfluß sich durch erbärmliche Sprüchwörter, Modenmeinungen und Kameradenäußerungen ihres Esprit du Corps dahin verleiten lassen, aus Furcht, ihre Untergebenen möchten ihnen einst

Folgen unserer Zeitverkünstlung und der, ihrer Modenschwäche immer beiwohnenden, unpassenden Anmaßungen, hierin den guten, alten Sinn ihrer Stellen gänzlich verlieren, und die größere Anzahl der Präsidenten, Direktoren, Chefs und Oberamtleute dahin gebracht werden, alles Interesse, alle Uebungen und alle Gewandtheit in allem dem zu mangeln, wofür sie in ihren höhern Stellen unumgänglich Takt, Interesse, Uebung und Gewandtheit haben sollten, um durch ihren Einfluß ihre untergeordneten Mitglieder der Collegien, Tribunalien, Sekretär's und alle Arten von Unterbeamteten im Innern ihrer Denkungsart und ihrer Bestrebungen in dem Geist leben und handeln zu machen, der allein geschickt ist, durch den Erfolg ihrer Stellen des Landes Wohl wirklich zu befördern, und für diesen Zweck bildend und erhebend auf das Volk, d. h. auf jedermann, der durch ihre Stellung und durch ihren Einfluß mit ihnen in Berührung ist, einzuwirken, so sind die verderblichen Folgen dieses Abschwächungs- und Verkünstlungszustands im Lande in allen Ständen doch gewiß nicht zu berechnen. Möge doch die Wichtigkeit dieser Ansicht, für die uns das oberflächliche Leben unserer Verkünstlung fast allgemein blind gemacht, bald mit einem größern Interesse beherzigt und die Ueberzeugung allmälig in unserer Mitte allgemein werden, daß das Volksheil und der Volkssegen einzig und allein aus der Volksführung hervorgehen, und daß dieses hohe Resultat nur durch die Weisheit, Edelmuth und Tugend des hohen Personals, in dessen Hand die wesentlichen Beförderungsmittel des öffentlichen Volksegens gelegt ist, vorzüglich zu erzielen

gesucht werden müssen, und daß es nur durch die Sicherstellung des höhern Staatsgeists in den Oberbehörden im Lande möglich ist, den Staatsgeist der niedern Stände sowohl mit den wesentlichen Bedürfnissen der Menschennatur, als mit denjenigen des Staats selber, in eine wirkliche, segensreiche Uebereinstimmung zu bringen.

Möge man doch bald und allgemein erkennen, daß im Staate, wie in einer Haushaltung, nur ein Geist herrschen soll, und daß der Gemeingeist aller Stände nur durch den Zusammenhang desselben erzielt werden kann. Möge doch die Ueberzeugung bald allgemein werden, wie wichtig die Folgen des Zustands in jedem Staate sind, wenn durch den Mangel des innern, geistigen und sittlichen Zusammenhangs der Ober- und Unterbehörden in einem Lande, d. h. durch den Mangel an intellectueller und sittlicher Einheit im Staatsgeist und im Staatsdienst die öffentlichen Behörden mit den wesentlichen Bedürfnissen des Volksegens nicht nur nicht in Uebereinstimmung, sondern sogar sichtbar in offenem Widerspruche mit einander stehen.

222.

Leonor, Matthias, Selmar und Nilson.

Vier Geistliche.

Sie waren ehemals Schulfreunde, aber sie hatten sich jetzt dreißig Jahre nicht mehr gesehen; nun führte sie ein Zufall zusammen.

Sie freuten sich eine Weile ihres Zusammentreffens; dann aber sagte Leonor: wir waren alle vier brave Jungens, und wollten das Gute, aber was haben wir nun in der Welt ausgerichtet?

Matthias antwortete: ich habe mich durch eine einseitige Neigung zu vielerlei Wissen und durch ewiges, meistens oberflächliches und unverdautes Herumtappen in Büchern, Journalen bis auf die täglichen Zeitungen herab, gleichsam aus der Welt heraus geträumt, und alle Kraft eines wahrhaft belebten, wirklichen Zusammenhangs mit meinen Gemeindsgenossen durch dieselben verloren. Auch näherte ich mich schon den grauen Haaren, ehe ich merkte, daß alles mein Wissen und Kennen mich in meiner Stellung und meinem Beruf zum fünften Rad am Wagen gemacht, und daß ich durchaus nicht einmal im Stande sey, meinen Leuten in irgend einem Fall einen Rath und eine Wegweisung zu geben, die auf ihre Umstände wirklich passend. Und ich hingegen, erwiederte Selmar, habe eben dadurch, daß ich mich der Geschäfte und Angelegenheiten meiner Leute zu sehr annahm und in allen Stücken ihnen mit gutem Rath beistehen wollte, den Namen eines Menschen

erhalten, der sich in Sachen, die ihn nichts angehen, mischt. Indessen bin ich dadurch für sie der Mann des Tages geworden, dem sie nachliefen, wenn sie ihn brauchten, den sie aber auch stehen ließen, so bald sie ihn nicht mehr nöthig hatten. Es konnte wohl nicht anders kommen. Die guten Räthe, die ich ihnen geben wollte, hatten in mir selbst kein solides Fundament und konnten in der Zerstreuung, in der ich lebte, keines in mir finden. Ich merkte aber auch erst in meinen grauen Haaren, wie viel mir fehlte, um meinen Pfarrkindern das wirklich zu seyn, was ich ihnen hätte seyn sollen, und gerne gewesen wäre, wenn ich es nur hätte können.

Nilson sagte: ich sahe frühe ein, daß für uns Geistliche bei aller Kunst des Einflusses auf das Zeitliche nichts heraus kommt, und daß überhaupt Leiden, Unrecht und böse Gewalt auf der Erde seyn werden, so lange die Menschen, wie unser Katechismus sagt, fortfahren, Gott und seinem Gesetze zu widerstreben und ihren Nächsten zu hassen. Ich suchte deswegen die Menschen zur Verachtung des ganzen irdischen Lebens und aller seiner Güter und Segnungen hinzuführen, und selber von allem Glauben an die Möglichkeit einer irdischen Ruhe und Zufriedenheit abzulenken, und ich bin auch erst in meinen alten Tagen dahin gekommen, einzusehen, daß meine Bestrebungen das Volk aus der Wahrheit dessen, was es in der Welt wirklich ist und wofür es wirklich da seyn und leben soll, hinaus zu reißen und in dem Träumerleben, in dem es weder in sich selbst noch in seinen Umgebungen ein erhebendes und stärkendes Fundament fand, sein Heil zu suchen, ein Mißgriff war,

durch den das Volk auf das, was wirklich göttlich, ewig und erhaben ist, durchaus nichts gewann, hingegen was es in Rücksicht auf sein zeitliches Daseyn wirklich bedarf und was ihm Gott dafür wirklich gegeben, alles zu verlieren oder diesfalls in einen ewigen Widerspruch mit sich selber zu fallen gefahren. Ich richtete mit meinen Bestrebungen durchaus nichts aus. Die Gelüste meiner Gemeinde nach allen Genießungen, die sie kennen, und nach allen, selbst den unsinnigsten Rechten, die ihnen diese Gelüste zu verschaffen und sicher zu stellen geeignet schienen, sind seit dreißig Jahren, da ich ihr Pfarrer bin, immer die nämlichen geblieben; indessen ist es mir jetzt zur innigsten Ueberzeugung klar geworden, und ich darf und soll es mir nicht verhehlen, ich habe mit meiner träumerischen Sönderung dessen, was der Mensch zum Segen, zur Aeufnung und zur Ruhe seines zeitlichen Lebens wahrhaft bedarf, von dem, worauf das Heil seines ewigen Lebens ruht und mit der daraus herfließenden Vernachlässigung zur Genugthuung, Bildung und Ergreifung des Volks zu dem, was es in der ersten Rücksicht bedarf, störend auf die allgemeinen Fundamente des Wohlstandes meiner Gemeinde eingewirkt, indem ich die Unschuld und das leichte Joch des unbefangenen Lebens in Liebe und Glauben in den Köpfen schwacher und gutmüthiger Menschen in das Kettengewand von Meinungen über die Pflichten der Liebe und des Glaubens umwandelt, das sie jetzt wie ein Gespenst, wo sie gehen und stehen, verfolgt, und ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe läßt, indem es sie so aus sich selber und aus der Wahrheit ihrer Verhältnisse heraus hebt,

daß viele derselben aus lauter Eifer für die Erkenntniß und freundlich müssiggängerische Besprechung über diese Pflichten nicht mehr Zeit genug dafür finden, die wesentlichsten derselben auch nur halb so gut auszuüben, als sie es vorher thaten.

Mehrere von ihnen sind dadurch sehr schlechte Hausväter und sehr schlechte Hausmütter geworden, und nicht nur für den Augenblick in ihrem diesfälligen Wohlstande zurückgekommen, sondern eigentlich in sich selber unfähig geworden, zur weitern Beförderung, zur diesfälligen Wiederherstellung ihrer selbst mit den Kräften, mit der Anstrengung und mit dem Interesse zu arbeiten, mit dem sie es vorher thaten. Es mußte mir sehr zu Herzen gehen, daß die Folgen dieser Verirrung auf die Umstände einiger Personen, die mir vorher sehr anhänglich waren, so verwildernd einwirkten, daß sie hernach ihre Anhänglichkeit an mich selber laut und öffentlich verwünschten, und in der, sich durch die Folgen meiner diesfälligen Unvorsichtigkeit zugezogenen Armuth, in Laster und Verbrechen hineinfielen, daß wirtlich drei Kinder aus Haushaltungen, die mir lange anhänglich waren, jetzt im Zuchthause stecken.

Das alles gieng dem guten Manne so sehr zu Herzen, daß er mit Thränen in den Augen zu seinen Freunden sagte: ich bin unter euch allen der Unglücklichste gewesen.

Seine Freunde antworteten ihm: du dauerst uns sehr; wir kennen deinen Gang; du hast von dir reden gemacht; Freunde und Feinde geben dir das Zeugniß, du habest es gut gemeint; aber Freunde und Feinde sagen auch überall, du seyest die Unnatur selber. Wir widersprechen es auch

nicht; aber wir fühlen dabei, daß auch wir den schlichten, einfachen Gang der Natur verfehlt haben, der in seiner Schwachheit und in seiner Kraft dahin lenkt, alles zu vereinigen und nichts getrennt und isolirt stehen und wirken zu lassen, alles mit sich selbst und mit seinen Umgebungen in Uebereinstimmung zu bringen. Indessen ist gewiß, ob wir gleich, wie du, in unserm Thun und in unsern Bestrebungen nicht in Uebereinstimmung mit unsern Umgebungen zu handeln vermochten, so giengest du in deiner Unnatur dennoch unendlich weiter als wir. Wir waren in unserm Einfluß auf das Volk unstreitig ungeschickt, eben wie du; aber wir giengen in unsrer Ungeschicklichkeit nur oberflächlich und äußerlich zu Werke; du aber wolltest tiefer wirken, und brauchtest Gewalt, innerlich durch die Belebung der Einbildungskraft einen Schein dessen hervorzubringen, was wirklich nicht da war; du wolltest einen Schein des Göttlichen herrschen machen, wo durchaus die Wahrheit des Göttlichen noch nicht da war, und wo sogar in dem Personale und in den Umgebungen deiner Anhänger alles das mangelt, was nothwendig da seyn und gethan werden mußte, um die Kräfte, Fertigkeiten, Gesinnungen und Ansichten menschlich zu entfalten und menschlich zu beleben, die den wirklich göttlichen Kräften unsrer Natur immer nothwendig beiwohnen, wo Natur und Gnade im menschlichen Leben sich im ganzen Umfang ihrer beiderseits göttlich gegebenen Kräfte und Segnungen wirklich vereinigen.

Selmar sagte nach allem diesem: eure Erfahrungen sind alle wahr; aber ein Hauptgrund, warum wir Geist-

liche bei allen unsern Bestrebungen, etwas Gutes darinn zu stiften, nicht dahin gelangten, wo wir wollten, ist auch dieser: wir werden in unsern Tagen immer mehr unter das Volk, ohne genugsame Kraft und ohne genugsame Mittel, auf dasselbe zu wirken, wie ein Angel ohne Lockspeise unter die Fische, hingeworfen. Wirth, Weibel, Schulze, Schreiber, Werber, kurz alle Gewalt- und alle Geldmenschen angeln das Volk mit allem, was unser Geschlecht zu reizen im Stande ist, und die Welt, wie sie jetzt ist, kennt gegen dieses Angeln beinahe kein wirksames Recht mehr und vielleicht noch weniger einen wirksamen Willen. Der Geist des Zeitalters ist ohne Gewissenhaftigkeit, und ohne Kraft gegen seine sinnliche Selbstsucht.

Das Schicksal dieser verschiedenen Geistlichen ist ein eben so sprechendes, als merkwürdiges Beleg von der Wahrheit, in welchem Grad das Verkünstlungsverderben unsrer Zeit unser Geschlecht in allen Ständen und Verhältnissen von dem Gange der Natur in der Entfaltung unsrer Kräfte abgelenkt, sie dadurch in sich selber entkräftet und jede segensreiche Anwendung derselben im Allgemeinen so viel als unmöglich gemacht.

Die Individualität dieser vier Männer war, sie konnte nicht mehr, unter einander verschieden, und ihre Lebenszwecke waren, obgleich im Wesen allgemein die nämlichen, wohlthätigen, und sich dem Dienste ihrer Mitmenschen als aufopfernd und hingebend auszeichnenden, dennoch durch die Individualität des Charakters und der Bildung eines jeden, äußerst ungleich und beinahe sich allseitig entgegen-

stehend bestimmt. Sie, diese Männer, waren im Grunde unter sich selbst so ungleich, als nur immer Menschen unter einander ungleich seyn können. Der eine lebte in den Büchern, gleichsam außer sich selbst. Der andere verlor durch die Aufmerksamkeiten auf seine Umgebungen sich selbst in sich selbst, er wollte auf die Welt wirken, aber sein Wirken gieng nicht aus ihm selbst hervor; darum wirkte er nicht auf die Welt, die Welt wirkte auf ihn. Der dritte wollte eine Gewalt brauchen gegen die Welt, und trennte zu diesem Endzwecke, was Gott von Ewigkeit her in der Menschheit zusammengefügt. Der vierte wollte die Unschicklichkeit aller durch die Unpassenheit der Stellung, in der sie gegen das Volk gelassen wurden, erklären, und alle Schuld des Nichterfolgs ihrer Bestrebungen auf diesen Umstand hinschieben. Aber die Wahrheit von allem diesem ist: die Welt, die sie umgab und auf die sie Einfluß suchten, lebte, eben wie sie, in der höchsten Unnatur unsers Verkünstlungsverderbens, und die wahren Ursachen des allseitigen Mißlingens ihrer Bestrebungen müssen offenbar in dem Zusammentreffen des Verkünstlungsverderbens, das in ihren Umgebungen, und in demjenigen, das in ihnen selbst lag, gesucht und anerkannt werden.

223.

Verderbte Rehe und ein Thier-Predikant.

Einer Göttin geweiht, und von blutgefärbten Thieren und Menschen getrennt, lebte vormals eine Schaar von Rehen, glückliche Tage, Friede malte sich auf jeder Stirne, Ruhe in jedem Auge und Anmuth auf jeder Lippe.

Aber ein wilder Berggott entweihte den heiligen Wald. Er verscheuchte die schüchterne Göttin von ihren geliebten Rehen; Löwen, Menschen und Hunde nisteten sich ein.

Jetzt sind die armen Thiere nicht mehr sich selbst gleich. Wer die Vorwelt gesehen hat, der jammert über ihr verderbtes Geschlecht. Ihre Stirnen sind voll Runzeln, ihre Augen trübe, und ihre Lippen hängen anmuthlos und mißmuthig gegen die Erde.

Ein Thier-Prädikant meinte, er könne ihnen helfen, und predigte ihnen: sie sollten desto ruhiger seyn, je größer die Uebel seyen, welche sie leiden. Er meinte, sie müßten nur die Augenblicke ihrer Sicherheit und ihres Glückes mit desto mehr zusammengefaßter Kraft fest halten, je seltener sie seyen.

Aber ein Reh, daß die Vorzeit gesehen hatte, schalt den predigenden Affen, und sagte zu ihm: elender Träumer! entweihe den heiligen Ast nicht länger mit deinem grundlosen Geschwätze. Die Tugend unsers Geschlechtes ist ein Geschenk der Gottheit, die wir verehrt haben. So lange ihr Altar brannte, war kein Verderben in den Herzen der Rehe. Aber jetzt ist unsere Tugend unwiederbringlich verloren. Ich weiß es noch, wie wenn es gestern

gewesen wäre, an einem Abend, (die Sonne gieng in Blut gefärbt unter,) hörten wir den ersten jagenden Hund, und in der schrecklichen Nacht, (Donner und Blitz verkündeten unser Unglück) hörten wir das erste Löwengebrüll. Am Morgen darauf war unsere Göttin verschwunden. Kannst du uns helfen, so vertilge die Hunde, tödte die Löwen und die wilden, jagenden Menschen; dann wird die schüchterne Göttin wieder zu ihren geliebten Rehen zurückkehren, und uns ihr hohes Geschenk, die Tugend unsers Geschlechtes, wiederbringen. Kannst du das nicht, so überlasse uns dem verderbten, verhärteten Zustande, den uns das tägliche Hetzen und Jagen zu unsrer Natur macht, und schweige lieber, als uns mit deinem Geschwätzwerke von Lastern, die mehr unser Unglück, als unsere Fehler sind, noch das Bischen Kopf und Kraft zu rauben, das uns übrig geblieben ist, und dessen wir so sehr bedürfen.

Was soll ich zu diesem Bild sagen, als wer nichts taugt, um den Lauf der Uebel und Leiden, durch die das Volk allen Reiz und alle Kraft zu dem, was sein Segen und sein Heil ist, verliert in seinen Quellen zu hemmen, der thut übel, wenn er als Tröster unter ihm auftritt; die empörte Menschennatur kennt das öde, leere Wesen des Maulbrauchens, und will nichts von ihm. Wer den Schaden Israels heilen will, der muß in Israel die Kräfte wieder herstellen, durch die Israel Israel geworden, und durch die es allein wieder Israel werden kann.

224.

Hans und Benedikt.

Benedikt. Sey ruhig, lieber Hans!

Hans. Ich kann nicht, ich leide Unrecht.

Benedikt. Die Religion sollte dich trösten.

Hans. Sie sollte mir helfen.

Benedikt. Sie wird dir in deinem Innern helfen.

Hans. Das ist nicht wahr! Wenn sie mir in meinem Aeußern nicht hilft, so ist sie für mein Inneres nicht da.

Benedikt. Du lästerst!

Hans. Ich rede die Wahrheit, „Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört."

Benedikt. Ich zittere.

Hans. Wenn du keine Kraft hast gegen das Unrecht, so lege deine Kutte ab, diene für feilen Gewinn, und trage die Livree der Herrschaft, der du gehörst.

Benedikt. Das hätte sich freilich der Heiland und seine Apostel nicht sagen lassen.

Hans. Auch dein Großvater, der bei uns Pfarrer war, hätte sich das nicht sagen lassen.

Das Wort des Hansen ist freilich ein Wort der Verzweiflung, aber es hängt dennoch mit einer großen, tiefen Wahrheit zusammen. Die Religion ist in ihrem Wesen eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da

glaubt; und sie sollte auch in ihrem Aeußerlichen kraftvolle Mittel besitzen, der Noth und dem Elend der Menschen abzuhelfen, wo diese sich immer befinden. Und es ist unstreitig, da sie das Volk vorzüglich bei seinen Geistlichen sucht, so sollte sie auch vorzüglich bei ihnen zu finden seyn, sie sollte ihnen auch vorzüglich gegeben seyn, und zwar nicht durch äußern Reichthum, sondern durch innere, göttliche, heilige Kraft in ihrer Theilnahme am Leiden ihrer Brüder. Es läßt sich nichts Herzzerschneidenderes denken, als die Erscheinung eines Geistlichen im Kreise armer, unrechtleidender Menschen, mit einem Schwall armseliger, eitler Trostworte Wunden zu heilen, die sich nicht vom bloßen Winde heilen lassen, sondern Oehl und Essig für ihren Schmerz ansprechen. Ihr kennet den Eindruck noch, den es auf euch gemacht hat, als ein Geistlicher, den sein Pfarrkind um Gotteswillen bat, er solle bei dem Landvogt, der ihm Unrecht gethan, einen Vorspruch einlegen, geantwortet: muthet mir das doch nicht zu, ich bin mit meinem gnädigen Herrn in Verhältnissen, daß ich das nicht thun darf. Moralische Kraftlosigkeit kann in tausend Fällen Menschen zu Gefühlen und Ausdrücken bringen, die dem Wort des Hansen: Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört — vollkommen gleich sind. Denke doch ein jeder, den das Wort des Hansen empört zu seiner Entschuldigung, man suche zarte, feine und wohl besorgte Pflanzen in einem Garten umsonst, dessen Gärtner im Winter den Frost scheut und im Sommer die halbe Zeit des Tages unter Schattenbäumen auf der faulen

Haut liegt. Der fromme, christlich gläubige Mensch trägt ein sanftes, mildes, liebendes Herz in seiner Brust. Er sieht den Armen und Leidenden als sein Kind an, das er von Gottes wegen auf alle Weise zu erquicken und zu behelfen verpflichtet ist. Wie Vater und Mutter einem kranken Kinde seine Schmerzen zu mildern suchen, also sucht er den Armen und Leidenden in seiner Noth und in seinem Schmerz wirklich zu dienen. Er trocknet ihm den Schweiß von seiner Stirne. Er ermüdet nicht, jedes Labsal für ihn aufzusuchen, das in seiner Hand ist. Er bricht sich den Schlaf ab, für ihn zu wachen, und scheut die Lasten des Tages nicht in seinem Dienste. Er wirft sich in die Arme des Leidenden, und benetzt des Kranken Angesicht mit seiner Thräne. Aber der leidige Tröster, der zum armen Job kam und zu ihm sagte: du hast dein Unglück mit deinen Sünden verdienet, und mußt jetzt den Trost, den du bedarfst, in dir selber, in deiner Besserung suchen; es kann dir ihn niemand geben und niemand für dich suchen — hat den Geist des wahren, christlichen Trosts nicht in seinem Herzen. Er braucht in der Härte seiner Gefühle Kunst- und Bücherphrasen einer Trostart, die niemand tröstet. Die Einfalt des christlichen, liebenden, schonenden und helfenden Sinnes braucht solche Phrasen, denen der wirkliche Geist des Evangeliums mangelt, nicht. Sie kennt sie nicht von sich selbst; sie kennt sie nur, wenn sie sie auswendig gelernt hat, und braucht sie in dieser Leerheit und Verödung nur im Nachsprechen dessen, was sie also wörtlich gelernt hat.

225.

Der Biber und der Marder.

Es ist ein eckelichtes Ding um deinen Zahn, und ich sehe nicht einmal ein, daß du ihn zu deinem Fraße nöthig hast, also sagte ein Marder zu einem Biber. Dieser antwortete ihm: ich kann freilich meine Fische so gut ohne meinen Zahn fangen und fressen, als du deine Eier und Vögel ohne einen solchen auch finden und fressen kannst. Aber mein Zahn ist ein Kunstzahn, und du und deinesgleichen wissen nicht einmal, was das für eine Lust ist, einen Kunstzahn in seinem Kiefel zu haben; ich aber weiß es, und will dir nur sagen: er ist mir fast mehr werth als mein ganzes Freßgebiß, und ich kann dich versichern, das Ausüben meiner Baukunst ist mir viel lieber als das Fischessen.

Der Biber macht seiner Kunst eine Lobrede, die nicht alle menschlichen Künstler der ihrigen machen können. Die Menschenkunst ist weit mehr abhängig vom Menschenbrod als die Thierkunst vom Thierfraß. Auch ist nur der Mensch unersättlich im Jagen nach Brod, das Thier aber gar nicht.

226.

Ein Stier und ein Biber.

Auch der Stier sagte zum Biber: So ein Leben unter dem Wasser, wie du eins hast, möchte ich um aller Welt willen nicht haben. Der Biber schwieg und antwortete ihm nicht. Aber der Stier fuhr fort und machte jetzt eine Lobrede seines bessern und glücklichern Lebens. Mein Stall, sagte er, ist beinahe so viel werth als eine Menschenwohnung, und dann muß ich ihn nicht einmal bauen; der Bauer, der mich futtert, baut mir ihn selbst. — Der Biber antwortete ihm: ich weiß wohl, daß es viele Stierenställe giebt, die besser aussehen und im Winter gar viel wärmer sind als tausend und tausend armer Leute Wohnstuben, und ich kann auch gar wohl denken, es gefalle dir wohl darinn, wenn dein Bahren recht voll und dein Gras und dein Heu darinn recht gut sind. Ich aber liebe die Wohnung, die ich mir selbst baue, und in der ich frei bin, und möchte um alles in der Welt nicht eine Wohnung, die mir ein anderer baute, und mich nicht wie dich darinn angebunden finden, wenn er dich anjochet und zum Pflug oder Wagen anspannen will.

Ein wohl besorgter Stallstier hat freilich eine bequemere Wohnung als ein Biber unter dem Wasser. Aber der Biber hat auch recht, daß er lieber frei lebt als bequem schläft. Wem seine Freiheit und sein Recht nicht mehr ist als seine Bequemlichkeit, der ist in jedem Falle ein

armseliger Tropf. Ich habe in meinem Leben unter allen Gefangenen, die ich sah, niemals ob keinem lachen müssen, als ob einem, an Händen und Füßen gefesselten Manne, der mit stolzer Behaglichkeit in seinem dunkeln Loche saß.

227.

Eine Kuppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker.

Eine Kuppel Jagdhunde beklagte sich einmal beim Meister im Hundsstall, beim Jäger, daß er alle Tage sich voll saufe und sie dann im Rausche bald hungern, bald dursten lasse, und des Strohes halber bei Frost und Nässe auch so halte, daß sie alle Kraft in den Beinen und allen Geruch in der Nase verlieren, und sie dann, wenn sie in diesem Zustande nicht gut jagen, noch untreulich prügle, so daß sie, wenn dieses so fortdaure, abserben und unfehlbar sterben müssen. Der Jäger antwortete ihnen mit der Knute in der Hand: ihr Hunde, meint ihr, ich soll euch anders als Hunde behandeln? Nein, nein, fuhr er fort: wenn ihr auch alle verrecktet, ich will um deswillen kein Glas weniger trinken, und keinen Augenblick weniger auf der faulen Haut liegen, als es mir gefällt. — Aber endlich erkannte der Junker, dem die Hunde gehörten, ihren schlechten Zustand; und kam den Ursachen desselben bald auf die Spur. Er gieng selber in den Hundsstall, um mit eigenen Augen zu sehen, was an der Sache sey. Da er-

zählte ihm dann ein halblahmer Jagdhund fast mit menschlicher Wehmuth vor ihm kriechend umständlich, wie sie sich beim Jäger darüber beklagt, und was er ihnen geantwortet. Das empörte den Junker im höchsten Grad. Er ließ den Jäger auf der Stelle zu sich kommen, redte ihn roh an und sagte zu ihm: ich habe geglaubt, meine Hunde einem Menschen anvertraut zu haben, und du bist mehr Hund als sie alle. Meinst du, die Hunde seyen in deinem Dienste? Nein, nein, du bist in ihrem Dienst, und du gehst mit ihnen um, daß es unter den Hunden und nicht blos unter den Menschen ein Gräuel ist; wenn sie dein wären, du dürftest nicht so mit ihnen umgehen; aber es ist kein Haar, das auf ihrer Haut wächst, dein, geschweige denn die Hunde selber. Meinst du, ich bezahle dich, daß du dich täglich voll und toll saufest, auf der faulen Haut liegest, und meine Hunde verrecken lassest? Das ist dem nicht so, ich bezahle, wie ich einen guten Hundsknecht nöthig habe, und ich glaubte, du seyest einer oder könnest wenigstens einer werden; und jetzt gehst du mit meinen Hunden so um. Aendert sich aber das nicht auf der Stelle, so kann ich meinen Hunden gar leicht helfen, wie es dir aber dann dabei gehe, da sieh' denn du zu. — Das war ein guter Tag für die Hunde. Der Jäger soff sich von nun an erst dann voll, und legte sich von nun an erst dann auf die faule Haut, wenn seine Hunde besorgt waren, wie recht ist; auch besserte es ihnen an den Beinen, an der Nase und an der Jagdlust von Tag zu Tag; und der Junker sagte nach einigen Wochen dem Jäger, der ihm sonst lieb war, im Spaß: es dünkt mich, ich komme mit

dir doch noch dahin, daß du mir am Ende noch etwas mehr werth werdest, als meine Hunde.

Ach! daß solche Auftritte doch nur in Hundsställen Platz hätten. Aber der thierische Sinn der menschlichen Selbstsucht bringt unser Geschlecht in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, im Bauernstand, im Bürgerstand, im Kaufmannsstand, im Adelstand und selber im Stand der Beamteten und der öffentlichen Behörden gar oft dahin, die ihm untergeordnete Schwäche seiner Mitmenschen, eben wie dieser Jäger die Hunde, die nicht seyn, sondern seines Herrn waren, zu behandeln. Es ist unwidersprechlich, es giebt in allen diesen Verhältnissen, ich weiß nicht, ob ich sagen darf, Menschen, oder ob ich sagen muß, Unmenschen, welche die in ihren Verhältnissen ihnen untergeordneten Menschen, wie dieser Jäger seine Hunde behandeln, wenn ihre Selbstsucht mit der Selbstsucht ihrer Untergebenen in Conflikt kommt. Es ist unwidersprechlich, daß es in allen diesen Verhältnissen Menschen giebt, die sich nicht schämen, das arme, niedere Volk, dessen Heil und Segen durch den Geist und die Sitten unsers Civilisationsverderbens mit großer Kunst in die Hand harten Reichthums und harter Gewaltsmenschen gegeben ist, ein Hundepack (la canaille) zu nennen, und sie auf das Fundament dieses schönen Rechtstitels also zu behandeln, wie dieser Jäger die ihm anvertrauten Jagdthiere. Und das Allerbedauernswürdigste in dieser Lage ist denn noch, daß die Unglücklichsten unter diesem also betitelten Hundepack (la canaille) oft im höchsten, schreienden Unrechtleiden

bei weitem nicht so leicht einen Mann aus einer höhern Behörde finden, der die diesfalls auch im höchsten Grad fehlenden Unmenschen, zu Gunsten derselben, mit der Kraft und Entschlossenheit zur Rede stellt, wie dieser Junker seinen Jäger, zu Gunsten seiner Hunde, mit Kraft und Entschlossenheit zur Rede gestellt hat.

228.

Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit.

Die guten Bienen, die bei ihrem Honigsuchen in aller Welt herumschwärmen, hörten in allen Ecken die thierischen Begriffe, die sich die Löwen und Bären, die Füchse und Marder, die Ochsen und Esel, die Auerhähne und Spatzen, die Hunde und Katzen von der Freiheit und der Gerechtigkeit machten; aber obwohl sie diese großen Thiere alle für höhere Wesen ansahen als sich selber, so konnten sie, so klein sie sich auch immer gegen sie fühlten, doch nicht begreifen, daß irgend etwas von alle dem, was diese Thiere für sich als Freiheit und Gerechtigkeit ansprachen, wirkliche Freiheit und Gerechtigkeit sey; und jemehr sie dieses Geschwatzwerk über diese zwei großen Menschenwörter hörten, je mehr freuten sie sich, stille, kleine Bienen, und nicht so anmaßliche, große Thiere zu seyn. Vorher, ehe sie ihr fades Geschwatz treiben hörten, fühlten sie sich in ihren Körben nur glücklich; sie wußten nicht, daß etwas

in der Welt sey, daß unter den Menschen Freiheit und Gerechtigkeit heißt, und von dem auch alle Thiere der Welt auf die verschiedenste Weise, jedes nach seiner Gattung, das Maul brauchen. In Polens Wäldern, wo sie, von Menschen gesondert, ihre Wohnungen selbst bauten und ihren Honig mehr mit den Bären als mit den Menschen theilten, wußten sie nicht, daß etwas in der Welt sey, das Freiheit und Gerechtigkeit heißt; aber in den civilisirten Staaten, wo verkünstelte Menschen ihnen mit ihrer Hand Körbe und Häuser selbst bauten, auch den Honig jährlich mit ihnen theilten und dabei allerlei Arten von Unfug und Gewaltthätigkeit mit großer Mordlust an ihnen ausüben, hörten sie in allen Ecken und Enden diese Wörter, die an den Orten, wo sie von den Menschen gesondert und ihrenthalben ihres eigenen Rechts sicher waren, nie vor ihren Ohren erschallten und nie über ihre Lippen hinausgiengen. Aber jetzt sprachen sie es auch aus: Unsere Brutzellen sind bequem für unsere Brut, und unsre Honigzellen für unsre Arbeit im Sommer und für unsere Nahrung im Winter. Jede einzelne Biene lebt befriedigt in unserm Korbe und ungestört in ihrer Zelle. Keine von den Tausenden und Tausenden, die neben einander aus- und einfliegen, hindert irgend eine andere weder an ihrer Brut noch an ihrer Arbeit. Alles, was wir seyn sollen, die Kräfte und Fertigkeiten, die wir zum Honigsuchen, zum Wachsbereiten, zum Zellenbauen, nothwendig haben, liegen in uns selber zur höchsten Kunstvollkommenheit entwickelt und erhaben. Die Ordnung und die Rechte der Lebensthätigkeit und Lebensgenießung jeder einzelnen Biene

sind durch Schranken gesichert, die die Selbstsucht keiner einzelnen Biene zum Nachtheil der andern zu überschreiten vermag. Wir sind alle inner diesen Schranken gesegnet und frei, und sie, diese Schranken, sind selber das Wesen der Gerechtigkeit, die wir bedürfen; sie sind unser geliebtes, heiliges Recht. Wir sind durch sie selber glücklich und frei. Unsere Königinn ist eine liebende Mutter. Jede einzelne unsrer Zellen ist durch sie gesegnet, und gegen die trägen, müßigen Hummel haben wir einen Stachel. Wir stoßen sie aus, und sumsen und lachen, wenn die Faulen vor unsern Zellen verfaulen.

Ein Mensch, der von dem Mißbrauch, den seine Zeitgenossen in Rücksicht auf den ganzen Umfang ihrer bürgerlichen Begriffe so allgemein verkünstelten und in den Lobpreisungen und den Verwünschungen der einseitigen Ansichten derselben, gegenseitig so hartnäckig, wie erbitterte Stiere an einander anstießen, seit langem mißmuthig gemacht, jetzt in seinen alten Tagen weder zum Guten noch zum Bösen kein Wort mehr von irgend einer Ansicht des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Freiheit weiter hören wollte, freute sich, diese guten Thierchen von diesen zwei ehemals dem Vaterlande und der Menschheit so heiligen Begriffen auf eine Weise reden zu hören, wie er schon seit so langem im Kreise seiner Umgebungen keinen solchen Ton mehr vor seinen Ohren erschallen gehört.

Man weiß, der Uebergang von lange gedauertem und tiefgewurzeltem Mißmuth zu einem, in irgend einer Sache

befriedigtern Zustand erzeugt zu Zeiten, besonders in edeln, tieffühlenden Seelen, einen Aufflug eines hohen erhebenden Entzückens. In einem solchen sprach jetzt der Mann: Heil, Heil mir, daß ich jetzt die Bienen von Freiheit und Recht reden höre, wie ehemals die Menschen davon redeten. Er stand von seinem Stuhl auf, gieng wie in einem erneuerten Leben, mit aufgerichtetem Haupte im einsamen Zimmer hinauf und hinunter, redte laut mit sich selber und sagte: Ja, ja, alle edeln Männer des Vaterlands, alle seine edeln Söhne redeten ehemals von den Fundamenten der Freiheit und des Rechts im Land, eben wie diese guten Thierchen von ihrem, durch Recht und Ordnung gesegneten, glücklichen und freien Leben in ihren Körben. Sie konnten nicht anders. Unsere Väter haben unsern Landessegen in seinem Umfang mit eben den Mitteln begründet, durch deren Genuß die guten stillen Thierchen Freiheit und Recht in ihren gesegneten Körben zu besitzen fühlen. Das hohe Ziel ihres Kampfs für das Vaterland, das hohe Ziel der kraftvollen Aufopferung ihres Guts und ihres Bluts für dasselbe, war kein anderes, als die Sicherstellung ihres Haussegens in seinem ganzen Umfang, die Sicherstellung der wesentlichen Fundamente des sittlichen, geistigen und physischen Wohlstands ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Mitbürger. Sie erkannten in ihm, in ihm allein, im wohlgegründeten und wohlgesicherten Individualsegen der einzelnen Haushaltungen, das einzige, wahre und allgemeine Fundament des öffentlichen Wohls. Und wie die Bienen in der, einer jeden von ihnen einzeln gegebenen und instinktartig inwohnenden Kunstvoll-

endung aller Kräfte und Fertigkeiten, die sie nöthig haben, sich ihre Bedürfnisse und ihre Lebensgenießungen zu verschaffen, die Fundamente ihres gesegneten Rechts erkennen, so fanden auch unsere Väter in der Ausbildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder zum allgemeinen Dienst ihrer Lebenspflichten und Lebensbedürfnisse wesentlich die Fundamente des Lebensglücks derselben, und förderten alles, was sie zur Aeufnung der häuslichen Erziehung und der öffentlichen Schulen, und zur Erhebung derselben zum höchsten, ihnen bekannten Grad der Kunstvollendung, alles was ihnen immer möglich und erreichbar war. Die Volkskultur, d. i. die Bildung der Individuen in allen Ständen zu den, ihnen einzeln in ihren Lagen und Verhältnissen nothwendigen und dienlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, so wie die Sicherstellung eines, von keiner Selbstsucht und keiner bösen Anmassung gehemmten Gebrauchs dieser gebildeten, eigentlichen Hauskräfte und Hausfertigkeiten, war in ihren Augen der heilige Mittelpunkt alles Segens, den sie durch die Erhaltung und Beschützung ihrer Freiheit und ihrer Rechte zu erzielen suchten, und das sie mehr oder minder Jahrhunderte durch in ihren kleinen Verbindungsstaaten, wie die guten Bienchen in ihren gesegneten Körben, genossen. Die Natur des Menschengeschlechts, die in ihrem Wesen nicht die Natur unsres Fleisches und Blutes, sondern die Natur unsers Geistes, unsers Herzens und unsrer Menschlichkeit ist, macht auch keine andern Ansprüche an Freiheiten und Rechte, als solche, die aus dem Uebergewicht des Geistes und Herzens über unser Fleisch und Blut herstammen, und dieses Uebergewicht

durch ihren Genuß immer mehr zu stärken, zu befestigen und zu heiligen, geeignet sind.

Diese vorstehende, enthusiastische Lobrede der Bienenansicht über Freiheit und Recht befriedigte einen zweiten Mann, dem sie der erste erzählte, ganz und gar nicht. Er erwiederte ihm: diese Bienenansicht von Freiheit und Recht ist doch in ihrem Wesen durchaus keine rein menschliche, sondern im Wesen eine thierisch-sinnliche Ansicht; es liegt aber in der Natur aller sinnlich-thierischen Ansichten, daß ihnen die wesentlichen Fundamente der menschlichen Ansichten, die Menschlichkeit selber, mangelt. Das ist von den Ansichten des Esels bis zu den Ansichten des Löwen hinauf gleich wahr; selber der hohe Elephant kann sich nur in so weit zu menschlichen Begriffen von Freiheit und Recht nähern, als er das gegenseitige Schädigen, Morden und Auffressen der Thiere unter einander als ein Unrecht erklärt, und der Eigenheit seiner thierischen Natur nach als ein Unrecht erklären muß; aber er hat in seiner Natur auch nicht die geringste Ahnung von dem Segenseinfluß, den die menschliche Freiheit und die menschliche Gerechtigkeit durch gegenseitige Näherung, Handbiethung und Theilnehmung unserm Geschlechte zu gewähren vermag. Auch er hat durchaus keinen Begriff von dem innern, göttlichen Wesen des eigentlich Menschlichen, das den Ansprüchen an Freiheit und Recht wesentlich zum Grunde liegt; und durch seine Ausbildung und Belebung zum progressiven Wachsthum der wahren Segnungen unsers Geschlechts und mit ihnen zur wirklichen Veredlung

desselben hinführt, deren Stuffen dasselbe bis zur Wiedergeburt und Heiligung emporheben.

Er sagte ferner: die Zellenordnung der Bienen ist freilich eine bewundrungswürdige Kunsteinrichtung zur Sicherstellung der sinnlichen Lebensbedürfnisse und Ansprüche eines jeden dieser Thierchen, im Gefolge ihres Rechts und Verdiensts an dieselbe; die Brutzellen sind unverletzliche Bollwerke für die Sicherheit ihrer Brut, und die Honigzellen sind unverletzliche Bollwerke des Eingriffes aller Bienen gegen das Eigenthum und den Besitz einer jeden derselben, indem sie den Zugang einer jeden in die Zelle der andern unmöglich machen; aber die menschliche Freiheit und das menschliche Recht, so wie die wesentlichen Bedürfnisse des Segens von beiden, verwerfen solche Bollwerke in ihrem ganzen Umfange. Sie fordern beiderseits offenen und ungehemmten Zusammenhang der Segenskräfte der einzelnen Menschen und der einzelnen Stände gegen einander. Sie müssen ihn fordern. Das wesentliche und eigentliche Fundament aller wahren menschlichen Freiheit und alles wahren menschlichen Rechts geht von Theilnahme und Liebe aus, und wird nur durch Vereinigung der Wahrheit mit der Liebe — eine, unser Geschlecht wahrhaft segnende Kraft. Eben so ist auch das Bewundrungswürdigste, das in der Kunstkraft der Bienen liegt, durchaus nicht mit der Kunstkraft des Menschengeschlechts zu vergleichen. Die thierische Kunstkraft ist in ihrem Wesen, auch wie sie bei den Bienen, bei dem Biber und bei hundert andern Thieren unsere Bewunderung anspricht, nicht anders als ein, in die Organisation des Thieres in der höchsten

Vollendung seines Zwecks hineingelegter, der Menschen-Natur ganz unbegreiflicher und unerklärlicher Sinn, der in Rücksicht auf das Thier dem Sinn seines Augs, seines Ohrs und seiner Nase ganz gleich ist, und wie dieser, vom Willen des Thiers ganz unabhängender Sinn, von ihm weder gebessert noch verschlechtert werden kann. Die menschliche Kunst hingegen ist eine, unserm Geist und unserm Herzen und unserer Hand ganz untergeordnete Kraft, deren Wartung und Besorgung allgemein und speziell in die Hand eines jeden Individuums gelegt ist. Wir können den Keim unserer Kunstkraft, dessen gereifte Vollendung noch kein sterbliches Auge gesehen, dennoch durch diese Wartung seiner Reifung vielseitig näher bringen, und zwar collektif durch die Folgen, die die Gesammtheit der Theilhaber jeder einzelnen Kunst auf den progressiven Vorschritt derselben hat, als auch durch diejenigen Folgen, die der Individual-Einfluß eines jeden einzelnen Künstlers auf diesen Vorschritt der Kunst hat. Der Keim der menschlichen Kunst ist, als aus dem Innersten unsers Wesens, aus dem tiefen Zusammenhang unserer geistigen, sittlichen und physischen Kräfte hervorgehend, eine in uns selbstständig liegende Kraft. Und so wie es gewiß ist, daß kein Thier auf Erde auch nur einen Funken dieses menschlichen Kunstkeims in sich selber hat, so ist eben so gewiß, daß jeder Mensch, der dem Thiersinn und der Selbstsucht unserer sinnlichen Natur unterliegt, dadurch auch das eigentliche Wesentliche seines Kunstsinns untergräbt, und mitten im Besitz großer einseitiger Kunstfertigkeiten zu einem thierischen Handwerksknecht der Kunst her-

ab-

absinkend, das Göttliche und Menschliche der Kunst in sich selber abschwächen, verderben, und sogar verteufeln kann.

229.

Der Ursprung der Kronen.

Im tiefsten Dunkel der Vorwelt umwand ein angebeteter König, im Greisenalter, seine Stirne mit einer Binde, die schwachenden Sinne fester bei einander zu halten.

Da er starb, umwand sein Sohn seine Schläfe mit der Binde des Vaters, und Jahrhunderte gehorchte das Volk dem Geschlechte williger, in welchem sich die Binde des angebeteten Königs erbte. Aber die Zeit, welche das Angedenken aller Dinge wie einen nichtigen Schatten auslöscht, machte den heiligen Ursprung der Binde verschallen. Die Enkel des Königs erkannten in ihr nichts mehr als das Symbol ihrer Macht. Sie legten das heilige Tuch in ein Todtengewölbe, und umwanden ihre Stirnen mit Bändern von Gold gestikt und mit Steinen besetzt.

Darauf verhärteten, diese, ihre Enkel, das Symbol der Macht, und trugen gegossene goldene Ringe um ihre Schläfe. Diese Ringe umwanden dankende Völker einem siegenden Könige mit Lorbeer, und Jahrhunderte trugen die Könige Kronen mit Lorbeer umwunden.

Aber ein geschlagener, mißmuthiger König umwan-

delte die Blätter des Lorbeers in zakichte Spitzen, und Jahrhunderte trugen die Könige das Symbol der Macht mit harten, zalichten Spitzen; bis endlich im dunkelsten Alter des Welttheiles die Gewaltthätigkeit und die Eitelkeit der Macht mönchisch verhärtet, sich in gothischen Verschnörkelungen zierte.

In diesem Zeitpunkte sind unsre Kronen, wie sie wirklich sind, und unsere Verfassungen, wie sie wirklich sind, ausgeheckt und verschnörkelt worden.

Das Heilige des Kronrechts ruhet auf der göttlichen Salbung. Die Religion salbet nicht den Gekrönten, sie krönt den Gesalbten, und der Christ kniet in Demuth vor dem Gekrönten, weil er in ihm den Gesalbten des Herrn erkennt.

230.

Der Schneider-Traum.

Willst du mich heute nicht aufdingen? Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meister Mellhorn antwortete: Jakobli! was hat dir geträumt?

Mir hat geträumt, erwiederte Jakobli, ich habe in eine Lotterie gelegt, und vieles gewonnen.

Der Meister versetzte: Jakobli! heute dinge ich dich nicht auf!

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das nehmliche, und so fünf Tage nach einander. Aber allemal, wenn er seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: ich dinge dich heute nicht auf.

Am sechsten erzählte der Jakobli: heute träumte mir, ich sitze auf meinem Schneiderstuhl und schwitze den ganzen Tag bei meiner Arbeit, daß mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider hinabfielen, und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, fand ich sie ganz golden.

Gut! sagte der Meister, das ist der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muß, ehe man ihn aufdingt.

Ja! das war ein guter Meister, der also auf diesen Traum wartete, ehe er seinen Jakobli aufdingte; aber der Jakobli war auch ein, für seinen Stand wohl erzogner, Knabe, sonst hätte er diesen Traum nicht geträumt. Solche Träume träumten die Kinder aus dem Handwerks-

Stand nur in der Zeit, als das Sprüchwort wahr war: das Handwerk hat einen goldenen Boden. Und es war nur so lange wahr, als der bürgerliche Mittelstand durch das Altstädtische der bürgerlichen Regierungsformen ein Ehrenstand war, und durch die, dem Handwerksstand sich nähernden, reichern und angesehenern Bürger den Handwerksmann als einen Mann von gleichem Stand mit ihnen anerkannte, und seine Ehrliebe ihm durch ihre Sitten sicherten, wie sein häusliches Einkommen durch das Eigenthümliche der Stadtgesetze und durch die Uebereinstimmung des öffentlichen Lebens der reichern und angesehenern Bürger mit dem ursprünglichen Geist der städtischen Verfassungen im Einklang stand. Solche Träume konnten Kinder im Handwerksstand nur so lange träumen, als der Mittelstand im Lande, der von jeher der Mittelpunkt der Segenskraft eines Volkes ist, im wohlhabenden und dadurch selbstständigen und unabhängenden Handwerks- und Berufsstand anerkannt, gesucht und respektirt wurde.

231.

Der Patrioten-Traum.

Als Agis den Schneidertraum hörte, sagte er zu Selkopf: was meinst du? was war der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes, seitdem wir das Vaterland kennen?

Selkopf antwortete: „die Söhne des Vaterlandes haben in seiner ersten Epoche von Ueberdrang der gesetzlosen Macht: von der Fürstendiener und des stolzen Adels bösem Gewalt, von ihrem großen und bösen Unrecht gegen ein unschuldiges und gutes Volk, vom Lachen des Hochmuths und vom Weinen der Demuth geträumt.“

„In der zweyten Epoche von den einfachen Folgen ihrer Thorheit, ihres Unrechts und ihres Irrthums, vom hohen Glauben des Volks an sich selbst, und an sein Recht; vom Gemeingeiste der Freiheit; von Tellen- und Winkelrieden-Thaten; vom Vaterlandsrecht; von Vaterlandstreue und vom Heldentod für sein Weib, für sein Kind und sein Land.“

„In der dritten von der Ausartung der Freiheit in Uebermuth; vom Erobern von Land und Leuten; vom Mißbrauche des Volkes; vom Menschenhandel mit Königen und Fürsten.“

„In der vierten von einem neuen Hochflug des Geistes; vom Volksrecht über sein eigen Gewissen; von seiner Kraft, sich selbst aus den Sümpfen des Irrthums zu erheben; von Huttens und Zwinglins Tugend; vom Leben

und Sterben für die Wahrheit, und vom hohen Dienen des Staates um Gotteswillen."

„In der fünften vom Stillestehen dieses Hochflugs; vom Einlenken in den Karren der Routine; von dem seelenlosen Anbeten des Meisterworts; vom Erschlaffen der Volkskraft im Handeln und Denken, im Wissen und Wollen; von Wahrheit erstickenden Formen der Lehre; von Tugend tödtenden Formen des Glaubens: von Wort und Treue tödtenden Formen des Rechts; von Siegel und Briefe untergrabenden Formen des Herrschens; von Ehre tödtenden Formen der Macht, und von den Schleichwegen, in denen der böse Geist dieser Dinge im Lande herumspuckt."

„In der sechsten Epoche, von den vielseitigen Folgen dieses Stillstehens des Guten; von Vorschritten in allem Bösen; von einem neuen Einflusse des Auslandes auf Oben und Unten; von einem neuen Lachen des Hochmuths; von einem neuen Weinen der Demuth; von Kisten mit Geld; von goldenen Ketten; von Seiden, von Baumwolle, vom Poltern und Kriechen; von großen Perrücken; kurz von einer, alle Staatskraft auflösenden Loslassung einer zügellosen Selbstsucht, die die Abschwächung und innere Erniedrigung aller Stände und aller Verhältnisse nothwendig zur Folge haben mußte."

„In der siebenten vom Sichtbarwerden aller Folgen dieser Selbstsucht und der lange verborgenen Unpassenheit und Unverhältnißmäßigkeit in allem Seyn und Thun unserer selbst mit der Wahrheit unsrer selbst und mit den Fundamenten unsrer Kräfte und unsers Segens; vom

bösen Rathgeben der Noth und mitunter etwas von dem Kessel, in welchem die Natur eine neue Ordnung der Dinge nun kochet."

Also erzählte Selkopf, was von den ersten Zeiten der Vorwelt bis in unsern Tagen den Söhnen des Vaterlandes geträumt hat.

Und Selkopf! erwiederte hierauf Agis, wenn wir jetzt könnten Träume machen, was meinst du? was würde den Söhnen des Vaterlandes jetzt träumen?

„Es würde ihnen, versetzte Selkopf, wieder von der Tugend der Telle und Zwingli, von den Rechten des Landes und der Wahrheit; von dem Segen der Freiheit, vom Gemeingeiste der Liebe, vom Vaterlandswohl und Vaterlandstreue, vom hohen Vertrauen aufs Volk, von der frohen Liebe der Bürger; vom Dienen des Staats um Gotteswillen, und von nichts anderem träumen. Der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes wäre ein Volksfest, zur Ehre der hoch über Könige siegenden Ahnen, und hoch über Vorurtheile siegenden Väter. Es wäre ein Handschlag der Treue und der Freude einem jeden biedern, rechtlichen Manne, der im Lande wohnt, und der Wahlspruch des Patrioten wäre: „Das Vaterland wird seine Freiheit nur durch Wiederbelebung der Volkskraft, Volkserleuchtung und Volkstugend erhalten, durch welche es sich bey der Erwerbung und Gründung seines hohen Wohlstandes und Segens ausgezeichnet hat.

Ich hoffe, der Geschichtschreiber des Vaterlandes

werde die Beschreibung der Träume unsrer Patrioten in allen seinen Epochen nicht im Widerspruche mit der wirklichen Geschichte jeder dieser Zeiträume finden; und hinwieder, die biedern Schweizer werden mit mir wünschen, daß jeder brave Mann im Land gegenwärtig mit seinen Träumen über das Vaterland nicht mit dem im Widerspruche sey, was ich als den Patriotentraum der Gegenwart dargestellt habe.

232.

Der Seelenverkäufer.

Er hatte sie jetzt alle am Bord; aber sie serbten auch alle. Das Unrecht, das sie litten, drohte den Edelsten unter ihnen den Tod.

Es gieng dem Räuber selber ans Herz.

Er setzte sich unter sie hin, redete mit ihnen und sagte: ihr werdet an dem Orte, wo ich euch hinführe, glücklicher seyn, als ihr zu Hause waret. Während der Reise will ich euch alles gestatten, was ich immer kann, und wenn sich einer über irgend etwas zu beklagen hat, so rede er, ich will ihm Recht schaffen.

Die Sklaven bogen ihr Haupt; die meisten schwiegen, aber einer sagte: wir sind durch Unrecht und böse Gewalt in deiner Hand, und ich für mich will lieber sterben, als einen Mann, wie du bist, von Recht und Gerechtigkeit reden hören.

Der Seelenverkäufer antwortete: du bist ein exaltierter Mensch, und könntest mich in Zorn bringen; aber ich will deiner schonen, und allen die auf meinem Schiffe sind, zeigen, daß ihr es in der That besser haben sollet, als irgend jemand, der in eurer Lage ist.

Der Sklave erwiederte: dem sei wie ihm wolle. Es bleibt gleich wahr, daß zwischen dir und uns kein Recht statt hat und keines statt haben kann, so lange wir auf deinem Schiffe und an deinen Ketten sind.

Seelenverkäufer. Aber warum sollte ich nicht zwischen Leuten, die allerseits in meiner Gewalt und auf meinem Schiffe sind, Recht und Gerechtigkeit ausüben können?

Sklave: Gott schenke dir Unrecht! und in der Stunde deines tiefsten Leidens wird er unauslöschlich das Wort in deine Seele legen: Es hat kein Recht statt, und kein Glaube an das Recht, so lange das Unrechtleiden nicht aufhört.

Seelenverkäufer. Mann! du hast recht. Ich war ein Gefangener, und in der Stunde meines tiefsten Leidens hat Gott sein Wort, wie du es aussprachst, in meine Seele gelegt: aber ich habe es wieder vergessen. Steuermann! kehre zurück! die Gefangenen sind frei, und du! den ich nicht frei machen kann, weil dein Herz dich in meinen Banden frei läßt, edler Mann! wenn du auf dem Boden deines Landes angekommen seyn wirst, so frage dich selbst, ob du mein Freund seyn könnest.

Große Gabe der Menschennatur! Scheidungspunkt

meines innern, göttlichen Wesens von meiner thierischen Hülle! o, du, mein Gewissen, wie erhaben drückst du dich aus, wenn du im Menschen mit deiner göttlichen Kraft durch die Hülle der Selbstsucht seines Fleisches und Blutes durchzudringen und ihn zum lebendigen Gefühl seines innern, heiligen, göttlichen Wesens zu erheben vermagst. Des Seelenverkäufers hart gebundenes Herz wird in dem Augenblicke frey, in dem deine göttliche Kraft in ihm selbst frey wird. Ob uns waltet ein höheres Wesen, ob uns waltet dein göttlicher Schöpfer; o du mein Gewissen, er ist es, der die Hülle unsers Fleisches und Bluts in dem Augenblicke seiner Gnade in uns erschüttert, daß wir vor uns selber erzittern. Heil denen, die in diesen Augenblicken der göttlichen Gnade nicht von sich selber und von der Stimme entfliehen, die göttlich in ihnen sie zum Göttlichen hinruft. Heil! ewiges Heil denen, deren steinernes Herz in den höchsten Augenblicken der göttlichen Gnade, wie das Herz dieses Seelenverkäufers, ein fleischernes Herz wird, daß sie vom reinen, göttlichen Sinn ihrer innern Natur ergriffen, dem Steuermann ihres alten, bösen Lebens zurufen: kehre zurück! — Heil ihnen! ewiges Heil ihnen! wenn sie Menschen, die sie durch Unrecht und böse Gewalt in tiefes Leiden und Elend gestürzt, plötzlich und ganz, wie der Seelenverkäufer, wieder daraus erlösen, und so an ihnen handeln, daß sie nicht anders können, als sich als ihre dankbaren Kinder in ihre Vaterarme hinwerfen.

233.

Das liebe Leiden.

Heinz. Es ist schlimm, wenn in einem Lande die Herrscher nichts taugen.

Kunz. Es ist noch schlimmer darin, wenn die Beherrschten nichts taugen.

Heinz. Wenn sie aber beide nichts taugen, was ist dann zu machen?

Kunz. Zu machen ist dann eben nicht viel, wohl aber zu leiden.

Heinz. Aber was soll dieses Leiden? Wozu wird es dienen?

Kunz. Das Leiden dienet immer, und es wird auch in diesem Falle dienen; es wird die einen dahin bringen, daß sie wieder besser regieren, und die andern, daß sie sich wieder besser regieren lassen.

Heinz. Wenn's so ist, liebes Leiden! so komm doch, und komm bald! damit du beides die, so regieren, und die so regiert werden, noch bei einander, und wo möglich, mit Kopf und Herz vereiniget, bei einander antreffest.

Kunz. Das gebe Gott! sonst giebt es Leute, die gehen werden.

Ich habe dieser Rubrik nichts beizufügen, als dieses: Sie ist bald vor vierzig Jahren geschrieben worden, und doch muß ich noch jetzt fragen, ist dieses liebe Leiden wirk=

lich gekommen, und war es in unserer Mitte geeignet, um mit gutem Erfolg dahin zu wirken, daß die, so jetzt regieren, durch dieses Leiden der Zeit im Innersten ihrer Menschlichkeit tief ergriffen, in der Unschuld ihres Herzens höher erhoben und in der Unbefangenheit ihres Geistes zu richtigern und edlern Begriffen von den Pflichten und Rechten des Regierens gekommen, als es diejenigen waren, die vor diesem Leiden in unsrer Mitte regiert haben? und hinwieder, sind diejenigen, die regiert werden sollen, durch diese Leiden im Innersten ihrer Menschlichkeit eben so tief ergriffen, sind auch sie in der Unschuld ihrer Herzen und durch die Unbefangenheit ihres Geistes zu richtigern Begriffen von den Pflichten des Gehorsams und von den wesentlichen Bedürfnissen der öffentlichen Ordnung gelangt als sie es vor diesen Leiden waren? Und wenn wir diese zwei Fragen nicht mit Ja beantworten dürfen, und im Gegentheil fürchten müssen, die Leiden, die uns unsere bürgerlichen Verirrungen zugezogen, seien nicht groß genug gewesen um uns diesfalls weiser zu machen, und es fordere noch größere, weit größere Leiden für diese Zwecke, so drängt mich mein Herz, ein Gottlob! auszusprechen daß ich so alt bin und von den Leiden, die zu unserm Heil noch kommen müssen, nicht noch vieles erleben werde.

234.

Es giebt Leute, die gehen werden.

Baron. Ich bin doch gewiß ein guter Herr.

Abbe. Du bist gewiß ein guter Mensch: aber jag' die Schurken fort, welche in deinem Namen böses thun.

Baron. Du weißest wohl, ich kann das nicht.

Abbe. Nun wenn du es nicht kannst, so laß es gut seyn; aber wundere dich dann doch auch nicht, daß deine Leute es nicht alle merken, daß du gern gut wärest.

Baron. Wenn ich nur meine Herrschaft verkaufen und mit dem Gelde in einen andern Welttheil fortgehen könnte.

Abbe. Du mußt mich dann einmal auch mitnehmen.

Was soll ich zu dem Wort unsers Zeit-Leichtsinns sagen: Es giebt Leute die gehen werden.

Es ist ein heiliges Wort: bleib im Land und nähre dich redlich.

Die Anhänglichkeit unserer Vorfahren an väterlichen Heerd, an unser väterliches Erb, väterliches Haus und Haab, an väterlichen Stand, väterliches Land und an väterliche Fürsten-Häuser ist eine heilige Anhänglichkeit.

Es ist ein böses Wort ubi bene ubi patria.

Das große Zeichen des innern Verlusts unserer schweizerischen Nationalität ist der Verlust unsers Heimwehs.

Die große Regierungs-Kunst, deren wir bedürfen, geht wahrlich aus dem Wort hervor: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Dieses heilige Wort kann aber nur durch den Wachsthum der Bildungsmittel des Volks in allen Ständen, sich redlich nähren zu können, erzielt werden; im Allgemeinen aber hängt die Redlichkeit des Volks in den Mitteln, sich zu nähren, von der Ausbildung seiner Kräfte, dieses mit gesegnetem Erfolg thun zu können, ab, durch die es in dieser wichtigen Angelegenheit seines Lebens sich zur Selbstständigkeit im Besitz dieser Mittel erhebt. Denn je abhänglicher der Mensch von den Mitteln, durch die er sich und die Seinen zu ernähren vermag, ist, je mehr gefährdet das innere Heiligthum, auf welchem das sich redlich nähren in den innern Fundamenten seines Könnens und Wollens ruht.

235.

Die Felsmasse.

Sie stand plötzlich und schauerlich, ihnen vorüber. Eine Weile schwieg alles. Doch jetzt begann ein Gerede.

Einer sagte: wenn sie jetzt auch noch mit Geschmack angelegt wäre.

Ein anderer: ich kann nicht begreifen, was man schönes daran sehen kann.

Und noch ein anderer: ihre Wildniß ist schauerlich; man könnte in ihrem Anschauen zum Narren werden. Lasset uns von hinnen ziehen!

Es ist mir, der Menschenmahler wolle zum Abschied

die zu erwartende Kritik seiner Gemählde selber vorlegen, und ich denke wirklich, sie werden viele Leser finden, denen sie geschmacklos in die Augen fallen. Andre die gar nicht viel Schönes darinn sehen, und allenthalben die Regeln der Aesthetik nicht beobachtet finden werden; und noch Andre, die wie der Mann, der beim Anblick der Felsmassen, eine schauerliche Wildniß darinn finden, und mit ihm unwillig aussprechen: man könnte beim Anblick dieser Figuren zum Narren werden, laßt uns Bücher in die Hand nehmen, die mit unserm Sein und Thun, mit unserm Fühlen, Denken, Handeln und Wandeln besser in Uebereinstimmung stehen. Doch das närrische Buch hat mit allem dem etwas Anziehendes an sich, und wir wollen, ehe wir es ganz auf die Seite legen, doch noch den Affen hören, wie er den Thiermahler ins Aug faßt, und seine Gemählde kritisirt.

236.

Der Thiermaler und ein Affe.

Der Thiermaler wies seine Thierzüge einem Affen. Dieser fand sie in seiner Gaukelseele bedenklich, runzelte die Stirne und sagte: so! so! wenn das nicht heißt, im Thierreiche alles gleich machen, und dadurch Recht und Ordnung wie sie in der Welt sind, aufheben, so weiß ich denn nichts mehr.

Der Maler. Aber Affe! wie kann ich auch der Anerkennung der millionenfachen Ungleichheit unter den

Thieren, wie kann ich dem Bedürfnisse einer friedlichen Ordnung im Thierreiche und eines verhältnißmäßigen, aber ruhigen und ungewaltsamen Einflusses aller Vorzüge und Kräfte mehr das Wort reden, als ich es allenthalben durch die Vorliebe, die ich für den Elephanten zeige, gethan habe.

Affe. Ja! aber wenn die Gewalt im Thierreiche, wie sie wirklich ausgeübt wird, blutdürstig, ungerecht, hinterlistig und niederträchtig wäre, was sollte dann dein Elephant?

Maler. Habe keinen Kummer, Affe! auch in diesem Falle wird er sich der Anordnung, der Gewaltthätigkeit und allem Spiele der Leidenschaften mit aller seiner Kraft entgegenstellen.

Affe. Dummer Mensch! du verstehst mich nicht; ich habe vor nichts in der Welt Kummer, als vor eben diesem.

Maler. Warum doch das?

Affe. Meine Natur vermag es nicht, sich anderst, als mitten im Treiben aller Leidenschaften zu beruhigen.

Maler. Dann ist freilich mein Reich nicht von dieser Welt.

237.

Der Unterschied des Waldlebens und des gesellschaftlichen Zustands.

Nerin und Philo, zwei Freunde, besuchten sich alle Jahre an dem nämlichen Tag und an dem nämlichen Ort, an dem sie sich zuerst kennen lernten, um das Band ihrer damals geschlossenen Freundschaft zu erneuern.

Am vierten Jahre hatten sie im Schatten der Bäume, mit welchen dieser Platz bewachsen war, folgendes Gespräch.

Nerin. Bei allem, was ich bisher erfahren, ist mir doch noch nicht heiter, worin der Unterschied zwischen dem Waldleben und dem gesellschaftlichen bürgerlichen Zustande eigentlich bestehe; im Gegentheil, ich sehe täglich mehr, daß der Starke in dem einen Zustand eben wie in dem andern, den Schwachen augenblicklich als Zange und Angel zu seinem Dienste braucht, sobald er etwas im Wasser oder im Feuer sieht, das er lieber mit einer fremden Hand als mit der Seinigen daraus herausnehmen und herausfischen möchte.

Philo. Das ist allgemein so, wenn der Mensch im gesellschaftlichen Zustand nicht zur Erkenntniß einer höhern Wahrheit und eines höhern Rechts gebracht wird, als diejenige ist, die er bei der sinnlich-thierisch befangenen Ansicht dieser Gegenstände schon im Waldleben besitzt.

Nerin. Und was ist denn diese höhere Wahrheit, die der Mensch im gesellschaftlichen Zustand erkennen muß,

wenn ihn dieser Zustand wirklich höher heben soll, als er im bloßen Waldleben zu gelangen vermag?

Philo. Sie ist nichts anders, als die Erkenntniß, daß der Segen des gesellschaftlichen Zustands, sowohl in seinem Einfluß auf das Privatleben seiner einzelnen Glieder, als auf den öffentlichen Zustand des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, nicht aus dem Fleisch und Blut unserer sinnlich-thierischen Natur, sondern aus dem Geist und Leben des innern, göttlichen Wesens unserer Menschlichkeit selber hervorgeht.

Nerin. Aber kann die Erkenntniß dieser Wahrheit aus dem Dichten und Trachten des gesellschaftlichen Zustands, als solchem, hervorgehen?

Philo. Nein, die reine Ansicht einer solchen höhern Wahrheit und eines solchen höhern Rechts kann nicht aus der Natur des gesellschaftlichen Zustandes, als solchem, hervorgehen, wohl aber kann der gesellschaftliche Zustand durch die Belebung des innern, göttlichen Wesens der Menschennatur in den Individuen der Gesellschaft durch Reinigung und Heiligung ihrer selbst in allen Ständen mit den Ansprüchen einer solchen höhern Wahrheit und eines solchen höhern Rechts in Uebereinstimmung gebracht werden. Dieses aber kann nur dadurch und nur in so weit geschehen, als die einzelnen Glieder des gesellschaftlichen Zustands in allen Ständen sich über die Selbstsucht ihrer sinnlichen Natur und ihrer Ansprüche erheben.

Nerin. Das ist richtig. Das reine Wesen aller wahren Fundamente des Menschensegens, die Menschlichkeit selber geht durchaus nicht aus Gefühlen, Ansichten,

Neigungen, die dem kollectiven Zustand unsers Geschlechts, als solchem, eigen sind, sondern einzig und allein aus Gefühlen, Ansichten und Neigungen hervor, die die individuelle Veredlung unsers Geschlechts und ihr festes Emporstehen über die Neigungen unserer sinnlichen thierischen Natur, anspricht und sich eigen macht.

Das ist aber durchaus nicht die Sache des gesellschaftlichen Zustand's; der Trieb dazu geht durchaus nicht aus der Natur dieses Zustands hervor, und wird eben so wenig durch die Formen und Gestaltungen desselben in der Reinheit seines innern Wesens belebt. Wir können uns nicht verhehlen, das Streben, die Gefühle, Gesinnungen und Fertigkeiten, die der Individual-Veredlung unsers Geschlechts eigen sind, psychologisch so rein und tief zu begründen, als es nothwendig wäre, wenn sie vom gesellschaftlichen Zustand selber als das oberste Gesetz seiner Vereinigung erkennt werden müßte, liegt durchaus nicht in dem Wesen des gesellschaftlichen Zustands. Es kann aber auch nicht darin liegen. Es ist im Gegentheil wahr, so wohl die wesentliche Natur des gesellschaftlichen Zustands, als seine Formen und Gestaltungen, wirken im Gefolge des Uebergewichts ihrer kollectiven Ansicht und Behandlung des Menschengeschlechtes den wesentlichen Ansprüchen der Individual-Veredlung desselben mit großen Sinnlichkeitsreizungen entgegen, und entfalten, nähren und beleben in der Menge des Volks, in allen Ständen, beinahe unwiderstehliche Neigungen, Gesinnungen, Ansprüche, und Angewöhnungen, die den wesentlichen Bedürfnissen seiner Veredlung, das ist, des progressiven Wachsthums

der geistigen, sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Kräfte, die der Menschlichkeit und allen ihren Segnungen zum Grund liegen und aus ihr hervorgehen, entgegen.

Es ist unwidersprechlich; es mangeln der Massakultur unsers Geschlechts und der einzig möglichen Massabehandlung desselben wesentliche Fundamente, deren festes, gesichertes Daseyn die Individual-Cultur desselben wesentlich anspricht und ansprechen muß. — Noch mehr, sie, die Massenkultur unsers Geschlechts ruht als solche wesentlich auf Fundamenten, die den Ansprüchen unsrer Individualkultur unwidersprechlich entgegenstehen. Die Massakultur, und mit ihr die wesentlichen Formen und Gestaltungen des gesellschaftlichen Zustands gehen unwidersprechlich überwiegend von den Ansprüchen unsers Fleisches und unsers Blutes aus. Die Individual-Kultur und die wesentlichen Bedürfnisse unserer sittlichen und geistigen Veredlung, so wie unseres häuslichen Lebens und Wohlstands gehen überwiegend von den Ansprüchen unsers innern, höhern und göttlichen Wesens aus.

Philo. Wenn man diese Ansicht tiefer in ihrem psychologischen Zusammenhang mit dem Wesen der Menschennatur auffaßt, so erklärt es sich dann auch ganz heiser, warum der gesellschaftliche Zustand in unserer Mitte so vielseitig nur als eine künstliche Umwandlung der eckelhaften, rohen Aussenseite der thierischen Verwilderung im Waldleben, in eine, das Eckelhafte, Rohe dieser Aussenseite mildernde, aber das Innere ihrer Verwilderung fest erhaltende Kunstform dieser Aussenseite erscheint; deren täuschendes Blendwerk sich oft bis zum Schein des Aesthetisch-

Artigen erhebt und in Gewändern auftritt, die unserer Zeit, Schneider-Kunst nicht bloß bei eiteln Damen, sondern selber bei der stolzesten Armee unsers Welttheils Ehre machen könnten. So weit indessen die Kunst dieser Umwandlung der thierischen Rohheit des Waldlebens in gefällige Formen des Civilisationsverderbens getrieben ist; so ist unstreitig, daß ohne Erkenntniß der höhern Wahrheit, die aus den Tiefen des innern Wesens der Menschlichkeit selber hervorgeht, nicht einmal der einzelne Mensch, will geschweigen, die Masse des gesellschaftlichen Zustands sich über die selbstsüchtigen Gefühle, Ansichten und Neigungen der sinnlichen, thierischen Menschennatur, und die ihr wesentlich beiwohnende Unrechtlichkeit, Lieblosigkeit und Unedelmuth zu den Gesinnungen der wahren Menschlichkeit zu erheben vermag. Der thierische Sinn unsers Geschlechts kennt das Wesentliche der Menschlichkeit und seiner, aus dem innern, göttlichen Wesen hervorgehenden Ansprüche nicht. Er kann sie nicht erkennen. Die Anerkennung ihres reinen, heiligen, selbstsuchtlosen Wesens ist keine Folge der Erfahrungen äusserer Dinge, sie ist keine Folge der Erfahrungen von Welterscheinungen in ihrer äussern Gestalt; sie ist eine Erfahrung meiner selbst in mir selbst, und der Kraft meiner selbst über mich selbst, und über mein sinnliches, thierisches Wesen. Aber der gesellschaftliche Zustand, der in seinem Wesen nicht aus den innern Individualerfahrungen meiner selbst in mir selbst, sondern aus den Erfahrungen äußerer Dinge und äußerer Verhältnisse und ihres Eindrucks auf mich ausgeht, lenkt in allen Ständen an sich selbst durchaus nicht zur Entfaltung, Nahrung und Belebung

der Erfahrungen meiner selbst in mir selbst, sondern vielmehr zur Belebung und Entfaltung von Erfahrungen äußerer Welterscheinungen, die aus der Selbstsucht unserer thierischen Natur hervorgehen.

Nerin staunte. Diese Ansicht schien ihm im ganzen Umfang gleich wichtig und heiter, und Philo fuhr fort: Alle sich auf ihren äussern, sinnlichen Erfahrungskreis einschränkende Menschen kommen deswegen auch allgemein dahin, den Zweck des gesellschaftlichen Zustandes in allen Ständen auf die Ausdehnung, Sicherstellung, und Beruhigung sich angewöhnter Sinnlichkeitsgenießungen einzuschränken; sie untergraben aber in sich selbst dadurch die Kraft unserer wirklichen Menschlichkeit.

Aus dieser Ansicht erhellet denn auch ganz klar, warum besonders in Tagen, in denen die sinnliche Selbstsucht aller Stände durch ihre gesteigerte Kunst, wo nicht so gewaltthätig, doch gewiß so gierig und zaumlos ist, als sie beinahe je gewesen, so viele Menschen in den verschiedenen Ständen im gesellschaftlichen Zustand gegenseitig so leidenschaftliche Ansprüche an Menschlichkeit gegen einander machen, und sich hinwieder eben so leidenschaftlich über die Verletzung der Menschlichkeit gegenseitig anklagen. Und hinwieder erhellet aus eben dieser Ansicht, wie leicht in unsern Tagen eine Menge Leute dahin kommen, sich vollkommen überzeugt zu halten, der Mensch könne im gesellschaftlichen Zustand gar nicht durch die Ueberzeugung des Rechts, er müsse unwidersprechlich nur durch Täuschung, Gewalt, Schrecken und Zerstreuung dahin gebracht, zu thun, was das oft nichtige und irrende Blendwerk äusserer Verhältnissen unabhängig

von den innern Ansprüchen seiner Natur, selber mit Erdrückung und Verkrüppelung der Kraftanlagen, die die göttliche Vorsehung zur Begründung seiner sittlichen, geistigen und häuslichen Selbstständigkeit in ihn gelegt hat, von ihm fordert.

Die beiden Freunde fragten sich noch, ehe sie aus einander giengen, durch was für Mittel der Vorschritt des Civilisationsverderbens, das in unsern Tagen durch die zügellose Selbstsucht unsrer Zeit so allgemein verheerend auf alle Stände des gesellschaftlichen Zustands einwirkt, Einhalt gethan werden könne — und fanden einstimmig, dieses könne nur durch Mittel geschehen, die geeignet seyen, die sittlichen, geistigen und häuslichen Segenskräfte der Menschennatur in den Individuen unsers Geschlechts in der Tiefe unsers innern Wesens zu erneuern, um ihnen dadurch ein Uebergewicht über das gesellschaftliche Verderben, das die Quellen des Menschensegens nach allen Richtungen untergräbt, zu verschaffen. Sie fanden, das einzige Heilmittel unsrer Tage bestehe in der sorgfältigsten Beförderung der Bildungsmittel der einzelnen Segenskräfte, die in allen Ständen des Landes wirklich da sind und vorliegen, und deren erweiterten und geheiligten Spielraum, ich möchte sagen, die Noth der Zeit so wesentlich fordert. Sie fanden ihn wesentlich in der Erhöhung der Wohnstubenkräfte des Volks in allen Ständen, und sahen die Möglichkeit dieser Erhöhung nur in der Vereinfachung der Entfaltungs- und Bildungsmittel dieser Kräfte, so wie hinwieder in der Vereinfachung ihrer Anwendungsmittel, welches beydes aber nur durch eine merkliche Rücktrettung

unsrer Stände zu der kraftvollern und bedürfnißlosern Einfalt unsrer Väter möglich gemacht werden könne, indem dadurch allein die Mehrzahl unsrer abhänglichen, dienstbedürftigen und gnadensuchenden Landeseinwohner gemindert, und die Zahl der kraftvollen, unabhängenden Mitbürger in allen Ständen vermehrt und so eine neue Basis einer solidern Selbstständigkeit derselben in unserer Mitte gelegt werden könne. Mit einem Wort, sie glaubten, die Uebel unsrer Zeit zu mindern müsse man jeden Keim des Edeln, Guten und Schönen, wenn es auch nur noch ein halbes Leben zeigen sollte, mit edler Schonung warten und pflegen, und besonders grossen Landesübeln mehr bey ihren Quellen Einhalt zu thun suchen, als bey ihrem Ausfluß mit grossem Geräusch eine überflüssige und nichtshelfende Mühe zur Schau tragen. Auch dieses meynten sie, man müsse vor der Wahrheit und vor dem Recht, wenn sie etwa in großherzigen Erscheinungen in unsrer Mitte hervortreten würden, zum voraus den Hut abziehn, und auch, wenn sie sich in schwacher, ohnmächtiger Gestalt, ich möchte sagen, im Bettelkleide, zeigen würden, ihnen nicht, wie asiatische Thiermenschen ihren Leibeigenen, ins Gesicht speyen.

Ihr leztes, grosses Wort war dieses, die Veredlung des häuslichen Lebens in allen Ständen, und die Errichtung von Landesschulen, die, indem sie das Beten, das Denken und das Arbeiten mit psychologischer Tiefe und in Uebereinstimmung eines, in allen Ständen mit den Bedürfnissen des veredelten Hauswesens zu befördern geeignet seyen, sey der einzige wahre Anfangspunkt ächter und

allgemeiner Hülfsmittel gegen die milionenfach ungleichen Erscheinungen des innern Wesens unsers Zeitverderbens, über welches die Welt in allen Ständen allgemein, schon seit so langem, ein so lautes Klaggeschrey erhebt, indessen aber nur wenige dieser Klagenden grosse Lust und grosse Gewandtheit zeigen, etwas tiefer in den Kessel hineinzugucken, in dem sich das innere Wesen dieses Verderbens siedend kocht und täglich mehr in unsrer Mitte emporsprudelt.

Nachschrift.

Ich fühlte schon bei der ersten Ausgabe dieser Bögen, und man sagte mir es auch schon damals, wie viel es auf sich habe, als Menschenmaler, und besonders als Menschenmaler seiner Epochen aufzutreten, und man bemerkte besonders noch, daß ich durch mein ganzes Leben die Menschen und die Vorfälle meiner Umgebungen zwar sehr lebendig, aber auch sehr einseitig ins Aug gefaßt habe. Ich widerspreche auch dieses Urtheil gar nicht, ich setze sogar noch hinzu: ich habe die Welt, ich möchte sagen, nur ein paar Schritte vor meiner Hausthüre gesehen. Ich kenne sie und ihr millionenfach verschiedenes Sein und Thun nur in der Schweizertracht und in der Schweizerform, und es ist sogar wahr, ich kannte sie vor meinen zwanziger Jahren, in denen sich meine Hauptansichten über das Sein, Thun und Leiden des Menschengeschlechts in mir selbst bildeten, ich möchte fast sagen, fixirten, nur in ihrer Zürchertracht und in ihren Zürichformen, die aber auch noch dazu von ihrer jetzigen Tracht und Form in einem fast unbegreiflich großen Grad verschieden sind.

Ich habe durch mein ganzes Leben die Welt außer den Grenzen meines Vaterlands kaum betreten. Meine bildliche Darstellung von derselben muß also, sie kann nicht anders, in gewissen Rücksichten eben so beschränkt seyn, als es der Erfahrungskreis, von dem sie ausgieng, auch ist. Ich muß viele Dinge in der Welt sehr einseitig ins Aug gefaßt haben, aber ich bin auch nichts weniger als ein unbedingter Feind

und Verächter einseitiger Ansichten, im Gegentheil, ich glaube, die Welt werde in allen Winkeln und in allen Ecken von einseitig beschränkten Ansichten regiert, und das Glück und der Segen von Millionen Menschen hänge wesentlich von der stillen Reifung und innern Vollendung einseitiger Ansichten ab. Ich bin vollkommen überzeugt, daß eine einseitige, aber von vieler Anschauungswahrheit unterstützte und belebte Darstellung des menschlichen Lebens, und seiner Verhältnisse, gar oft geeignet ist, ein tiefgreifendes Fundament einer richtigen und soliden Ansicht derselben zu gewähren, den eine vielseitige Darstellung desselben nicht selten in ihren wesentlichen Theilen zu erreichen vermag. Diese Wahrheit ist in diesen Bögen auffallend; ich habe das schon an sich in beschränkter Einseitigkeit ins Aug gefaßte Thun und Lassen unsers Geschlechts mit dem ganzen Umfang seiner Anlagen, Neigungen im thierischen Gewande auftreten zu machen gesucht. Dadurch habe ich die lebendige Ansicht meiner einseitigen Darstellung auf der einen Seite zwar verdoppelt, bin aber auch auf der andern Seite dahin gekommen, das Edle und Erhabene der Menschennatur, um deswillen ich das Schlechte, Thierische unsers Fleisches und Blutes allenthalben vorherrschend auffallen gemacht, mit lebendigerer Kraft durchschimmern machen zu können, als dieses mir möglich gewesen wäre, wenn ich nicht durch diese anscheinende Einseitigkeit meiner Darstellung Mittel gefunden hätte, den wesentlichen Ansichten meines Gegenstands einen belebten, und dem sinnlichen Erfahrungskreis meiner Mitmenschen in allen Ständen einen sie lebendig ansprechenden Hintergrund zu geben.

Leser! ich lege dir also diese Bögen als ein Bild meines Geschlechts, wie dieses meiner Individualität in einer für die Geschichte der Menschheit höchst bedeutenden Epoche, war freilich nur in dem beschränkten Erfahrungskreis, in dem ich lebte, und durch denselben begründet in die Augen fiel, und sich in der Eigenheit meiner Lage und Verhältnisse in meiner Seele gestaltete. Ich denke indessen nicht daran, daß die Welterscheinungen meiner Epoche auf irgend jemand anders ganz und allgemein den gleichen Eindruck, wie auf mich gemacht, und glaube auch eben so wenig, daß meine individuelle Ansicht der Welt und meiner Epoche gar große Vorzüge von der Art und Weise haben möge, wie die Welt und diese Epoche hundert und hundert anderen meiner Zeitgenossen ins Aug gefallen seyn mag; aber ich wünsche von Herzen, daß mehrere meiner, besonders vaterländischen Zeitgenossen ihre dießfälligen Ansichten mit eben der Einfachheit, Offenheit, Gradsinnigkeit und Unbefangenheit, wie ich es zu thun gesucht, und zwar mit einem, den meinigen weit übertreffendern Pinsel darlegen mögen.

Was ich mir allein anmaße, ist: daß ich mich ernsthaft bestrebt habe, jedes Bild meines Gegenstands so darzustellen, wie es wirklich in meiner Seele lag. Ich weiß indessen auch wohl, daß das leichte Kleid, in dem ich meine Individualansichten mehr zum belebten Anschauen, als zum künstlichen Zergliedern derselben dargelegt, die große Menschenzahl nicht befriedigen wird, die der Wahrheit nur dann huldigten, wenn sie ihr wenigstens dem Anschein nach künstlich zergliedert vor Augen gelegt wird. Aber

dazu habe ich weder Lust noch Fähigkeit. Ich bin durchaus nicht gemacht, Leuten, die das Leben der Wahrheit nur durch Zergliederung der Begriffe zu suchen, und nur in zergliederten Begriffen zu erkennen, gewohnt und geneigt sind, diesfalls zu befriedigen; und finde noch viel weniger Lust, Leuten, denen die Scheindeutlichkeit leerer Worte, wenn dieser auch schon sowohl der Hintergrund fester Anschauungen, als die Fülle innerer Tiefe der Erkenntniß mangelt, alles in allem ist, Genüge zu leisten. Ich wäre aber auch, wenn ich schon wollte, unfähig, weder der einen noch der andern dieser mir auch einseitig scheinenden Forderungen, einer solchen wirklichen oder bloß Scheinzergliederung der Begriffe zu entsprechen.

Ich bin mir selbst nicht durch die Bestimmtheit sorgfältig gewählter und bestimmt ausgesprochener Worte, ich bin mir selber nur durch die Lebendigkeit meiner mehr oder minder gereiften Anschauungen und Erfahrungen, der daraus hervorgegangenen Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Anschauungen und Erfahrungen in mir selber klar.

Was ich nicht habe, das kann und will ich auch niemand geben, und ich will in diesen Bögen eigentliche nur im gemeinen Menschensinn, im bon sens unsers Geschlechts Anregungen zu Gedanken und Ahnungen veranlassen, deren Keime in der Menschennatur und in jedem Individuum derselben eben so allgemein vorliegen, als sie durch belebte Darstellungen von Bildern, die mit dem Gang ihrer Lebenserfahrungen übereinstimmen und in ihm sich allgemein von selbst zu Tag fördern, und frei und selbst-

ständig, und folglich als ihnen eigenthümliche Gedanken und Ansichten aus ihnen hervortreten.

So wie ich diese Bögen ansehe, sollen also auch die Gedanken, die sie anregen, und die Ansichten, die sie veranlassen, nicht so fast als meine Gedanken und als meine Ansichten, sondern als diejenigen der Individuen, deren Lebenserfahrungen mit der bildlichen Darstellung derselben übereinstimmend sind, angesehen werden.

Also, liebe Blätter! geht in Gottes Namen noch einmal aus meiner Stille in die Welt, in der so viele Winde wehen, und so viele Stürme bräusen; wandert so weit ihr könnt den Weg meines Herzens, wandert auch diesmal so geräuschlos einher, als ihr dieses das erstemal thatet.

Liebe Blätter! ich wünsche nicht mehr viel von euch zu hören, denn ich weiß, das wird nur in dem Fall geschehen, wenn ihr aus Mißverstand viel unnütze Worte veranlassen werdet, und, was am allerleichtesten geschehen könnte, aber für mich auch das Allerempfindlichste wäre, wenn meine, im leichten Gewand, ohne eine Pickelhaube auf dem Kopf, ohne ein Schwerdt an der Seite und ohne einen Prügelstab in der Hand hingeworfenen Bilder den leidenschaftlichen Produkten irgend eines Partheigeists unserer Tage gleichgestellt, und mit denselben, wie wir Schweizer sagen, in einen Kübel geworfen würden.

Erklärung
einiger, in diesem Buche vorkommender Provinzialwörter.

Abtrag, das ist Ertrag.

Aerger, Unwillen, Verdruß.

Ankenballen, Butter in Form von ovalen Kugeln gebildet, womit an einigen Orten Geschenke gemacht werden.

Baare, das ist Krippe.

Bätz, ein Instrument von 2. 3. 5. und mehr Zentner schwer, von Eisen oder Metall verfertiget, das man braucht, Pfähle in die Erde oder in das Wasser, hineinzuschlagen.

Besenfrau, hier, ein Weib, welche mit dem Besen etwas auskehrt.

Emden, d. i. das Grummet abmähen.

Gauch, eine Art kleiner stinkender Käfer.

Gefahren, Zeitwort: heißt Gefahr laufen, in Gefahr kommen.

Gemeinmann, so heißen an einigen Orten die Vorgesetzte einer Stadt, Kommune, oder Dorfgemeine.

Grien, d. i. Kieselsand.

Herbsten, d. i. Trauben lesen.

Heuen, d. i. Gras abmähen, und zu Heu dörren lassen.

Hudeln, d. i. alte Lumpen von Leinwand.

Jucharten, ein Maaß Landes, ohngefähr soviel als ein Morgen.

Kindsverderberinn, nennt man an einigen Orten eine Kindsmörderinn.

Kollern, oder auch **Köldern**, zanken, schimpfen.

Kuder, ist eine Gattung schlechten Hanfes.

Lande, auch **Landeren**, die zwey Stangen des Vorzugs an einem einspännigen Wagen.

Mahlstein, d. i. Mühlstein.

Mehr, d. i. Mehrheit der Stimmen. **Offenes Mehr**, wo die Meynung, für welche man seine Stimme giebt, mit Emporhebung der rechten Hand zu Tage gelegt wird.

Nagelfluhe, ein Bergfelsen, besonders in den höchsten Alpen.

Obwelt, Oberwelt.

Rain, Abhang eines Hügels, auch dessen Rand.

Runz oder Runs, das Bett eines Bächleins, oder kleinen Flusses.

Saarbache, Pappelweide.

Schädigen, d. i. beschädigen, Schaden zufügen.

Schaubhütlerin, heißt eine Person, welche Strohhüte verfertigt.

Schlüßler, Schlüsselbewahrer oder Thorschließer.

Scholle, d. i. Erdscholle.

Schwachen, d. i. abnehmen, schwach werden.

Schweinung, d. i. Abgang, Verminderung.

Serben, (von den Bäumen und Pflanzen sowohl als von dem Menschen gebräuchlich) das ist abdorren, ausdorren, abzehren.

Serbling, ein abzehrendes, schwaches Geschöpfe.

Siegerist, d. i. der Küster, Meßner.

Sothane, (Kanzleystyl) solche.

Sträußen, d. i. sich brüsten.

Tolen, heißt man kleine, unter der Erde angelegte Kanäle, welche das Wasser, oder auch Unreinigkeiten abführen.

Trottbaum, Kelterbaum.

Vergehen, hier so viel als schmelzen.

Verleider, heimliche Auskundschafter und Angeber, oder Ankläger.

Um den Weg seyn, das ist gegenwärtig, an einem Ort seyn, zugegen seyn.

Weibel, d. i. Amtsbote, Gerichtsbote.

Weyhen, eine Art Geyer, gemeiniglich Hühnerweyhen genannt.

Ende des zehnten Bands.

